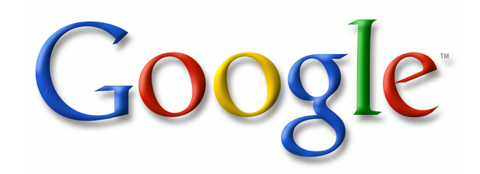
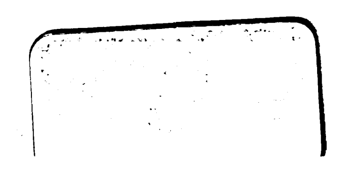





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Franz Grillparzer.

Eine biographische Studie

von

Adalbert Jäulhammer,
k. k. Professor am I. Staats-Gymnasium in Graz.

Graz 1884.

Verlag von Leuschner & Lubensky
k. k. Universitäts-Buchhandlung.



„Jetzt, da Jeglicher liest, und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich . . . .
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen, und immer
So in's Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze!"

Goethe.

Buchdruckerei Styria in Graz.

Vorwort.

Seit dem Erscheinen der Gesammtausgabe der Werke Grillparzer's hat sich das biographische Materiale, das uns Aufschluß gibt über sein Leben, nicht unerheblich vermehrt. Mit dem neu erwachten Interesse für die Dichtungen gieng das Interesse für den Dichter Hand in Hand. Die autobiographischen Aufzeichnungen konnten bei all' ihrer unerhofften Reichhaltigkeit die Neugierde nicht befriedigen und so wurde jede Publication, wenigstens unter den Deutschen in Oesterreich, dankbar begrüßt, welche ihr Scherflein dazu beitrug, die Räthsel eines Dichterlebens zu lösen. Den Arbeiten von Wurzbach, Goedeke, Adolf Foglar und Frau von Littrow folgte noch manche werthvolle Gabe ähnlicher, quellenmäßiger Art. Gerson Wolf brachte Actenstücke, die sich auf die Beamtenlaufbahn, E. Wlassack in seiner trefflichen Chronik des Burgtheaters solche, die sich auf die Stellung Grillparzer's als Theaterdichter bezogen. Auch der Briefwechsel von Zeitgenossen, namentlich solchen, die dem Poeten in dessen jüngeren Jahren näher standen, erwies sich als nicht ganz unergiebig und H. A. Lier konnte z. B. im heurigen Jahre zwölf Briefe Schreyvogel's aus den Jahre 1817 und 1818, die zumeist nur von Grillparzer handeln, aus dem schier unerschöpflichen Nachlasse des schreibelustigen Böttiger veröffentlichen. Die Briefe sind werthvoll und lassen uns abermals bedauern, daß von der Correspondenz des ausgezeichneten Wiener Dramaturgen so viel verstreut und vernichtet, so wenig veröffentlicht ist. Von der Correspondenz Grillparzer's dagegen haben wir bis jetzt nur spärliche Bruchstücke zu

Gesichte bekommen; vielleicht ist überhaupt nicht viel vorhanden, denn der Dichter war kein Freund des Briefschreibens. So muß der Biograph einer Art des Quellenmateriales hier entrathen, die ihm anderwärts die reichste Fundgrube ist.

Die wichtigste Publication, Grillparzern betreffend, die in den letzten Jahren erschien, ist das 1877 von dem Senatspräsidenten des obersten Gerichtshofes in Wien, Baron Theobald von Rizy, als Manuscript herausgegebene Grillparzer-Album. Baron Rizy war, so zu sagen, das lebendige Inventar der Geschichte seines Oheim's, wie dieselbe in der Familie Sonnleithner in allen ihren Einzelheiten genau bekannt war. Mit dem Grillparzer-Album fiel auf einmal Licht auf das Gemüthsleben des Dichters. Der Mann, der so wenig erlebt zu haben schien, die schüchterne Natur, deren Grundzug darin gefunden ward, daß er weder in der Kunst, noch im Leben sich zur Geltung bringen konnte, glich mit einem Male einem stillen Wasser, dessen Tiefe gar manch' reizendes Geheimniß barg. Der Commentar der Lyrik Grillparzer's war der beste Commentar seines Lebens geworden. Auch für Anordnung der Gedichte und Textverbesserung leistete er Erhebliches und die ersten Drucke wurden von Rizy in vielen Fällen nachgewiesen, wenn auch in dieser Hinsicht noch manches zu wünschen übrig bleibt. So erwies sich Rizy's Commentar als ein geradezu unentbehrliches Hilfsbuch für Jeden, der sich mit Grillparzerstudien abgibt. Die verstorbene Excellenz, ein überaus liebenswürdiger und hochgebildeter Mann, hat mir bei ihren Lebzeiten für eine kleine Vorarbeit das Album zur Verfügung gestellt und dasselbe später durch manch' werthvolle Mittheilung auf mündlichem und schriftlichem Wege ergänzt. Ich schulde dem Manne viel Dank und habe seine Mittheilungen in discretester Weise benützt.

Auch von anderen Persönlichkeiten, die mit Grillparzer auf vertrauterem Fuße standen, sind in den letzten Jahren Darstellungen ihrer Erlebnisse mit dem Dichter, zumeist in Wiener Blättern, erschienen, und so hat es heute der Biograph Grillparzer's mit einem in vieler Hinsicht reichhaltigeren Stoffe zu thun. Freilich muß man bescheiden sein, um von Reichhaltigkeit zu sprechen.

Das werthvollste Quellen-Materiale wird, zum Theile aus nahe liegenden Gründen, im gegenwärtigen Augenblicke noch zurückgehalten. Die Papiere Kathy Fröhlich's, die Papiere Rizy's, seine unvollendete Biographie Grillparzer's inbegriffen, sind einstweilen nicht zugänglich und auch der Nachlaß Grillparzer's ist noch nicht erschöpft. So enthält derselbe unter Anderem 600—700 Blätter mit autobiographischen Aufzeichnungen. Die losen Blätter dienten dem Dichter seit 1816 statt eines eigentlichen Tagebuches und Baron Rizy hat dieselben im Winter 1878/9 aus einem chaotischen Zustande in chronologische Ordnung gebracht. Sie enthalten Andeutungen über Grillparzer's intimste Angelegenheiten. Von diesen Aufzeichnungen ist bisher nur ein kleiner Bruchtheil im zehnten Bande der gesammelten Werke unter dem Titel „Aphorismen" veröffentlicht worden. Diese Aufzeichnungen, wie überhaupt der im Archive der Stadt Wien aufbewahrte Nachlaß Grillparzer's und Rizy's, entziehen sich noch der Benützung.

Wenn unter solchen Umständen auch in der Gegenwart das Materiale zu einer Grillparzer-Biographie ein ziemlich beschränktes ist, so muß Jeder, der eine solche Biographie bringt, ihr Erscheinen in gewissem Sinne rechtfertigen. Bei neuen Büchern von einem Bedürfnisse zu sprechen, das ihr Erscheinen veranlaßt habe, ist nicht ohne Gefahr. Gar oft wird der Autor vom Publicum dementirt und die Kritik bemerkt dann nicht ohne Bosheit, daß das Bedürfniß eigentlich nur im Bewußtsein des Verfassers gelegen, der mit seiner Arbeit vielleicht weniger ein ideales, wissenschaftliches, als ein praktisches Ziel zu erreichen strebte. Womit sich die vorliegende Arbeit rechtfertigen will, das ist die Durcharbeitung des in den österreichischen und deutschen Zeitschriften und Almanachen vorhandenen Materiales, vom Beginne bis zum Schlusse der dichterischen Thätigkeit Grillparzer's. Das Ergebniß dieser mühsamen Arbeit ist nicht bloß manch' interessantes Detail aus dem Leben des Dichters, das bisher verborgen war. Die Wiener Correspondenten in auswärtigen Blättern, deren Namen wir in der Regel kennen, geben uns oft auch die wichtigsten Anhaltspunkte über die Entstehungszeit der Dramen Grillparzer's, und die zahlreichen Recensionen seiner Werke

bilden einen überaus wichtigen Theil jener Einflüsse, welche seine Entwickelung als Mensch und Dichter bald förderten, bald hemmten, und welche darzulegen eine der Hauptaufgaben des Biographen ist. Dieses Materiale ist bis jetzt nur wenig benützt worden; die vorliegende Arbeit enthält die Früchte einer sorgfältigen Prüfung desselben.

Ueber die Grundsätze, von welchen ich mich bei der Ausarbeitung dieser Studie leiten ließ, gibt das Buch selbst die beste Auskunft. Daß eine Biographie Grillparzer's in manchen Partien österreichische Geschichte sein muß, dagegen wird wohl der Kundige nichts einzuwenden haben. Die Arbeit kann nur an wenigen Stellen eine Grund legende sein; der Verfasser bescheidet sich, wenn man von ihr sagt, daß sie eine wirkliche Bereicherung unseres Wissens bedeute, und wenn die Umrisse des Bildes, das er zu zeichnen versucht, sich im Verlaufe der Zeit als die richtigen erweisen sollten.

Graz, im September 1883.

Adalbert Fäulhammer.

I.

Das Elternhaus, die Schule und die Gesellschaft sind die wichtigsten Kräfte, unter deren Einflusse sich körperliche Anlagen, sich Geist und Sitte des Menschen entwickeln. Der Ort und die Zeit, in welche die Entwicklung fällt, sind von hohem Belange, Ueberfluß oder die Noth des Lebens greifen wesentlich ein; endlich spielen viele zum Theil ganz unberechenbare Umstände eine wichtige Rolle, namentlich dann, wenn das Kind selbstthätig an dem Werke der Erziehung, das bisher andere bewußt oder unbewußt geleitet haben, mitzuarbeiten beginnt. Ich nenne nur einen wichtigen, die Lectüre.

Versuchen wir es, die wichtigsten Momente aus der Kinderzeit Grillparzer's herauszuheben.

Franz Grillparzer war zu Wien am 15. Januar 1791 als der älteste Sohn des Dr. Wenzel Grillparzer, eines wohlhabenden Advocaten geboren. Der Vater war ein in sich gekehrter, verschlossener Mann, der den geschäftlichen Ernst auch in der Familie nicht abstreifte und den Kindern nur selten näher rückte. Von einer zahlreichen Clientel vollauf in Anspruch genommen, schenkte er dem Hause verhältnißmäßig wenig Aufmerksamkeit und die Erziehung der Kinder — es waren vier Knaben — blieb der Gattin überlassen. Bis zum Peinlichen gerecht gegen alle Welt, konnte er, es geschieht das schon manchmal, ungerecht sein gegen die eigene Familie, indem er die reiche Liebe, die er zu Weib und Kind besaß, tief in seiner Brust verbarg. Der ernste Mann ging übrigens in dem trockenen Berufe nicht vollständig auf; er war ein leidenschaftlicher Freund der Natur und trieb ihren Cultus auch im Kleinen als passionirter Blumenzüchter. Auf Spaziergängen, die er hie und da mit der

Familie in die Auen der schönen Donau unternahm, ist er sogar froh und mittheilsam geworden.

Die Mutter des Dichters, Anna Grillparzer, war eine Tochter des im Jahre 1786 verstorbenen Dr. Christof Sonnleithner, Hof- und Gerichtsadvocaten und Hofrichters des Benedictinerstiftes Schotten in Wien, eines Mannes, der als Rechtsgelehrter und Tonsetzer einen guten Namen hatte, und in dessen gastlichem Hause sich ein kunstgebildeter Kreis um Josef Haydn und W. A. Mozart zu versammeln pflegte. Von den vier Brüdern Annas war der älteste, Franz, Literat, ohne daß er es zu etwas Bedeutendem gebracht hätte. Der zweite Bruder Josef [1]) besaß poetisches Talent und glühende Liebe zur Kunst, freilich auch eine gewisse Unstetheit in seinen Neigungen und Beschäftigungen. Josef Sonnleithner war in bunter Reihenfolge nach Vollendung seiner juristischen Studien Buchdrucker, Kreiscommissär, zeitweilig Vorleser bei Kaiser Josef, dann Concipist bei der k. k. Hofkammer und Reisender für die Privatbibliothek Franz II. Von 1804—1814 leitete er als k. k. Hoftheater-Secretär die beiden Hoftheater. Daneben betheiligte er sich seit 1801 mit Dr. Jacob Holer, Josef Schreyvogel, Dr. Johann Sigmund Rizy und Michael Riedel an dem Kunst- und Industrie-Comptoir, einer Anstalt für Kupferstecherei, die 1805 zu Grunde ging. Sein Hauptverdienst ist jedoch die Gründung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien im Jahre 1812 und die Errichtung des Conservatoriums. Dieser vielbeschäftigte und mit der besten Gesellschaft Wiens verkehrende Mann war in seinen Mußestunden Schriftsteller oder, wie man es damals nannte, Literator. Er bearbeitete mehrere französische Lustspiele für die deutsche Bühne, verfaßte Operntexte und veröffentlichte lyrische Gedichte in Almanachen und Zeitschriften. Man wird deßwegen noch immer nicht sagen können, daß Grillparzer's poetischer Genius in der Familie Sonnleithner wurzle; aber Anregung zur Poesie und Musik streute dieses Haus nach allen Richtungen aus, wie denn sein Dilettantentheater einen gewissen Ruf hatte.

An Vorliebe für das Theater hat es den Wienern nie gefehlt und von der Musik läßt sich wohl behaupten, daß sie damals nirgends mit so viel Gründlichkeit, Verständniß und Innigkeit gepflegt

wurde, als in Wien. Die Unklarheit des Denkens und Fühlens, das politische Elend, die geringe Befriedigung, welche die besten Geister an den heimischen Zuständen fanden, die geistige Leere und noch manches Andere glich oder füllte die Musik einigermaßen aus. Auch Grillparzer's Mutter trieb die edle Kunst mit Leidenschaft. Die gute Frau suchte frühzeitig in ihren Kindern die Liebe zu derselben zu erwecken; sie quälte ihren Erstgebornen, fast ehe er noch des vollen Gebrauches seiner Gliedmaßen sich erfreute, schon mit dem Unterrichte im Clavierspiele und so wurde das, was ihm später im Leben ein Quell des Schönen, ein Trost seiner Mußestunden geworden ist, die Plage seiner Kinderjahre.

Mit den Geschwistern hatte Grillparzer wenig Umgang, da der eine Bruder trotzig und störrisch war, der andere, ein bildschöner Knabe, in seinen Neigungen und Spielen sich ganz weibisch zeigte und um die Wette strickte und stickte, der jüngste erst geboren wurde, als der älteste schon die Schule besuchte.

Die Eltern wohnten am Bauernmarkte (das Haus ist gegenwärtig mit Nr. 10 bezeichnet) in einem jener düstern Häuser Altwiens, das statt traulicher Stuben riesige Gemächer besaß, die selbst mit der Urväter Hausrath nicht gefüllt werden konnten. Die Sonne war ein seltener Gast in diesen Räumen und die Kinder mußten sich in das Arbeitszimmer des Vaters stehlen, um sich der spärlichen Sonnenstrahlen zu freuen, die an den längsten Sommertagen auf die Dielen fielen. In der Kinderzeit keine Sonne! Man darf sich nicht wundern, wenn die Kleinen am hellen Tage Gespenster sahen. Die traurige und öde Wohnung machte der Familie den Landaufenthalt zu Enzersdorf im Gebirge und später in Hernals um so angenehmer. In Enzersdorf wurde der Knabe durch einen alten Schulmeister mit den Buchstaben bekannt und von der Schwester seines Claviermeisters lernte er, ohne daß Jemand darum wußte, geläufig lesen. Die Ueberraschung, die er damit dem Vater bereitete, hatte zur Folge, daß er sogleich in die zweite Classe einer Privatvolksschule am Bauernmarkte geschickt ward, obgleich ihm jegliche Kenntniß des Rechnens fehlte. Einmal zurückgeblieben schenkte der Knabe diesem Gegenstande keine Aufmerksamkeit mehr für sein ganzes Leben und das Einmal Eins ist Grillparzern nie geläufig gewor-

den. Auch in der Sprachlehre blieb der zukünftige deutsche Dichter zurück; dafür bemächtigte sich seiner eine unendliche Leselust, die sich auf Alles erstreckte, dessen er habhaft werden konnte. Die Bibel, das Textbuch der Zauberflöte, eine Uebersetzung des Curtius Rufus wurden verarbeitet und die Heiligen- und Wundergeschichten des Pater Kochem erweckten die Lust in ihm, Geistlicher zu werden. Der Knabe las im Spiele die Messe, obwohl er nur selten in die Kirche ging, weil der Vater, ein eingefleischter Josefiner, dessen Dissertationsschrift auf dem römischen Index stand,[2]) auf Andachtsübungen der Kinder wenig hielt. An Ritter- und Geistergeschichten hatten, sonderbar genug, Vater und Sohn das gleiche Vergnügen.

An Festtagen wurden die Kinder in das Leopoldstädter Theater geführt, wo sie Ritter- und Geisterstücke mit Lust und Grausen aufführen sahen. Grillparzer bemerkt selbst, daß diese Dinge in einzelnen seiner Werke nachklingen, in der „Ahnfrau", im „Traum ein Leben". Das Theater erweckte jetzt in den Kindern die Lust, Comödie zu spielen und der junge Franz beschnitt als Regisseur und Dramaturg die Werke von Spieß z. B. „Clara von Hoheneichen" zum Zwecke theatralischer Aufführung, bei der es natürlich vor Allem auf Improvisation ankam.

Eine Persönlichkeit, durchaus eigenthümlich, ja bizarr, war Grillparzer's Claviermeister, Medaritsch,[3]) genannt Gallus. Träge und nachlässig, wie er war, that der ausgezeichnete Contrapunktist und virtuose Clavierspieler nur gerade so viel, als er zu des Lebens nackter Nothdurft brauchte. Statt daß er seinem Zöglinge Fingersatz und Geläufigkeit beigebracht hätte, lehrte er ihn bezifferten Baß spielen; am liebsten kroch er mit ihm unter dem Flügel herum und versöhnte die Mutter dadurch, daß er in der zweiten Hälfte der Stunde zu ihrem Entzücken phantasirte und Fugen spielte. Diesem wunderlichen Manne erschloß sich das Kinderherz, das hier statt der Strenge und des Ernstes zum erstenmale Liebe und Verständniß fand. Der sonst so scheue Knabe freute sich auf seinen Gallus und wenn er von einem andern Meister in der Musik für den Augenblick mehr gelernt hätte, so war dafür die Anregung, die er von dem bedeutend angelegten Manne für die Kunst erhielt, mächtig genug, um für das ganze Leben nachzuhalten.

Zum erstenmale war dem Kinde, außer seinen Eltern, in Gallus eine Individualität näher getreten, freilich eine solche, die das höchste Können mit dem geringsten Wollen, ein großes Talent mit mangelnder Energie des Charakters vereinigte. Von welchem Einflusse mußte das seltsame Band auf das Kind sein! Denn wenn der Geist des Menschen sich noch im spätesten Alter bildet und umbildet, die Grundzüge des Charakters formen sich in der frühesten Jugend und haften zumeist unzerstörbar, ich möchte sagen, ewig im Menschen. Wer sich die naive Anschauung und die Energie des Wollens, durch welche die Kindheit so schön gekennzeichnet ist, in's Leben mitnimmt, der ist gottbegnadigt. Grillparzer bewahrte sich die erstere Eigenschaft, das goldene Erbtheil seiner Jugend, noch als Greis, aber einen energischen Willen hat der Mann nicht besessen.

Die Phantasie des Knaben hatte bis dahin genug Nahrung erhalten, an Kenntnissen war er nicht allzureich, als er nach zweijährigem Besuche der Volksschule in's Gymnasium treten sollte. Der Vater hatte eine Abneigung gegen den öffentlichen Unterricht, Franz erhielt deßhalb einen Hofmeister in's Haus, der ihn in den Gegenständen der ersten Grammaticalclasse, die zwei jüngeren Brüder in den Elementen der Volksschule unterweisen sollte.

Daß das Jahr mit Nichtsthun zugebracht, daß nicht einmal ein Schulbuch gekauft und der Hofmeister, ein Komiker wider Willen, endlich fortgeschickt ward, überrascht gerade nicht; immerhin befremdet die Indolenz des Vaters, der diese Dinge nicht sah und dann den Knaben dazu verurtheilte, mit einem anderen Lehrer das Lehrpensum des ganzen Jahres in acht Wochen zu absolviren. Die Aufnahmsprüfung ward trotzdem bestanden. Der prüfende Lehrer, ein Blumenfreund, konnte der Versuchung nicht widerstehen, die in Gestalt von Oleanderstöcken an ihn herantrat. Die Oleanderbäume beschatteten die Lücken unseres Zöglings, der als ordentlicher Schüler in die zweite Classe des Gymnasiums zu St. Anna eintrat.

Was sich in der Volksschule zugetragen, wiederholte sich im Gymnasium. Der Knabe blieb in der lateinischen Grammatik zurück, wie er früher im Rechnen zurückgeblieben war, wegen mangelhafter Durcharbeitung der Anfangsgründe und erhielt, zumal die Arithmetik seine schwache Seite blieb, eben nur leidliche Fortgangszeugnisse. Er

verlor den Ehrgeiz, den Sporn regen Wetteifers und gewöhnte sich schon frühzeitig an die pessimistische Anschauung, sich besser zu wissen, als die Oeffentlichkeit über ihn urtheilte. Und das Kind bedarf doch der Anerkennung und der Mann bedarf ihrer und niemand wird ohne Schaden durch längere Zeit der Anerkennung entbehren. So wuchs der Knabe auf, eine dunkle Blume, seiner Fähigkeiten sich nicht bewußt, schier verkümmert, ein Räthsel, das der Lösung harrte. Er begriff die Außenwelt jedenfalls besser, als er von ihr begriffen war. Fremden gegenüber war er in hohem Grade schüchtern, wozu ein ererbter Sprachfehler — er konnte den Laut S nicht correct aussprechen — viel beitrug. Durch unausgesetzte Uebung wurde er übrigens bis zur Unmerklichkeit des Fehlers Herr. Er hatte sogar Scheu vor seinem eigenen Namen, der ihm sehr häßlich vorkam, als ob er das beißende Epigramm A. W. Schlegel's vorgeahnt hätte:

„Wo Grillen mit den Parzen sich vereinen,
Da müssen grause Trauerspiel' erscheinen." [4])

Auch die Eltern klagten über die Verschlossenheit des Jungen, den Lehrern galt er für einen mittelmäßigen Kopf. Nur die alte Großmutter Sonnleithner, eine gescheite und energische Dame, die sich, wie alle Großmütter, auf ihre Enkel am besten verstand und über einen schlagenden Witz verfügte, sah schärfer, denn alle, und sagte in ihrer derben, altwienerischen Art: „Laßt ihn nur gehen, er hat's, wie die Gaiß, zwischen den Füßen". Sie wollte damit sagen, daß der Knabe Fähigkeiten habe, wenn sie auch noch nicht zum Durchbruche gekommen wären. Minder erbaulich klang dem Enkel ein anderer Ausspruch dieser würdigen Frau. Grillparzer zeigte in seinen Knabenjahren Anlage zu einer hohen Schulter. Deßwegen durfte er auch nicht die Geige spielen, wornach all' sein Sehnen ging. Als nun einmal die Großmutter den Körper des kleinen Mannes untersuchte, lautete die Sentenz: „Ja er wird bucklig; aber es schadet nichts, da er doch Geistlicher wird". Zum Glücke ist keines von beiden eingetroffen.

Alle diese Dinge empfand der Knabe auf das Schmerzlichste, und da er Geist besaß, so wehrte er sich dagegen und wie man ihn verwundete und kränkte, so schnellte auch der kleine, schief wachsende Apollo die Pfeile des Witzes gegen seine Gegner, gegen Mitschüler

und Lehrer. Hochgradige Empfindlichkeit und eine oft bis zur Herbheit sich steigernde Satyre ist dem Dichter aus der Knabenzeit zu eigen geblieben. Doch unter den Stacheln da barg er ein Herz, weich, wie das eines Kindes.

Der junge Geist, in der Schule nicht befriedigt, suchte nach Nahrung und diese gewährte ihm die ziemlich reichhaltige Bibliothek des Vaters. Cook's Weltumsegelung, Buffon's Naturgeschichte, besonders Guthrie's und Gray's Weltgeschichte in 92 Bänden wurden mit Gier gelesen. Daneben die Wiener Theaterbibliothek, die von Schiller und Göthe gar nichts, von Shakespeare nur „Hamlet“ und „Lear“ und Lessing's „Nathan“ enthielt. Geßner's Idyllen entzückten ihn, Ewald Kleist befriedigte ihn nicht, überhaupt hatte er für den Vers noch ganz und gar keinen Sinn. Der Büchervorrath einer seiner unverehelichten Tanten war ihm schon früher zugänglich geworden; er enthielt unter anderen einen Band aus „Tausend und einer Nacht“, Gozzi's „Raben“, Göthe's „Götz“ und den „Clavigo“, Schiller's „Lager“ und die „Piccolomini“. Daß „Götz“ und das „Lager“ ihn vollständig gefangen nahmen, die „Piccolomini“ und „Clavigo“ ihn kühler ließen, ist leicht zu begreifen. Mehr als alles gefiel ihm Gozzi's „Rabe“. Von einem Einflusse Klopstock's oder Wieland's in jener Zeit hören wir nichts.

So passirte Grillparzer die beiden Humanitätsclassen. Einmal hatte eine deutsche Aufgabe, ein freier Aufsatz über die Vergänglichkeit der Zeit, seine Gedankenwelt aufgerüttelt und sein Elaborat wurde als das zweitbeste der Classe bezeichnet; dagegen mußte er sich im nächsten Jahre bei Gelegenheit einer metrischen Uebung, die darin bestand, daß die Schüler zerbrochene deutsche Hexameter wieder in Ordnung bringen sollten, von dem Professor Anton Stein nachsagen lassen, daß er in der ganzen Classe am wenigsten ein Ohr für den Vers habe. Das klingt nun lächerlich; aber ganz im Unrecht war der strenge Magister, ein Verskünstler in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache, nicht. Eine gewisse Lässigkeit und Unfertigkeit des Versbaues läßt manch' schönes, lyrisches Gedicht Grillparzer's nicht zur vollen Geltung kommen. Die Sache ist um so seltsamer, da der Dichter ein guter Musiker war. Für die deutsche

Literatur wurde der junge Student nicht erwärmt, das lag nicht in der Absicht des Studienplanes und Professor Stein besaß auch nicht die Gabe hiezu. Grillparzer erhielt nicht einmal eine Anregung, womit sich manchmal bedeutende Köpfe begnügen müssen. Dafür zog Horaz den Jüngling an, der bis dahin das Lateinische als die Qual seiner Studienjahre zu betrachten gewohnt war. Seine Sinn- und Sacherklärungen trugen ihm den Beifall des Lehrers ein.

Darauf ging es an den philosophischen Cursus. Die Art, wie die Wissenschaft an demselben betrieben wurde, vermochte nicht die Theilnahme und Aufmerksamkeit begabter Schüler zu erwecken. Der Professor der Philosophie in Wien befand sich noch auf dem Wolfischen Standpunkte, und polemisirte gegen Kant, den doch Reinhold längst verständlich gemacht hatte. In den übrigen Disciplinen stand die Sache nicht besser; nur die Geschichte regte Grillparzern an, für die er seit der Kinderzeit ein großes Interesse bewahrte. So kam es, daß der reifere Jüngling sich der Lectüre flacher und seichter Romane von Spieß, Kramer, Lafontaine zuwandte, also einen vorübergehenden Rückschritt in seiner Bildung zu verzeichnen hatte. Dafür ist der Mann dem Romane nie hold gewesen. Noch andere Zerstreuungen, mitunter bedenklicher Art, begünstigte die akademische Freiheit, z. B. den Kaffeehausbesuch, in der damaligen Zeit eine specifisch österreichische Einrichtung zur Erzeugung von Gedankenlosigkeit, Geistesleere und sogenannter gemüthlicher Geselligkeit. Auch das Theater lockte, um so mehr, als der fünfzehnjährige Student eine heftige Neigung zu der Schauspielerin eines Vorstadttheaters faßte, die in gleichem Alter mit ihm war. Als er diese Person einmal an der Seite eines reichen alten Sünders, der sie aushielt, in einer Loge sitzen sah, da ergriff den jungen Menschen, reizbar, wie er war, ein nervöses Fieber, das ihn mehrere Tage an's Bett fesselte, ihn aber von allen Illusionen gründlich heilte. Ein stark ausgeprägtes Scham- und Ehrgefühl bewahrte ihn hiebei vor Verirrungen, denen viele seiner Collegen erlagen und machte sich auch geltend, als das erste Semester des ersten philosophischen Curses mit einem Mißerfolge schloß. Durch Fleiß und Ausdauer brachte er es in kurzer Zeit dahin, unter die besten Schüler gezählt zu werden, aber der Fleiß entsprang nicht regem Wissensdrange,

sondern äußerlichem Pflichtgefühl. Grillparzer versäumte nie eine Unterrichtsstunde, dafür träumte er in der Schule und hieng Gedanken nach, die mit dem vorgetragenen Gegenstande zumeist nichts gemein hatten.

Unwillkürlich fragen wir uns an dieser Stelle, warum denn das reiche Geistesleben Göttingen's und Jena's, dem bald Berlin in so herrlicher Weise nachfolgte, in Oesterreich gar keinen Widerhall fand? Unter Maria Theresia und Josef II. waren doch die schönsten Anfänge gemacht worden! Abgesehen von der allgemeinen kläglichen Umkehr unter Leopold II. mochte viel der Bann beigetragen haben, der seit 1794, seit der Affaire Hebenstreit und Martinovicz auf dem Lande lastete.[5]) Die Conspiration gab der Regierung Gelegenheit in den Erbländern durch ein strenges, bis in die Geheimnisse des Familienlebens tastendes Polizeiregiment, namentlich durch eine Verschärfung der Censur, die Geister niederzuhalten, in Ungarn die vor kurzem noch so stürmische Opposition durch wahre oder geheuchelte Furcht vor Jacobinismus zum Schweigen zu bringen. Statt des frischen Luftzuges unter Josef II. war eine drückende Schwüle eingetreten, die Grafen Saurau und Chorinsky sorgten für die Herstellung einer normalen „Stimmung", und viele Wiener begaben sich damals nach Deutschland, um der österreichischen Polizei auszuweichen, so z. B. Schreyvogel, der später so berühmte Dramaturg, der damals nach Jena und nach Weimar in die Lehre gieng.

Bis dahin hat die Entwicklung des jungen Grillparzer nichts Außergewöhnliches; sie muthet uns an, vielleicht gerade deßhalb, weil wir es nicht mit einem Wunderkinde zu thun haben. Doch jetzt begann der Genius, der in dem Jünglinge schlummerte, seine Fittige allmählig zu entfalten. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, zunächst die Ereignisse des Jahres 1805, welche die Monarchie in den Grundvesten erschütterten. Vater und Sohn waren die glühendsten Patrioten, sie hingen mit jeder Fiber ihres Herzens an dem theuren Vaterlande, um so mehr, wo es jetzt unter den Schlägen des Feindes aus tausend Wunden blutete und den Erbfeind nach der Katastrophe von Ulm in die Mauern seiner alten Hauptstadt einziehen sah. Auch diesmal hatte die Unfähigkeit der

Verwaltung die Hilfsquellen des reichen Donaustaates und des begeisterten opferwilligen Volkes nicht zu nützen verstanden. Weder die Staatsmänner, noch die Feldherren hatten ihre Schuldigkeit gethan. Die Ehre des Landes stand in Gefahr. Die schmachvollen Ereignisse des Jahres 1805 wühlten in der Brust des jungen Grillparzer und die geharnischten Worte seines ersten, uns erhaltenen Gedichtes „Schlecht und Recht", noch ungelenk in der Form, aber kräftig und wahr im Ausdrucke, die Sache beim rechten Namen nennend, zündeten in Wien, nachdem das Gedicht wider den Willen des Autors und seines Vaters rasche Verbreitung gefunden. Das erste Gedicht zeigt uns Grillparzern als Frondeur und Frondeur ist er geblieben sein Lebelang, trotz oder vielleicht wegen seines Patriotismus.

So wenig der Vater bisher mit den schöngeistigen Hervorbringungen seines Sohnes einverstanden war, weil sie nach seiner Ansicht von den Studien abzögen und zu nichts führten, so war er doch jetzt ein wenig stolz auf ihn, als er dessen Verse, freilich, ohne daß der Name des Verfassers bekannt wurde, im Gasthause unter allgemeinem Beifall vorlesen hörte.

Das traurige Jahr 1805 gieng vorüber. Der Feind zog ab, nachdem er Oesterreich schwer gedemüthigt hatte. Die Noth der Zeit, die große Gefahr, in welcher die Monarchie zumal nach der Allianz Napoleons mit dem Zaren schwebte, erheischte, daß man mit Hintansetzung kleinlicher Rücksichten und mit dem Aufgebot aller Kräfte, der Persönlichkeiten sowohl, als der Hilfsmittel, an dem Wiederaufbau des Staates arbeite. Eine Politik im großen Stile sollte eingeschlagen werden. Philipp Stadion war seit 1805 der Leiter derselben.[6]) Seit Thugut's Rücktritt wieder der erste bedeutende Minister, den Oesterreich besaß, übertraf er diesen nicht an Menschenkenntniß und an der Höhe staatsmännischen Blickes, wohl aber an der Klarheit seiner Politik, so daß Freund und Feind wußten, was sie von dem Manne zu halten hatten und dadurch, daß er erkannte, wie eine tiefernste Reform, über alle Zweige der Verwaltung des Staates sich erstreckend, sorgfältig erwogen und aufrichtig von den geeigneten Männern durchgeführt, der erste Schritt seiner Thätigkeit als Minister des Aeußeren sein müsse. Seine Kundmachung vom 6. Februar 1806 verhieß Lösung der Geistesfesseln und allseitige Förderung

jedes gemeinnützigen Strebens. In Bezug auf die Censur war er der Ansicht, daß den Büchern volle Freiheit, den Blättern nur eine beschränkte zu gewähren sei. „Der Mann für den Dienst, nicht der Dienst für den Mann," war sein Sprichwort. Er vergaß auch keinen Augenblick, daß Oesterreich nach der Katastrophe von Jena und der Zertrümmerung des preußischen Staates zugleich Deutschland sei und Männer wie Stein, Schön und Niebuhr dachten dasselbe. Die Schwierigkeiten freilich, mit denen Stadion zu kämpfen hatte, waren ungeheuer und er kam bei der Kürze seiner Amtirung über die Anfänge der Reformen nicht hinaus. Zudem waren die zwei bedeutendsten Männer, auf denen die Arbeit lastete, Erzherzog Karl und Graf Stadion, entgegengesetzte Charaktere, ohne sich ergänzen zu wollen, und arbeiteten nicht immer im Einvernehmen mit einander. Der Erzherzog leitete die Reorganisation der Armee. Ein hervorragendes militärisches Talent und von scharfem Blicke, ermangelte er eines festen fortreißenden Willens, des Glaubens an sich und an die Kraft des Staates. Immerhin geschah vieles auf dem Gebiete des Heerwesens und der Staatsverwaltung. Die Milderung der Censur vergönnte den Leuten in Oesterreich, wieder zu athmen und zu sagen, was dem Staate fehle und dessen war nicht wenig. Im Jahre 1807 erschien Frau von Staël in Begleitung A. W. Schlegel's in Wien. Sie vertrat das legitimistische Princip, war in der vornehmen Wiener Gesellschaft bald heimisch, schürte nach Kräften gegen Napoleon und beobachtete scharf die österreichischen Zustände. In ihrem Buche „Deutschland"[7]) spricht sie sich unter anderem über einen Grundfehler des österreichischen Systemes sehr richtig aus, so daß ich die Stelle hier anführe, zumal sie einige Wichtigkeit für unsere Darstellung hat. Frau von Staël sagt: „Der Oesterreicher thut mehr für die Pflicht, als für den Ruhm; die Belohnungen der öffentlichen Meinung sind so unscheinbar, ihre Strafen so sanft, daß ohne den Sporn des inneren Bewußtseins es in diesem Lande keinen Grund gäbe, zu handeln. Man findet in Oesterreich eine Menge Vortrefflichkeiten, aber wenig wahrhaft ausgezeichnete Männer, weil es dort wenig frommt, besser zu sein, als andere. Man wird nicht beneidet, wenn man es ist, wohl aber vergessen, was noch niederschlagender ist. Der Ehrgeiz beharrt auf der Begierde,

Stellen zu erhalten, das Genie ermüdet über sich selbst. Das Genie mitten in der Gesellschaft ist ein Schmerz, ein inneres Fieber, das wie ein äußeres behandelt und geheilt werden müßte, wenn die Belohnungen des Ruhmes nicht die Leiden versüßen würden, die er verursacht." Die Worte lassen sich auf Erzherzog Karl, auf Graf Stadion, auf Grillparzer, kurz auf alle hervorragenden Männer des vormärzlichen Oesterreichs in gleicher Weise anwenden. Doch eines hat Frau von Staël in ihrer Germania, die sie nicht ohne Absicht dem neuen Kaiserreich gegenüberstellte, übersehen, weil die vornehme Dame das in dem Salon der Wiener Aristokratie nicht sehen konnte, die unverwüstliche Kraft der österreichischen Völker oder, wie man damals noch sagte, des österreichischen Volkes und seine Hingebung an die Sache des Vaterlandes und an die Dynastie. Das war der Geist des Jahres 1809. Freiherr von Stein begriff das österreichische Volk besser.[8])

Während sich in Oesterreich weltgeschichtliche Ereignisse von der größten Tragweite vorbereiteten, oblag Grillparzer seinen Studien und die Lectüre der Jugendwerke Schiller's, vor allem des Carlos, begeisterte ihn zu seinem Jugenddrama, „Blanca von Castilien", der Gemahlin Peter's des Grausamen. Die Arbeit schritt ziemlich langsam vorwärts und der junge Dichter hatte dabei immer den Carlos im Auge. Als das Stück vollendet war, da war es dermaßen in die Breite gerathen, daß man zwei Abende daran zu spielen gehabt hätte. Es blieb im Pulte liegen und Grillparzer machte niemandem davon Mittheilung, auch nicht dem Vater, da er dessen Abneigung gegen die poetischen Bestrebungen des Sohnes kannte. Die Jugendarbeit gelangte nicht zur Aufführung und wurde auch niemals gedruckt. Der Oheim Sonnleithner, der Leiter des Burgtheaters, wies das Trauerspiel später als nicht geeignet zur Aufführung zurück; vielleicht hatte er es nach seiner Gewohnheit nicht einmal gelesen. Heinrich Laube, gewiß ein competenter Richter, urtheilt über das Erstlingswerk des 15jährigen Dichters, wie folgt:[9]) „Die Arbeit bekundet in den ersten Acten ein ungemeines Compositionstalent. Gleich in den Eingangsscenen ist eine Spannung erreicht und ist eine so mannigfache Verzweigung angelegt, wie sie wohl selten bei einem 15jährigen Dramatiker vorkommen mag, also

ein Zeichen von ursprünglichem Talente. Die zweite Hälfte des Stückes geht unverhältnismäßig in's breite." Noch andere Arbeiten, die in das sechzehnte und siebzehnte Lebensjahr des Dichters fallen, haben sich erhalten, kurze Schauspiele bürgerlichen Themas, dann Anfänge von Stücken, darunter ein heiter angelegter Heinrich IV. Auch diese Erstlinge bekunden nach Laube ein positives dramatisches Talent in Führung der Handlung und der Charakteristik. Es wäre gewiß von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung des Dichters, wenn uns diese Jugenddramen vor der Ahnfrau zugänglich würden. Sie müßten so lehrreich sein, wie Göthe's „Gottfried von Berlichingen", wie alles, woran ein Dichter in seiner ersten Bildungsepoche Selbstkritik lernt.

Auch an lyrischen Versuchen fehlte es nicht. Der schwermüthige Jüngling griff zur Elegie, um seinen wirklichen und eingebildeten Schmerzen Luft zu machen. Die Elegie auf den Tod einer Grille, — sie trägt das Datum des 14. Mai 1806, — ist in aller Form dem Claviermeister Gallus gewidmet, und in der nächsten Zeit kam er, obwohl ihn die „Blanca von Castilien" und andere Dramen in Anspruch nahmen, wiederholt auf die Lyrik zurück. In einer Aufzeichnung aus etwas späterer Zeit bemerkt Grillparzer über sein damaliges poetisches Schaffen: [10]) „Andere Dichter macht das Dichten warm, mich macht es kalt. Das Haschen nach Worten, Silben, Reimen ermüdet mich und das Feuer meiner Phantasie muß den höchsten Gipfel erstiegen haben, wenn ich im Stande sein soll, ein Gedicht an einem Tage zu vollenden, wie ich es mit der Ballade „Das Grab im Walde" that. Damals erinnere ich mich, waren meine Gefühle bis zum Ende in Bewegung. Die Verse und Reime flossen schnell aus meiner Feder, so wie dies auch bei dem Gedichte „Der wahre Glaube" und beim „Mädchen im Frühling" der Fall war. Alle übrigen auch noch so kleinen Gedichte flickte ich mühsam und stückweise zusammen". Von diesen Gedichten ist uns das „Grab im Walde", eine Ballade von 37 Strophen, erhalten. Es war das erste und einzigemal, daß Grillparzer diese Dichtungsart behandelt hat.

Neben der Poesie betrieb Grillparzer damals die juristischen Studien und zwar ziemlich gleichgiltig. Er studirte die letzten Wochen,

die der Prüfung vorangiengen, mit eisernem Fleiße und vorzügliche Zeugnisse erweckten nicht in ihm, wohl aber in dem Vater und den Lehrern den Glauben, daß der junge Mann ein vorzüglicher Jurist sei. Was sich so oft wiederholt, daß nämlich gerade die besten Köpfe ihre eigenen Wege gehen und nicht diejenigen, welche die Schule ihnen vorschreibt, das zeigte sich auch bei Grillparzer. Während des philosophischen Curses holte er die alten Sprachen nach, die er im Gymnasium hätte lernen sollen, in den juristischen Hörsälen die Philosophie, so daß er die Rechte, wie er sagt, eigentlich nie lernte. Trotzdem machte er, wie uns berufene Männer berichten, der älteren österreichischen Rechtsschule durchaus keine Unehre.

Schon früher hatte Grillparzer mit einem Studienkollegen, Namens Meiller, innige Beziehungen gepflogen; Begeisterung für die Poesie war das Band, das die Freunde, die im Alter um mehrere Jahre auseinander waren, zusammenhielt. Die beiden jungen Leute planten sogar einmal, ein belletristisches Journal „Irene" herauszugeben, doch die Censurstelle, der die Probebogen vorgelegt wurden, verweigerte die Bewilligung zur Herausgabe des Blattes und bewahrte unsern Grillparzer vor dem Schicksale, Journalist zu werden. Kurz darauf starb Meiller, der sich den theologischen Studien zugewandt hatte. Der hingeschiedene Freund wurde bald mehr als ersetzt. Bei dem Sohne des Hofsecretärs Wohlgemuth versammelten sich regelmäßig einige Collegen zu einem wissenschaftlichen Conversatorium. Derlei Cirkel sind für begabte Schüler im reiferen Alter von den wohlthätigsten Folgen, da sie die Anregungen der Schule weiter verarbeiten; nur muß ein klarer, ruhiger Kopf darunter sein, der zur Zeit anspornt, zur Zeit zügelt und Ordnung und Zucht unter die leicht bewegliche Schar bringt. Auch Grillparzer nahm an den Uebungen Theil; Kant und Fichte wurden durchgearbeitet, aber die Sache wollte nicht recht vorwärts gehen. Da erschien zur Freude der Gesellschaft der Studiosus Georg Altmütter, ein Jahr zuvor wegen eines Zwistes mit einem Professor relegirt, wieder in Wien, und der Geist und der Humor des jungen Mannes war der Sauerteig, der dem kleinen Kreise bisher fehlte. Bei dem ersten Begegniß schon schloß sich der um vier Jahre ältere Student an Grillparzer an und daraus entstand ein Freund-

schaftsbund für's ganze Leben, für beide Jünglinge gleich fruchtbringend. Grillparzer hatte wieder, wornach er sich sehnte, denn, was man von Herder sagte, das sagte er auch von sich: seine Seele bedürfe der geistigen Zuneigung anderer, wie der Luft zum athmen. Altmütter vernachlässigte damals seine juristischen Studien, wie er auch sein Aeußeres vernachlässigte, und beschäftigte sich mit Chemie, in welcher Wissenschaft er wiederholt wichtige Entdeckungen machte, ohne dieselben in seiner Bequemlichkeit oder Arglosigkeit rechtzeitig zu veröffentlichen. Im Jahre 1816 ward er Assistent und ein Jahr später Professor der Technologie an der neu gegründeten Wiener polytechnischen Schule. So verdienstliches auch Altmütter in dieser Stellung für die Wissenschaft und für die Schule leistete, — der berühmte Technologe Karmarsch war sein Schüler — so scheint er doch weder sich, noch dem Freunde das erfüllt zu haben, was er in der Jugend versprochen. Ein ausgezeichneter Chemiker, versichert Grillparzer, stack in diesem Manne, gelangte aber nicht zur rechten Entwickelung. Der Fall steht in der Gelehrtenwelt Oesterreichs nicht vereinzelt da, er bildete im Vormärz fast die Regel und die Ursache dieser Erscheinung liegt nahe. Der Unterricht ward an den österreichischen Hochschulen, mit wenigen Ausnahmen, dogmatisch, nicht kritisch betrieben, die Methode der Forschung wurde nicht gelehrt, die rechte Einführung in die wissenschaftliche Arbeit fehlte. Während an den Hochschulen Deutschlands dem Jünger der Wissenschaft das Feld bezeichnet ward, auf dem er mit Erfolg arbeiten könnte, um sein Scherflein dem Erbtheil der Altvordern hinzuzufügen, während er das Rüstzeug, die Schulung vom Lehrer erhielt, waren unsere Gelehrten nothgedrungen zumeist Autodidakten, mit den Vorzügen und Mängeln dieser Richtung, und jeder bedeutende Mann mußte von vorne an die ganze Materie durcharbeiten und hatte oft mit dieser Handwerksarbeit sein bestes verbraucht, wenn er endlich dazu kam, schöpferisch und selbstthätig in die Wissenschaft einzugreifen. Wer wollte aber nicht Achtung haben vor solchen Männern, die aus sich selbst herausholten, was anderwärts als Erbschaft vergangener Geschlechter besessen und genossen ward? Auf das Wiener Polytechnicum beziehen sich übrigens diese Dinge am allerwenigsten. Diese Anstalt war damals, unter Prechtl's Leitung und mit Lehrern

wie Meißner, Gerstner, Stampfer u. a. ausgestattet, der Stolz Oesterreichs und das Vorbild ähnlicher Institute in Deutschland.

Der kleine Kreis junger Juristen, der sich, wie eben bemerkt, im Wohlgemuth'schen Hause versammelte, und insbesonders Grillparzer, fand eine mächtige Anregung in einem Wochenblatte von seltener Vortrefflichkeit, das in den Jahren des Stadion'schen Regimentes in Wien erschien und sich die Aufgabe stellte, durch scharfe Kritik den Geschmack des Wiener Publikums, namentlich in Dingen der Kunst und Literatur, zu läutern und zu heben. Josef Schreyvogel war, von Jena zurückgekehrt, in den Jahren von 1802—1804 Hoftheater-Secretär gewesen und hatte die Stellung aufgegeben, um sich ganz dem Kunst- und Industrie-Comptoir zuzuwenden, von dem wir vorzügliche Kupferstiche, z. B. die große Lipsky'sche Karte von Ungarn, damals ein Muster der Kartographie in Deutschland, besitzen. Nachdem die Anstalt den Besitzern nur Verluste einbrachte, gieng sie ein und Schreyvogel, schon vom Gründungsfieber ergriffen, gab in den Jahren 1807 und 1808, zuerst allein, später gemeinsam mit Dr. Lindner, das „Sonntagsblatt oder Unterhaltungen von Thomas West“ heraus, das von der Camesina'schen Buchhandlung verlegt wurde.[11])

Schreyvogel war ein geistvoller Mann, von durchdringendem Verstande, von großer Belesenheit und tiefer Einsicht in das Wesen der Kunst und namentlich des Theaters; dazu schrieb er ein elegantes, schneidiges Deutsch. In seinen Kunstansichten conservativ, war er schon in Jena ein Gegner der Romantiker gewesen und bekämpfte nun in dem neuen Blatte die Gebrüder Schlegel, deren kritische Importanz ihm angesichts ihrer künstlerischen Unfähigkeit, ihrer Einseitigkeit und Eitelkeit bedenklich vorkam. Mit allen Fäden an dem Classicismus Lessing's und der Weimarer Schule hangend, ein Bewunderer Shakespeare's, Calderon's und des Cervantes, verkannte er nicht die Schwächen seiner Lieblinge, z. B. der spanischen Bühne. Und wie Lessing in seiner Dramaturgie am stärksten dort ist, wo er verneint, und wie er mit den furchtbaren Waffen seiner Polemik oft mehr niederschmettert, als er beabsichtigt, so auch Thomas West gegenüber den Romantikern. Seine vernichtende Ironie gegen Görres und andere begeisterte Verehrer

der altdeutschen Dichtung läßt ihn „Des Knaben Wunderhorn" und das Nibelungenlied unterschätzen. Wie sehr er sich Wien's gegen die norddeutschen Zeitungscorrespondenten annimmt, so kritisirt er doch scharf das Theater und die gesellschaftlichen Zustände seiner Vaterstadt und dämpft den übertriebenen Localpatriotismus für gewisse heimische Größen, z. B. Heinrich von Collin, den Füger der Literatur. An dieser gesunden, geschmackvollen, hie und da bis zur Einseitigkeit scharfen Kritik sog sich das damalige junge Geschlecht satt und viele Ansichten und Lehrmeinungen des Sonntagsblattes hat Grillparzer in's Leben mitgenommen und Thomas West oft und wieder dafür gedankt.

Grillparzer hatte damals alles, dessen er bedurfte, einen treuen Freund, der ihn durch das junge Leben geleitete, das Feuer der Poesie und die Begeisterung für alles Hohe und Schöne in seiner Brust und Vater und Mutter, die für ihn sorgten, die allmählig den Werth ihres ältesten Sohnes ermaßen und denen er sachte näher und näher rückte. Auch an Scherz und Spiel fehlte es nicht. Das Theater wurde besucht und Theater, sogar Puppentheater, wurde im Wohlgemuth'schen Hause von dem Juristenclub gespielt und eine Jugendneigung unseres Dichters verschönte diese Zeit, die in wohlthätigem Gegensatze zu den freudelosen Kinderjahren stand. Doch ein erschütterndes Ereigniß in der Familie Grillparzer's unterbrach das Idyll. Sein Vater fing an zu kränkeln. Den ernsten Mann drückte mannigfaches Leid. Ein Sollicitator betrog ihn um eine namhafte Summe; der Krieg des Jahres 1809, mit den Niederlagen in Bayern eröffnet, störte die Geschäfte, die Ausgaben stiegen, die Einnahmen blieben endlich ganz aus und der Ehrenmann, dem Schuldenmacher und Dieb gleichbedeutende Worte waren, mußte ein Darlehen aufnehmen. Der Sohn, von trüben Ahnungen umweht, gieng nach langen Jahren wieder zum Clavier. Schier alles hatte er vergessen. Er gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe und erlangte darin eine solche Fertigkeit, daß er oft stundenlang phantasirte, ja im Stande war, wie er uns erzählt, die Begebenheiten eines beliebigen Kupferstiches, den er sich vorlegte, auf dem Flügel in Tönen wiederzugeben. Das Stimmungsvolle, Unklare der Musik mochte gerade zu seiner damaligen Gemüthslage

passen. Er setzte mehrere Lieder, unter andern auch den Göthe'schen „König von Thule" und sang das Lied dem Vater vor, der sich daran nicht satt hören konnte. Doch als er kränker ward, da bat er den Sohn, er möchte das Lied nicht mehr singen, es mache ihn traurig.

Die Franzosen standen vor Wien und beschossen die innere Stadt. Das Studentencorps that das Seine, um den Reichsfeind von den Mauern der Residenz abzuwehren, natürlich war der Widerstand nicht nachhaltig; zum wenigsten fiel Wien nicht so schmachvoll in die Hände des Feindes, als im Jahre 1805. So tief die Uebergabe den Vater Grillparzer's schmerzte, so gieng er doch die ersten Abende nach der Besetzung der Stadt in die Straßen, um mit seiner Kenntniß des Französischen seinen Mitbürgern auszuhelfen und Conflicten vorzubeugen. Der Sohn haßte die Franzosen nicht minder als der Vater, gleichwohl zog es ihn mit zwingender Gewalt nach Schönbrunn, um Napoleon zu sehen, wie er vor der Freitreppe des Schlosses kalt und ehern auf seine Schlachthaufen sah, die in langen Reihen an ihm vorüberzogen. Das Dämonische, wider Willen Fesselnde, alles Ueberwältigende in der Erscheinung des Mannes mochte ihm wohl vorschweben, als er zwölf Jahre später dem todten Cäsar den schönen Nachruf widmete.

Die Katastrophe des Staates traf zusammen mit der Katastrophe in Grillparzer's Familie. Die Hoffnung auf den endlichen Sieg des Vaterlandes schien die Tage des Vaters zu verlängern, doch als er den Heldenkampf von Aspern und Wagram umsonst gefochten sah und den gedruckten Friedenstractat, der sein Oesterreich so schwer demüthigte, in Händen hatte, da brach dem schlichten Bürger das Herz; kurze Zeit darauf, am 10. November 1809, ist er im Alter von 49 Jahren gestorben.

Grillparzer hat seinem Vater ein rührend einfaches Nachwort gesprochen. Er sagt: „Ich habe meinen Vater eigentlich zärtlich nie geliebt. Er war zu schroff. Indem er mit einem höchst erfolgreichen Bemühen jeden Ausdruck der eigenen Empfindung in sich verschloß, machte er die Annäherung jedem Fremden beinahe unmöglich. Erst später, als ich die Gründe mancher seiner Handlungen einsehen lernte und der bis jetzt fortdauernde Ruf seiner beinahe

fabelhaften Rechtschaffenheit mich beglückte und — in weiter Entfernung — zur Nacheiferung begeisterte, habe ich seinem Andenken nachgetragen, was ich in der Gegenwart zum Theile versäumte." Mit dem Tode des Vaters war die Jugend Grillparzer's zu Ende. Der träumerische, ahnungsvolle Jüngling, über den das Schicksal schweres Leid verhängt hatte, schweres Leid noch verhängen sollte, das ihm aber auch über das Mittelmaß menschlicher Größe weit hinauszuragen vergönnte, war zum Manne geworden.

Mit dem Frieden von Schönbrunn war auch der kurze Traum Oesterreichs von einem Völkerfrühling zerronnen. Es kam die Zeit der Mäkler, Schreiber, Polizeiofficianten und anderer Vertrauensmänner. Man dämmte die Volkskraft ein und schloß sich von Deutschland ab. Die Finanznoth mit dem Bankerotte des Jahres 1811 machte das Volk arm, aber nicht sparsam, denn dem Wohlleben und der Schaulust geschah kein sonderlicher Abbruch. Die schüchternen Bemühungen der Regierung liefen nur darauf hinaus, die materielle Lage erträglich zu machen. Die herrliche, ideale Zeit der Befreiungskriege gieng an Oesterreich fast spurlos vorüber; die Diplomaten hatten ihrerseits hiebei das meiste gethan und sogar diplomatisch den Krieg geführt. Die öffentliche Meinung vertrat der „österreichische Beobachter", dessen interessanteste Notizen über das Inland nicht selten der Stand der Consols und der Wiener Theaterzettel waren und der nach eigenem Geständnisse die Aufgabe hatte, sämmtliche Blätter des Auslandes durchaus entbehrlich zu machen. Für das Volk sorgten die Herren Richter und Gewey, die Verfasser der von der Regierung patronisirten Eipeldauerbriefe. Wien war das Centrum dieses naiven Epikureismus. Und das war der Boden für die literarische Thätigkeit Grillparzer's.

II.

Der Tod des Vaters brachte die Familie in eine mißliche Lage. Mit Mühe rettete die Mutter aus dem Schiffbruche ihr Heiratsgut und für die vier Kinder blieb, nachdem die Schulden getilgt waren,

so gut als nichts übrig, denn das Finanzpatent von 1811 traf auch hier, wie überall, den Bürger besonders hart. Der achtzehnjährige Grillparzer war jetzt das Haupt der Seinen; er befand sich gerade im dritten Jahrgange der Rechtsstudien und mußte nicht nur sich durchbringen, sondern auch darauf Bedacht nehmen, seine an Wohlstand und glückliche Verhältnisse gewöhnte Familie zu unterstützen. Wenn auch die „Blanca von Castilien“ vom Oheim Sonnleithner zurückgewiesen ward und der Autor deßwegen beschloß, die Poesie einstweilen ruhen zu lassen und sich mit der Wirklichkeit abzugeben — ein Versprechen, das er übrigens nicht sonderlich hielt — so half man doch der bedrängten Witwe und ihren Kindern von allen Seiten und der junge Mann erhielt alsbald von seinen Professoren Correpetitionen bei jungen, reichen Adeligen. Eine Episode im Leben des Dichters von recht trauriger Art war der Aufenthalt Grillparzer's im Hause des Grafen Josef von Seilern. Grillparzer unterrichtete nach Vollendung seiner juristischen Studien, vom Jahre 1811 angefangen, den Neffen des Grafen täglich durch einige Stunden in der Rechtswissenschaft und diese Beschäftigung enthob ihn der Sorge für seinen Unterhalt und gewährte ihm auch noch eine kleine finanzielle Aushilfe für seine Mutter. Dies that um so mehr Noth, als alle Versuche, die er seit 1810 gemacht hatte, als unbesoldeter Conceptspraktikant bei der k. k. Hofbibliothek angestellt zu werden, mehrere Jahre hindurch vergeblich waren. Erst im Februar 1813 [1]) wurde ein Gesuch, vor zwei Jahren eingebracht, im günstigen Sinne erledigt. So war Grillparzer jetzt Conceptspraktikant, also nach Lorm ein Wesen, dem der Staat keine irdischen Bedürfnisse zutraut, eine in den Wolken des Bureaustaubes schwebende reine Seele, die vom Amte mit Versprechungen getränkt und mit Hoffnungen gespeist wird, für substantielle Nahrung aber selbst zu sorgen hat. Seine Stellung bei Seilern war im Anfange nicht unangenehm, da ein Hofmeister seine Aufgabe erleichterte und er die freie Zeit dazu verwenden konnte, die namentlich an englischen Werken reiche Bibliothek des Grafen zu benützen und das Englische weiter zu betreiben, das er, wie das Spanische, ohne jegliche Anleitung lernte und erlernte.

Der Graf war das Zerrbild eines Cavaliers, bornirt, eigen-

willig und bigott. Geizig bis zum Uebermaß, hatte er nur zwei vornehme Passionen: für Pferde und für eine gute Küche. Das Verständniß der letztern hatte sich der ehemalige Concommissarius beim heiligen römischen Reiche als die einzige Tugend seiner diplomatischen Laufbahn in's Privatleben mitgenommen. Grillparzer galt dem Manne als ein Jacobiner, mit welchem Namen seit 1794 begabte Leute in Oesterreich, zumal wenn sie sich mit der Literatur beschäftigten, bezeichnet wurden, versöhnte ihn aber durch seinen starken Appetit, so daß er damals die einem deutschen Dichter selten gegönnte Gelegenheit hatte, sich zum Feinschmecker heranzubilden. Die Ungunst der Verhältnisse ließ, wie bekannt, diese Fähigkeit nicht zur vollen Entwickelung gelangen. Die Lage Grillparzer's wurde minder angenehm, als der Hofmeister entlassen wurde und er sich in seinem Verkehre mit Altmütter beschränkt, manchem Zwange unterworfen und von seinem Zöglinge ganz in Anspruch genommen sah. Er mußte diesen jetzt täglich in die Kirche begleiten und nahm sich dahin Lectüre mit, unter anderen auch den „Vicar of Wakefield", den die gräfliche Familie zum Glück für ein Erbauungsbuch hielt. Um das Mißtrauen des alten Grafen gegen den jungen Jacobiner nicht zu verstärken, mußte dieser alle seine poetischen Ergießungen, die in jene Zeit fielen, als Uebersetzungen aus dem Englischen oder Französischen bezeichnen. Grillparzer nennt diese Zeit die traurigste seines Lebens. In den Ferienmonaten begleitete er seinen Zögling nach dem Gute Lukow bei Holleschau in Mähren. Hier erkrankte er zur selben Zeit, als in Deutschland gerade der große Freiheitskampf gegen Napoleon ausgefochten ward, an einem Nervenfieber und wurde von seiner Gesellschaft, welche die Ansteckung fürchtete und schleunigst nach Wien fuhr, in den Händen eines unwissenden Landbaders hilflos zurückgelassen. Die Thatsache bedarf keines weiteren Commentares.

Es war ein Wunder, daß der junge Mann genas; der Graf hatte das jedenfalls nicht erwartet und war betroffen, ihn, der zugleich mit der Nachricht vom Siege bei Leipzig in Wien eintraf, lebend vor sich zu sehen. Grillparzer verfiel in Wien in eine tödtliche Schwäche, indessen seine zähe Natur und die Geschicklichkeit des Dr. Closset half ihm wieder auf die Beine. Er setzte wohl

den Unterricht bei dem Grafen fort, doch wohnte er bei seiner Mutter und bei der ersten Gelegenheit schied er aus dem unangenehmen Verhältnisse. Im Spätherbst des Jahres 1813 trat er zur Hofkammer über und erhielt am 8. März 1815 eine Conceptspraktikantenstelle mit einem Jahresgehalt von 300 Gulden. Graf Herberstein, Vicepräsident der Finanzhofkammer, der seinen Vater gekannt und geachtet hatte, unterstützte ihn bei der Bewerbung um das magere Aemtchen. Der junge Cameralist wurde in der Zollabtheilung verwendet und erhielt bald ein eigenes Bureau, in dem er Schmuggler und Gefällsübertreter von minderem Belange selbstständig inquirirte. Schon Caroline Pichler hat bemerkt, daß sich die Dichter in Oesterreich mit Vorliebe (?) dem Finanzdepartement zuwenden, die beiden Collin, Bauernfeld, Baron Schlechta, Grillparzer, Nell u. a. Und der Gegensatz zwischen Dichtung und Leben scheint gerade in diesem Berufe nicht gering zu sein.

Die Zeit in der Hofbibliothek hatte Grillparzer wohl genützt. Die Beamten dieser Anstalt waren damals mit Berufsgeschäften nicht überbürdet und so konnte unser Dichter, so lange er daselbst bedienstet war, die Amtsstunden zu seinen Sprachstudien verwenden. Er betrieb das Griechische mit Eifer, zugleich mit dem Spanischen, zu welchem Studium er schon in früher Jugend den Grund gelegt hatte. Durch A. W. Schlegel's Uebersetzung des Calderon nicht befriedigt, versuchte er sich an einer gereimten Uebersetzung des Stückes: „Das Leben ein Traum," gelangte aber nur bis zur Hälfte des ersten Actes. Der Zweck der Arbeit war übrigens erreicht, er hatte sich im Spanischen vervollkommnet. An der Schwelle der dramatischen Laufbahn Grillparzer's steht also die Gestalt des berühmten spanischen Dichters, der von den Alten so gut wie nicht beeinflußt war und an dem Göthe und Schiller bei all' ihrer Werthschätzung vorübergegangen waren. Ob Calderon und später Lope auf Grillparzer wohlthätig wirkten, diese Frage kann schlechtweg verneint werden, doch erwies sich der Einfluß weitaus nicht so nachtheilig, als der Shakespeare's auf Otto Ludwig.

Die Uebersetzung des Calderon'schen Stückes war Veranlassung, daß Grillparzer im Jahre 1816 mit Schreyvogel in Verbindung trat, der von 1814—1832 unter dem bescheidenen Namen

eines Theatersecretärs das Burgtheater mit künstlerischem Verständnisse leitete und dasselbe aus unleugbarem Verfalle zur ersten Bühne Deutschlands erhob. Ein seltsamer Vorfall brachte die beiden Männer zusammen. Ein Jugendgespiele, Deinhardstein, besuchte unseren Dichter und sprach vom „Leben ein Traum," welches Stück Calderon's ein Herr Wendt aus dem Spanischen übersetzt habe und von den Vorbereitungen, die man für die Aufführung des Drama's im Theater an der Wien treffe. Grillparzer erwähnte auch seiner Uebersetzung und gab auf das Drängen Deinhardstein's endlich zu, daß dieselbe in der Wiener Modenzeitung veröffentlicht werde,[2]) die damals Wilhelm Hebenstreit, ein Gegner Schreyvogels, redigirte. Das „Leben ein Traum" wurde am 4. Juni 1816 mit Beifall gegeben; gleichwohl konnte Hebenstreit nicht umhin, an der Bearbeitung zu nergeln und die Uebersetzung Grillparzer's ihr gegenüber zu stellen.[3]) Zu seinem Bedauern erfuhr dieser zu spät, daß der Uebersetzer nicht Wendt, sondern West heiße, unter welchem Namen sich, wie jedermann in Wien wußte, Schreyvogel barg, der, ein Jugendfreund des Vater Grillparzer's, einige Zeit viel bei Sonnleithner's verkehrt hatte und für Grillparzer als einstmaliger Herausgeber des Sonntagsblattes ein Gegenstand der Verehrung war. Die Sache klärte sich übrigens bald auf. Eine vorübergehende Verstimmung Schreyvogel's wurde durch Vermittlung des alten Scriptors Leon von der Hofbibliothek, des früheren Hofmeisters der Caroline Pichler, beseitigt und der spröde Grillparzer, mehrmals aufgefordert, machte endlich dem Dramaturgen einen Besuch. Schreyvogel empfieng den jungen Mann wahrhaft väterlich, lobte die Uebersetzung und frug ihn, an dessen Befähigung nicht zu zweifeln sei, ob er keine Lust zu dramatischen Arbeiten habe. Grillparzer erzählte das Schicksal der „Blanca von Castilien" und wie er es seitdem aufgegeben, Schauspiele zu dichten; übrigens, sagte er, trüge er gerade einen Stoff mit sich herum, der sich zu einem Trauerspiele wohl eigne, und entwickelte im Eifer des Gespräches froh und lebhaft bis in's einzelne die Fabel der Ahnfrau, so daß sein Zuhörer, vom Feuer des Erzählers fortgerissen, ausrief: „Nur niederschreiben! das Stück ist fertig."

Mit dem Fertigsein hatte es noch seine gute Weile, denn die

Stimmung zur dichterischen Gestaltung des Stoffes wollte nicht kommen. Es vergieng darüber einige Zeit. Schreyvogel drängte, erhielt zur Antwort, es gehe nicht, hörte aber nicht auf zu ermuntern, indem er sagte, man müsse nur wollen, und berief sich hiebei auf einen Ausspruch Göthe's, der ihn in gleicher Weise angespornt und seine literarische Scheu beseitigt habe. Der Zauber des Namens wirkte, das Wort war zur rechten Zeit gesprochen worden. Grillparzer schrieb die zehn ersten Zeilen des ersten Actes nach einem Spaziergange auf dem Glacis nieder und wurde des Nachts von Unruhe gequält und konnte den Schlaf nicht finden, ohne gleichwohl die Gestalten seiner Dichtung vor sich zu sehen. Am nächsten Morgen erwacht er mit dem Bewußtsein einer schweren Krankheit, setzt sich zum Schreibtische und schreibt die Verse nieder, die ihm jetzt in leichtlicher Fülle zuströmen. In drei oder vier Tagen ist der erste Act vollendet, fast ohne daß es einer Correctur bedurft hätte; freudig läuft der Musensohn zu Schreyvogel, der höchst befriedigt ist und nur bittet, rasch fortzufahren. Der zweite und der dritte Act folgten schnell. Er nahm sich nicht einmal recht Zeit, mit dem Mütterlein das ärmliche Mahl einzunehmen, das ihm sonst besser mundete, als der reich beladene Tisch des gräflichen Hauses. Die Inspiration ergriff den jungen Poeten wie ein Fieber und sein nervöser Körper, den die poetische Stimmung immer auf's heftigste ergriff, litt darunter. Die Figuren des Dramas standen so leibhaftig vor ihm, daß er sich darob entsetzte und daß ihn wieder Gespensterfurcht, die Begleiterin seiner Kinderjahre, beschlich. Man wird bei diesem künstlerischen Schaffen unwillkürlich an den heiligen Rausch erinnert, als welchen die Alten die Poesie bezeichnen, und der Dichter sagt hierüber in dem Sinngedicht „Selbstbekenntniß“:

„Du nennst mich Dichter? Ich bin es nicht,
Ein and'rer sitzt, ich fühl's, und schreibt mein Leben,
Und soll die Poesie den Namen geben,
Statt Dichter fühl' ich höchstens mich Gedicht.“

Die gute Stimmung verflog, als plötzlich eine Kälte eintrat; doch sie kam wieder und das Stück wurde rasch vollendet. In fünfzehn oder sechzehn Tagen hat es der Dichter geschrieben. Und welch' ein gewaltiges Werk!

Die Entstehung dieses ersten, großen Gedichtes ist bezeichnend für Grillparzer's poetisches Schaffen überhaupt. Die Inspiration war, um mit seinen eigenen Worten zu reden, sein Gott und ist es auch geblieben.

Die Fabel des Stückes holte sich Grillparzer aus einer französischen Räubergeschichte und aus einer Volkssage. [4]) Der Räuber flüchtet sich in ein herrschaftliches Schloß, in welchem er unerkannt mit der Kammerzofe eine Liebschaft unterhält, und wird dort gefangen. Zu spät erkennt das Mädchen, an wen sie ihre Neigung gekettet. Dazu kam die Volkssage von der weißen Frau, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Enkelin des Hauses Anlaß zu Ueberraschungen und Verwechslungen gibt. Diese beiden Stoffe verquollen in einander und der Räuber ward durch seine Abstammung und durch die Nemesis, die über der Ahnenmutter und dem Geschlechte lastet, geadelt.

Grillparzer übergab das fertige Stück Schreyvogeln, wie er meinte, ein Gespenstermärchen mit einer bedeutenden menschlichen Grundlage. Der Dichter und andere mit ihm [5]) machen den Dramaturgen dafür verantwortlich, wenn das Trauerspiel sich der Schicksals-Tragödie genähert habe. Im Original-Manuscript, datirt vom 13. August 1816, befindet sich die viel besprochene Glosse Schreyvogel's, in Folge deren der Dichter im ersten Acte eine Erzählung Günthers einfügte, um die dogmatische Bedeutung der „Ahnfrau", wie Laube es genannt hat, deutlicher hervorzukehren und das Gespenst zu einer wirklich tragischen Person zu machen. Mir scheint es nun, daß Grillparzer und auch Laube, der übrigens manches zugibt, die Bedeutung des Zusatzes weit überschätzen. Andere Stellen, so die dritte Scene des dritten Actes und besonders die Schlußmonologe Jaromirs im fünften Acte mit ihrer furchtbaren Sophistik der Leidenschaft, die geradezu bestimmend auf den Gesammteindruck des Stückes wirken, zeigen, daß der Dichter im Vorhinein entschlossen war, einen Theil der Schuld von den Individuen auf das ganze Geschlecht zu wälzen und die Freiheit, beziehungsweise die Schuld der handelnden Personen in anderem Lichte zu betrachten, als es das moderne Drama zu thun pflegt. Grillparzer ist mit seinem ersten Drama zwar nicht bei Müllner, wohl aber, wie er

auch selbst bekennt, bei Calderon und dessen „Andacht zum Kreuze“ in die Schule gegangen. Schreyvogel wollte, und nicht zum Schaden des Ganzen, nur dasjenige, was im Stücke dämmernd und verhüllt dem Leser entgegentritt, an einer markanten Stelle scharf betont wissen. Wenn wir nun dem Dichter einen größeren Antheil an der Schicksalsidee des Dramas zutheilen, als er selbst und Neuere einräumen wollen, so dürfen wir andererseits nicht vergessen auf die Zeitstimmung, der das Werk entsprang und die ja auch den ungeheuren Erfolg der „Ahnfrau“ mit erringen half. Der jähe Sturz des Titanen, Napoleons, wirkte verblüffend selbst auf die Staatsmänner und Feldherrn, die ihn herbeigeführt, aber geradezu märchenhaft auf das Volk, das darin ein Wunder sah. Die Schwäche des Einzelnen, auch des Größten, gegenüber der Wucht der Ereignisse war deutlich zu Tage getreten und man klammerte sich an das Uebernatürliche mit aller Kraft. Die Stimmung schlug freilich bald um, aber damals bestand sie und kam der heiligen Allianz ebenso zu Gute, wie den Romantikern und den Schicksalstragikern. Was Wunder, daß ein junger Dichter derselben Ausdruck lieh!

So viel über die kleine Aenderung. Noch andere Abweichungen von der ursprünglichen Anlage erlaubte sich der Dichter. Der dritte Aufzug z. B. sollte mit einem Monologe Bertha's eröffnet werden, der im Jahrgange 1822 des Lembert'schen Theater-Almanaches abgedruckt ist.[6]) Der Monolog machte jenem Platz, welcher gegenwärtig den zweiten Act schließt.

Man muß in der „Ahnfrau“ das Gespenst und die Schicksalsidee, wie begreiflich, auseinander halten. Gegen das Gespenst, das voll poetischen Reizes ist, einer vielverbreiteten Sage angehört, ja einen mythischen Hintergrund hat, (die weiße Frau der Rosenberge, Bertha — Perahta, die Glänzende) läßt sich vom Standpunkte der Kunst nicht viel einwenden. Es ist eine poetische Gestalt, an die wir glauben, weil es dem Dichter gelungen ist, sich unserer Einbildungskraft zu bemächtigen und weil er es versteht, uns vom Beginne des Stückes in jener Stimmung zu erhalten, die uns das Wunderbare nicht nur als möglich, sondern als wirklich erscheinen läßt. Lessing würde vielleicht nur gegen die letzte Scene, in welcher die Ahnfrau nach dem Dialog mit Jaromir angesichts des Haupt-

mannes und der Soldaten in die Klause geht, eine Einwendung erhoben haben, oder er hat dieselbe eigentlich erhoben, als er im eilften Abschnitte der Dramaturgie über die Gespenstererscheinungen sprach. Als grandioses Gespensterstück hat also die „Ahnfrau“ die vollste Berechtigung ihrer künstlerischen Existenz, nicht nur als dichterische Individualität, sondern als Gattung, denn die bedeutendsten Dichter haben sich dieser Quelle des Schrecklichen und Pathetischen mit bestem Erfolge bedient. Der Geist in „Hamlet“ greift weit mehr in die Handlung ein, und hierin liegt sogar eine Schwäche der „Ahnfrau“, denn zu einer eigentlichen Parallelhandlung, wie sie in der Absicht des Dichters lag, kömmt es im Stücke nicht. Ursprünglich nur ein Unglückszeichen, ein Schatten, nichts mehr, den bis zum Wahnwitz erregte Menschen leibhaftig vor sich schauen, wird das Gespenst erst zum Schlusse eine handelnde Person.

Ein ander Ding ist es mit dem Schicksale, das man in dem Drama gesucht oder gefunden hat. Bei Homer ist das Schicksal eine Art Naturnothwendigkeit, die über Götter und Menschen unantastbar und ausgleichend herrscht; bei Aeschylos und Sophokles ist Zeus der Inhaber der sittlichen Weltordnung, die straft, mag sich der Mensch bewußt oder unbewußt gegen dieselbe vergangen haben, namentlich die Großen, Gewaltigen, sich Ueberhebenden unter den Menschen, straft der Väter Schuld noch an den Enkeln. Friedrich Hebbel bemerkt sehr richtig über den „Oedipus“ des Sophokles: „Oedipus fühlt sich sündig und weiß nicht worin, er findet sich gerechtfertigt und wird doch den Alpdruck einer geheimen, ungeheueren Schuld nicht los von der Brust; da ahnt er schaudernd, daß die Sünde weiter gehen könne, als die Erkenntniß.“ Die Schicksalstragödie der Alten entsprach ganz und gar der griechischen Weltanschauung, auch deßhalb, weil dieser im Staatsleben wie in der Kunst als höchster Grundsatz das Maß galt und weil sie das Große, über das Maß hinausgehende im Drama durch die Nemesis, im Staate durch gewisse politische Einrichtungen naturgemäß und gerne gebeugt sah. Der Grieche gieng mit einem erhebenden Eindruck aus dem Theater, wenn er die gewaltigen Figuren seines Mythos dem Schicksale erliegen sah, vom Blitze noch verklärt im selben Augenblicke, da er sie niederwarf. Furcht und Mitleid

der Zuschauer reinigten sich unter der Vorstellung der ewigen Weltordnung.

Wir Neueren stellen in dieser Hinsicht an das Drama andere Ansprüche. Wir sind gerechter, vielleicht auch weicher geworden. Bei jedem Schauspiele handelt es sich uns in erster Linie um die ästhetische, in zweiter um die moralische Wirkung. Wie im Leben, so möchten wir auch auf der Bühne nur die dem bewußten Willen entspringende That bestraft wissen und wenn der Dichter zwischen Schuld und Strafe ein zu großes Mißverhältniß walten läßt, wie Shakespeare im „Lear“ oder Lessing in der „Emilia Galotti“, so thut er dies auf seine Gefahr und vergibt sich manchmal hiedurch den vollen, ungetrübten Eindruck seines Werkes. Der sogenannte Wiener Schluß des „Lear“, dieses seltsame Zerrbild der großen Tragödie, findet unter solchen Umständen seine Erklärung. Grillparzer gebraucht zweifelsohne in der „Ahnfrau“ das Schicksal nicht in dem verrufenen Sinne Müllner's, Werner's und Houwald's und manches Grelle, wie der Dolch des Ahnherrn und anderes, gehört nur zur äußeren Maschinerie des Stückes; aber es läßt sich einmal nicht läugnen: unsere christlich moderne Weltanschauung wankt und schwankt auf dem Boden dieses Trauerspieles. Daran ändert nichts der Umstand, daß wir im Leben eine Vererbung physischer und geistiger Eigenschaften, ja selbst moralischer — worin läge denn anders die ethische Bedeutung des Adels? — sehen oder zu sehen glauben; wir halten doch den Grundsatz fest: „Es erbt der Väter Segen, nicht ihr Fluch.“ Solch' große Probleme, wie das Verhältniß der Freiheit und Nothwendigkeit im Handeln, worin der tragische Conflict in der Regel gelegen ist, will das Volk auf der Schaubühne nicht in philosophischer, sondern in natürlicher, der gemeinen Weltanschauung angemessenen Weise gelöst wissen und das Einfache, Natürliche ist gewiß immer das Poetische. Der Eindruck der „Ahnfrau“ in dieser Richtung ist nun namentlich in Folge der Schlußmonologe ein geradezu niederdrückender, ja beängstigender. Die Unversöhnlichkeit der finsteren Macht gibt dem Drama hie und da den Charakter des Gezwungenen und während das große Publicum die Consequenzen des Stückes von sich weist und dadurch um die Reinigung seiner Affecte kömmt, liegt die Gefahr nahe, daß der

Gebildete von der Höhe des Affectes jählings in das Extrem herabsinke.

Doch erinnern wir uns an den alten Satz, daß man Dinge und Persönlichkeiten nicht nach etwaigen Fehlern, sondern nach der Zahl der Vorzüge beurtheilen und bewerthen solle. Die „Ahnfrau“ hat Vorzüge der größten Art, vor Allem eine bewunderungswürdige Technik, die der Dichter instinctmäßig mit unübertrefflicher Sicherheit handhabt. Der zweite Act und der Schluß sind von einer dramatischen Gewalt, der ich in der deutschen Literatur seit Schiller nichts Aehnliches an die Seite zu stellen wüßte. Die Handlung schreitet nach einer meisterlichen Exposition unaufhaltsam und in steter Steigerung vorwärts, um in dem großartigen Schlußacte würdig zu enden. Wie ferner Wetterschein dem Wanderer das nahende Gewitter verräth, so läßt schon die erste Scene das Zusammenbrechen des Borotin'schen Hauses ahnen, ohne daß diese Ahnung, die bald zur Gewißheit wird, deßhalb peinlich wirkte oder die Spannung abschwächte. Der endliche Ausgang überrascht doch. Die Kürze der Zeit, in welche die Ereignisse zusammengedrängt sind, erheischt eine lebhafte Färbung der concentrirten Handlung und macht feinere Schattirungen unmöglich; solche Dramen müssen eben mit kräftigen Strichen gezeichnet sein. Nicht mit Unrecht hat man das Trauerspiel eine große Katastrophe genannt. Die Sprache, an einzelnen Stellen wohl echt lyrisch, ist von überaus packender Gewalt und Frische und der Dichter handhabt den vierfüßigen Trochäus mit großer Sicherheit. Die zahlreichen Sentenzen deuten auf frühzeitiges Grübeln des jungen Autors. Das ist die „Ahnfrau“. Treffend bemerkt Bauernfeld, daß mit ihr die Poesie in Oesterreich eigentlich erst geboren wurde.

Den Antheil nachzuweisen, welchen das Leben des Schriftstellers an dieser Dichtung hat, wird wohl ein vergebliches Bemühen bleiben. Wie jedes Erstlingswerk scheint auch die „Ahnfrau“ mehr das Ergebniß unklarer Stimmungen des Dichters, als die Frucht positiver Erlebnisse zu sein. So sehr Grillparzer später seine hypochondrische Anlage, die ihm so manches Glück des Lebens vergällte, als schweres Erbtheil seines Hauses anzusehen gewohnt war, so wenig zeigte sie sich damals. Der naiv-sinnliche Zug, der durch das Werk

geht, findet sich auch in den lyrischen Gedichten Grillparzer's aus der ersten Zeit, z. B. im „Cherubim“, dessen Entstehung in das Jahr 1812 fällt. Er gilt seiner ersten Liebe, der schönen Sängerin Henriette Theimer, die später den Opernsänger Forti heiratete und 1818 an einer Brustkrankheit im Alter von 22 Jahren starb.

Seit Grillparzer die „Ahnfrau“ gedichtet hat, wird er von den Literaturhistorikern, die, natürlich zu eigenem Bequemen, dichterische Individualitäten gerne systematisch in Gruppen und Fächer einreihen, unter die Schicksalstragiker versetzt und weilt in dieser Gruppe noch heute, als ob er nicht eine Reihe anderer Dramen gedichtet hätte, die mit dem Schicksale nichts gemein haben und eine Zierde der deutschen Schaubühne sind. Grillparzer hielt immer auf sein Jugendwerk große Stücke und mit Recht. [7]) Wie Schiller in den „Räubern“ gewisse Vorzüge besitzt, die er später nie wieder erreicht, so hat Grillparzer die vollendete Technik und die elementare Gewalt der Leidenschaften, die ihm in der „Ahnfrau“ zur Verfügung stehen, nie mehr in solchem Grade gehandhabt.

Die „Ahnfrau“ wurde nach Beseitigung mannigfacher Censurhindernisse am 31. Januar 1817 im Theater an der Wien, welches damals unter dem Grafen Palffy einen bedeutenden künstlerischen Rang einnahm und von Schreyvogel als Vicedirector geleitet wurde, mit der Sophie Schröder als Bertha, Herteur als Jaromir und Lange als Borotin musterhaft gegeben. Der Name des Dichters war auf dem Theaterzettel nicht genannt. Dieser wohnte der Aufführung im Zuschauerraume bei, Mutter und Bruder an seiner Seite. Er hat das nie wieder gethan; es regte ihn zu sehr auf, die Gebilde seiner Phantasie verkörpert vor sich zu sehen. Die Wirkung des Dramas läßt sich nur mit der des Göthe'schen Werther vergleichen und das Stück machte bald die Runde über alle deutschen Bühnen. Auf dem Burgtheater, das eine strengere Censur hatte, als die Vorstadt, erschien die „Ahnfrau“ zum ersten Male im November 1820 zum Besten der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten und auch da nur der vierte Act. Vollständig wurde sie auf dieser Bühne erst am 21. August 1824 aufgeführt mit Anschütz als Borotin, der gefeierten Sophie Müller als Bertha und Herteur als Jaromir. Der Eindruck war ungeheuer. Bis zum Mai 1875

gieng das Stück 88mal über die Scene des ersten deutschen Theaters, öfter denn ein anderes Werk des Dichters. Der erste Rausch gieng vorüber und besonders Norddeutschland verhielt sich Jahrzehnte hindurch gegen die Schicksalstragödie spöttisch ablehnend; um so mehr überraschte es, als die Meininger seit 1878 die „Ahnfrau" in ihr Repertoire aufnahmen und mit nachhaltigem Erfolge spielten.

Die Einnahme, welche das Erstlingswerk dem Dichter einbrachte, war nicht beträchtlich. Er erhielt 500 Gulden Wiener Währung von der Direction des Theaters an der Wien und 500 Gulden von dem Verleger, nachdem er auf Schreyvogel's Rath das Stück hatte drucken lassen. Das machte ihn zwar schnell zum berühmten Manne, brachte ihm aber einen großen materiellen Nachtheil. Die Theaterdirectionen in Deutschland gaben die „Ahnfrau" nach dem gedruckten Exemplare und zahlten dem Dichter keinen Kreuzer Honorar, während sie selbst damit volle Häuser erzielten. Immerhin waren 1000 Gulden Wiener Währung für Grillparzer keine geringe Summe. Er bestritt als guter Sohn von dem Gelde die Ausgaben der kleinen Hauswirthschaft und behielt für sich bloß 50 Gulden, die er dazu verwendete, sich eine englische Ausgabe des Shakespeare und die Heyne'sche Iliade zu kaufen. Launig sagte er oft zu seiner Mutter, an der er mit der größten Zärtlichkeit hieng, die „Ahnfrau" habe der Georgi- und die „Sappho" der Michaelizins geschrieben.

Wie sah denn der Dichter der „Ahnfrau" aus? Die Persönlichkeit eines Dichters ist ja für die Aufnahme seiner Werke mitunter nicht ohne Bedeutung. Caroline Pichler schildert uns Grillparzern im Jahre 1817 folgendermaßen:*) „Endlich führte uns Schreyvogel Grillparzer auf. Nie werde ich den Abend vergessen und den allgemein günstigen Eindruck, welchen seine Erscheinung hervorbrachte. Grillparzer war nicht hübsch zu nennen, aber eine schlanke Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne blaue Augen, die über die blassen Züge den Ausdruck von Geistestiefe und Güte verbreiteten, und eine Fülle dunkelblonder Locken machten ihn zu einer Erscheinung, die man gewiß nicht leicht vergaß, wenn auch der Reichthum eines höchstgebildeten Geistes und eines edlen Gemüthes sich nicht so deutlich in Allem, was er that und sprach,

gezeigt hätte. Dieser Eindruck war allgemein in unserer kleinen Gesellschaft. Gegenüber dem schönen Oehlenschläger gewann Grillparzer durch seinen geistigen Eindruck ungemein." Bauernfeld erzählt in seinen Erinnerungen Nachstehendes: [9]) „Ganz Wien war elektrisirt von dem Gespensterstück und einige Zeit darauf fiel mir auf dem Stefansplatze ein schlanker Mann auf, mit etwas gefurchten Gesichtszügen, der gleich mir mit den Händen gesticulirte und die Lippen bewegte. Er mahnte mich an Ferdinand Raimund. Er hatte tiefblaue Augen und an einem Ohr ein goldenes Ringelein. Ich lief ihm nach und sagte mir, das muß Grillparzer gewesen sein." Und er war es. Man prophezeite ihm damals kein langes Leben. Im Sommer 1817 schreibt Schreyvogel: „Ich wollte lieber, mein braver Grillparzer wäre gesünder und könnte etwas schreiben, was die Meinung rechtfertigte, die ich von ihm erweckte. Das wird er gewiß, wenn er das Leben behält." [10]) Zwei Jahre später, am 15. September 1819, schreibt Zelter an Göthe: [11]) Gestern habe ich Grillparzern kennen gelernt. Ein 26jähriger, wohlgewachsener, stiller, aber kränklicher Mensch, der den besten Eindruck machte. Wir fuhren mit einander über Land und waren hübsch zusammen." Wir haben auch Bilder von ihm aus dieser Zeit. Das Gemälde Höfel's aus dem Jahre 1814 [12]) scheint der Wirklichkeit näher zu kommen, als das schöne, aber idealisirte Porträt Daffinger's, mit dem die Gesammtausgabe geziert ist. Eine solche Persönlichkeit war ganz darnach angethan, sich Freunde zu verschaffen. Die Männer fesselte das bescheidene Auftreten des geistvollen Mannes, die Frauen das interessante Aeußere und das reiche Gemüth des großen Dichters. An zahlreichen Verbindungen nach der einen, wie nach der andern Seite hat es denn auch Grillparzern niemals gefehlt.

Auf die „Ahnfrau", und nicht erst auf die „Sappho", folgte die dramatische Bearbeitung eines zweiten romantischen Stoffes. [13]) Die Idee zu „Des Lebens Schattenbild" entnahm Grillparzer einer Erzählung Voltaire's „Le blanc et le noir" und er wollte das so wenig verbergen, daß er sogar die Eigennamen seiner Vorlage beibehielt. Niemand kam aber auf diese Entlehnung, bis Grillparzer selbst es sagte. Das phantastische Stück sollte auf dem Theater an der Wien aufgeführt werden und Herteur den

Rustan, Küstner den Zanga spielen. Da weigerte sich letzterer als Mohr zu erscheinen, der Dichter bestand darauf und da man sich nicht einigte, so verlor er die Lust, weiter zu arbeiten. Als nun im April 1818 Herteur zu seinem Benefice ein dramatisches Märchen nach Van der Velde brachte, das gleichfalls einen objectiven Traum behandelte und nicht gefiel, [14]) da legte Grillparzer sein unvollendetes Stück ganz zurück und ließ nach längerer Zeit den ersten Act, welcher jedoch die Schlußscene im Innern der Hütte noch nicht enthielt, in Lembert's „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde für das Jahr 1821" erscheinen. [15]) Erst zehn Jahre später, im Jahre 1831, wurde das Drama vollendet unter dem Titel „Der Traum ein Leben".

Die Romantik war ihm durch den unliebsamen Zwischenfall ein wenig verleidet worden und er wandte ihr den Rücken, so sehr auch einflußreiche Stimmen ihn dieser Richtung zu erhalten suchten. Noch ein anderer Umstand trug bei. Hie und da war die Meinung laut geworden, der Hauptantheil am Erfolge der „Ahnfrau" sei auf die Wirkung des Stofflichen zurückzuführen. Was lag nun näher, als daß der Dichter für das nächste Werk einen möglichst einfachen Stoff zur Bearbeitung suchte? Aber dieser einfache Stoff fand sich nicht sogleich. Erst als Grillparzer einmal im Spätsommer 1817 im Prater sich ergieng, machte ihn ein Doctor Joël gesprächsweise auf die Sappho aufmerksam und forderte ihn auf, daraus einen Operntext für Weigel zu machen. Grillparzer meinte, das gäbe allenfalls auch ein Trauerspiel, wogegen der Begleiter auf Dürftigkeit der Begebenheiten hinwies. So trennten sich die beiden. Als der Dichter des Abends nach Hause kam, war der Plan eines neuen Dramas fertig; des Morgens setzte er sich zur Arbeit hin, die regelmäßig fortschritt und in nicht ganz drei Wochen war das Stück vollendet. Ein Originalgedicht der lesbischen Dichterin fand, von Grillparzer übersetzt, im Trauerspiele passende Verwendung. In einem Briefe an Böttiger vom 26. September 1817 berichtet Schreyvogel über die neue, zur Aufführung fertige Tragödie. [16])

Der Conflict in „Sappho" ist der auch in Göthe's „Tasso" behandelte Gegensatz zwischen Dichter und Leben, zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit. Sappho steht auf der Mittagshöhe des Ruh-

mes, aber auch auf der Mittagshöhe des Lebens. Gerade in dem Augenblicke, als sie den langersehnten olympischen Lorbeer um ihre Stirne flicht und das Höchste in der Kunst erreicht hat, erglüht sie für Phaon, an dem sie das liebt, was sie nicht mehr besitzt, die Jugend, und sie merkt zu spät, daß der Jüngling nicht das Weib, sondern die Dichterin in ihr verehrt habe. Ein tieftragischer Zug; aber der erfahrene Theaterprakticus Laube hatte doch nicht Unrecht, als er die Titelrolle einer jüngeren Darstellerin übergab, denn er räumte damit dem Zuschauer einen kleinen Stein aus dem Wege. Die jedes überflüssigen Beiwerkes entkleidete Handlung wird mit vollster, technischer Meisterschaft vom Dichter beherrscht, die Katastrophe ist nothwendig, wenn auch der Schluß etwas theatralisch. Nicht wegen des unbedeutenden Phaon tödtet sich Sappho, sondern, weil ihr das Leben das Schönste, was es hat, die Liebe, versagt und der Sonnenglanz des Ruhmes die Qual des armen Menschenherzen nur noch erhöht.

Monate lang war man in Wien auf das neue Stück gespannt, dessen Aufführung durch mancherlei Hindernisse sich verzögerte. Grillparzer wünschte nämlich für die Sappho statt Madame Schröder eine jüngere Schauspielerin. Endlich wurde es, das erste unseres Dichters, auf dem Burgtheater am 21. April 1818 mit der Schröder als Sappho, Frau Korn als Melitta und Herr Korn als Phaon gegeben und hatte einen außerordentlichen Erfolg. Wie bei der ersten Aufführung der „Ahnfrau", so stand auch bei der ersten Aufführung der „Sappho" der Name Grillparzer nicht auf dem Theaterzettel. Das gedrängt volle Haus verlangte nun unter ununterbrochenem Beifallsrufe, der vom Schlusse des dritten bis zum Beginne des vierten Actes währte, den Namen des Dichters zu kennen. Erst am Schlusse der Vorstellung kam man dem Wunsche nach. [17]) Bis zum 27. November des Jahres 1874 ist das Trauerspiel 69mal auf dieser Bühne aufgeführt worden. Grillparzer widmete die Sappho „seinen zweiten dramatischen Versuch" Schreyvogeln, und das Taschenbuch „Aglaja" für 1819 enthielt die tief empfundenen Verse „an einen Freund", die C. A. West galten. Grillparzer hat Schreyvogeln viel zu danken. Der erste Dramaturg seiner Zeit war nicht nur ein künstlerischer Beirath des Dichters,

an dessen reinen und geläuterten Geschmack dieser jederzeit appelliren konnte, er war auch ein Mann von erprobter Redlichkeit, ein Feind jeder Intrigue und barg unter einer manchmal rauhen Hülle ein warmes Herz, begeistert für alles Schöne und Gute. So stand er auch dem Menschen Grillparzer sehr nahe und hatte auf diesen einen nicht unbedeutenden Einfluß. Durch 15 Jahre förderte er die Hervorbringung unseres Dichters und gewährte ihm die seltene Gunst, sogleich mit seinen ersten Werken vor ein auserlesenes Publicum treten zu können. Freilich bestand zwischen beiden Männern die vollste Wechselwirkung. Grillparzer's Dramen bilden ein wichtiges Moment in der Geschichte des Wiener Burgtheaters. Jetzt hatte diese Bühne zum ersten Male einen Dichter von Gottes Gnaden zur Seite und Schauspieler und Publicum erhielten aus erster Hand eine Reihe bedeutender Kunstwerke. Wie mächtig das wirkt, das hatte sich ja früher in Weimar in der herrlichsten Weise geoffenbart.

Stand Schreyvogel unserem Dichter in der Kunst fördernd zur Seite, so suchte ihm ein höherer Herr, Graf Philipp Stadion, die Pfade des Lebens zu ebnen, so weit er nur irgend vermochte. Graf Stadion war 1814 provisorisch, 1816 definitiv zum österreichischen Finanzminister ernannt worden. Neben seiner Hauptaufgabe, die in der Regelung der Valuta und in der Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte bestand, oblag ihm noch die Oberaufsicht über die beiden Hoftheater, nachdem der Pachtvertrag mit dem Grafen Palffy 1817 gelöst worden war. Die wirthschaftliche Leitung der Theater wurde dem Hofrathe der allgemeinen Hofkammer, Claudius Ritter von Füljod übertragen, die artistische Leitung des Burgtheaters überließ Stadion uneingeschränkt Schreyvogeln. Hat nun dieser den Finanzminister auf Grillparzer aufmerksam gemacht oder sprachen die „Ahnfrau“ und die „Sappho“ eindringlich genug für ihren Verfasser: das Ergebniß war, daß Grillparzer am 1. Mai des Jahres 1818 als Hoftheaterdichter mit 2000 Gulden W. W. Jahresgehalt auf fünf Jahre engagirt wurde. In dem Bestallungsbriefe hieß es: „Die rühmliche Art, mit welcher Franz Grillparzer seine Laufbahn als dramatischer Schriftsteller betreten hat, und das ausgezeichnete Talent, welches er für dieses Fach, insbesondere durch sein jüngst zur Aufführung

gebrachtes Trauerspiel „Sappho" bewährt, hat die Aufmerksamkeit der Hoftheaterdirection dergestalt auf sich gezogen, daß sie, von dem Wunsche beseelt, mit Herrn Grillparzer eine literarische Verbindung anzuknüpfen, denselben zum Dichter des Hoftheaters gegen dem ernennt, daß er alle seine literarischen Productionen zuerst dem Burgtheater vorlege und sie innerhalb eines Jahres nicht drucken lasse." [18]) Das ist nicht der gewöhnliche Curialstil und es ist ein erfreuliches Bild, zu sehen, wie gerade die Besten des vormärzlichen Oesterreichs sich gefunden haben. Grillparzer kam jetzt auch in ein anderes Bureau, in die für die ökonomischen Angelegenheiten der Hoftheater bestimmte Kanzlei des „Theaterhofrathes" Füljod. Der neue Vorgesetzte war ein beschränkter Kopf und ein unangenehmer Charakter, der nicht begreifen konnte, daß ein Conceptspraktikant mehr galt als der Hofrath, und der deßwegen seinen Subalternen nach Kräften haßte. Der Neid der Collegen kam hinzu. Natürlich! Mißachtung der höheren Begabung und Abneigung gegen umfassende Bildung ist das Merkzeichen der inferioren Race, namentlich dann, wenn dieselbe zum Bewußtsein ihrer untergeordneten Stellung gekommen ist. Diese Dinge verschlugen einstweilen nicht viel, waren aber nicht darnach angethan, Grillparzern die Kanzlei zu einem Lieblingsaufenthalte zu machen.

Dafür fand er hinreichenden Ersatz in der glänzenden Aufnahme, welche ihm die Wiener Gesellschaft bereitete. Die besten Kreise der Residenz öffneten sich dem Dichter, das Haus Stadion voran. Fürst Metternich empfing ihn, erkundigte sich nach seinen Aussichten und Wünschen und versprach, dieselben nach Kräften zu fördern. Der leichtlebige Staatskanzler hatte die schönen Worte gewiß im nächsten Augenblicke wieder vergessen. Wohlmeinende, ja enthusiasmirte Freunde umgaben Grillparzern, die schönen Frauen Wiens erschlossen ihm ihre Zauberwelt [19]) und man suchte auch in materieller Hinsicht etwas für den Dichter zu thun. Seine Werke giengen rasch ab; die „Ahnfrau" wurde von 1817—22 viermal, die „Sappho" von 1819—22 dreimal aufgelegt, ungeachtet der Verleger Wallishauser die Werke nur mangelhaft vertrieb. Und ein kunstsinniger, zumeist dem Handelsstande [20]) angehöriger Cirkel überraschte den Poeten am 1. Mai 1818 mit einem zarten Schrei-

ben, dem eine Bankactie im Werthe von 1000 Gulden Silber beilag. Die Journale haben die Summe natürlich noch vergrößert.

Der literarische Ruhm Grillparzer's stieg mehr und mehr. Die „Sappho" machte die Runde auf den deutschen Bühnen und Ludwig Börne schrieb begeistert das Lob der Dichtung. Sie wurden nahezu in alle europäischen Sprachen übersetzt. In England gefiel Grillparzer außerordentlich. Das Edinburg Magazin von 1819, das sich damals zu dem Wunsche verstieg, es möchte ein solches Wesen, wie Byron, nie existirt haben, bewunderte die „Ahnfrau", und das London Magazin sagte: „Wir kennen kein dramatisches Stück, mit welchem „Sappho" billiger Weise zu vergleichen wäre." Vielleicht waren es diese Urtheile, die Lord Byron bewogen, die „Sappho" zu lesen. Er schreibt am 12. Januar 1821 in sein Tagebuch:[21]) „Mitternacht: Ich las Guido Sorelli's italienische Uebersetzung der „Sappho" des deutschen Grillparzer. Grillparzer! Ein teuflischer Name; aber man wird ihn aussprechen lernen müssen. Bei Allem, was man auf eine Uebersetzung, zumal auf eine italienische, abrechnen muß, ist das Trauerspiel „Sappho" großartig und erhaben, das läßt sich nicht läugnen; der Mann hat mit dem Stücke etwas sehr Tüchtiges geleistet. Und wer ist er? Ich kenne ihn nicht, doch die Jahrhunderte werden ihn kennen. Grillparzer ist groß, antik, nicht ganz so einfach, wie die Alten, aber sehr einfach für einen Modernen. Hie und da ein wenig zu sehr Madame de Staël, bei alledem ein erhabener und anziehender Schriftsteller."

Auch in Frankreich wurde man auf den neuen deutschen Dichter aufmerksam und der „Moniteur universel", das „Journal des Debats" und die „Revue encyclopédique" priesen die „Sappho". Manchmal ist es schwer zu sagen, wo in den französischen Berichten die Uebertreibung aufhört und die Satyre beginnt. So, wenn das „Journal des Savans" meldet, Grillparzer sei nach der Aufführung der „Sappho" zum Hofrath befördert, mit einer großen Pension belohnt und mit Orden übersäet worden.

Grillparzer schien zum Lieblinge der Götter auserkoren, das Publikum drängte sich in Berlin, Hamburg und Leipzig nicht weniger, als in Prag, München und Wien zu den Vorstellungen

der „Ahnfrau“ und der „Sappho“, und alles, was nur Verse machen konnte, feierte den Verfasser. Die „Grille“ und die „Parzen“ waren ein beliebtes Thema in den Charaden jener Zeit, die zumeist aus der Feder der Damen flossen. Aber die Medaille hatte auch eine Kehrseite. Während die Nation für den Dichter eintrat, war unter den deutschen Kritikern um seiner Werke Willen ein Kampf ausgebrochen, so heftig, wie man ihn einst vor Troja um den Leichnam des Patroklos focht. Die Kritik lag in Deutschland seit dem Auftreten der Gebrüder Schlegel sehr im Argen. Mißverstandene Sätze in Kant's Kritik der Urtheilskraft hatten einige geistvolle Köpfe verleitet, eine Kunstkritik a priori auszuklügeln, welche nicht nur zur Beurtheilung der Kunstwerke dienen, sondern auch den Künstler in seinen Hervorbringungen leiten sollte, ein Verfahren, das in geradem Widerspruche zu dem steht, welches Aristoteles und Lessing beobachtet hatten. Wie einst Voltaire die Werke Shakespeare's und Calderon's von oben herab beurtheilte, so betrachtete jetzt A. W. Schlegel, auf dem Sockel seines Canon's stehend, Euripides, Racine und Schiller, und seine Jünger lernten ihm das rasch ab. Bescheidenheit, Wahrheitsliebe, gründliche Kenntnisse, Geschmack und Geist waren bei den Recensenten jener Tage nur selten zu finden, wohl aber Anmaßung und Ueberhebung gegenüber dem Autor und Virtuosität der Verneinung. Persönliches Wohl- oder Uebelwollen, Cotteriewesen, vielfach auch Noth und Elend, beeinflußten auf Seite des Recensenten das Urtheil und damit dasselbe ein größeres Gewicht habe, deckte man sich durch das Ansehen eines einflußreichen Blattes, in dessen Spalten es erschien. Die Nennung des Namens bot die geringste Bürgschaft für Unbefangenheit der Kritik und hatte nicht selten denselben Zweck, wie das Aushängen einer Firmatafel. Vergebens eiferten der „Berliner Gesellschafter“ und Schreyvogel in Wien gegen das Unwesen des Recensententhums. Ihre Erfolge waren sehr bescheiden. Nur so ist z. B. die Thatsache zu begreifen, die ein nicht unwichtiger Beleg für die Geistesgeschichte jener Tage ist, daß in Wien im Jahre 1821 ein Gelehrter, den man nicht in das Narrenhaus schickte, in einem sonst gut redigirten Blatte[22]) erklärte, die ganze Lyrik Göthe's sei voll Fehler. Und die Kritik des Männchens wurde sogar positiv:

Professor M. Span verbesserte Gedichte Göthe's, die wir als Perlen deutscher Lyrik betrachten, z. B. „An die Günstigen", „An den Mond", „Die schöne Nacht", „An die Erwählte", „Jägers Abendlied", „Das Veilchen", „Epigramme aus den vier Jahreszeiten" u. s. w. Er setzte nämlich die einfache und doch so wunderbare Sprache des Meisters in sein hausbackenes Wiener Magisterdeutsch um und da er so freundlich war, neben den Krystall Göthe's zu besserem Vergleiche sein ureigenes Fensterglas zu stellen, so konnte männiglich die Keckheit des Herrn bewundern. Scheu und Achtung vor den Werken des Genius war demnach unter diesen Rittern ohne Furcht nicht häufig zu finden. Das setzte sich die Brille A. W. Schlegel's auf, hatte nicht einmal rechten Respect vor Aristoteles und schalt, wenn das mißhandelte Auge statt ebenmäßiger Bilder nur Fratzengestalten zum kleinen Gehirne brachte. Noch ein ander Ding kam hinzu, das namentlich in Wien die Stellung des Dichters zu keiner beneidenswerthen machte. Man war in Oesterreich in Preßsachen sehr strenge. Unabhängige politische Blätter gab es nicht, und auf die belletristischen Zeitschriften hatte die Regierung das sorgsamste Auge. So sehr man nun jedes freie Wort schon vor seiner Geburt erstickte, so schutz- und schonungslos gab man den armen Autor preis, dessen Werk von der Censur das Imprimatur erhalten. Die Presse war geknebelt; nur nach einer Richtung hatte sie volle Freiheit: wenn es galt, die edelsten Geisteswerke in der niedrigsten Weise zu besudeln. So arbeitete die Kritik, die sich die Gelegenheit zu Nutze machte, der Censur geradezu in Hände und verdarb, wenn nicht dem Gebildeten, so doch dem Manne aus dem Volke die Freude, wenn er das Stück, das ihn im Schauspielhause auf's Tiefste ergriffen und das er bejubelt hatte, am nächsten Morgen in seinem Leibblättchen in den Koth gezogen fand.

Wie leicht wog vor 1817 die schöngeistige Production der Deutschösterreicher, verglichen mit all' dem Großen, das seit der Mitte des vorigen Jahrhundertes als Erzeugniß deutscher Kunst über ihre Grenzen gekommen war. Man sollte nun meinen, die Wiener Kritik hätte in die Ruhmesposaune stoßen müssen, als in ihrer Mitte urplötzlich ein Genius sich erhob, dessen Werke mit Ehren neben die der großen Meister des deutschen Volkes gestellt werden konnten.

Doch dem war nicht so. Unter den 500 Literaten, welche der fleißige Sartori damals in Wien zählte, gab es Männer von europäischem Rufe; die Mehrzahl der Herren wird man gewiß eher Schreiber als Schriftsteller nennen und gerade sie besaßen das größte Selbstgefühl. Vermochten sie nichts zu schaffen, so konnten sie dafür zerstören, so weit eben ihre Kräfte reichten. Und daß Berühmtheit des Namens nicht immer mit der höchsten Lauterkeit des Charakters vereinigt ist, dieser Erfahrungssatz ließ sich zu jener Zeit in Wien an gar manchem Beispiel erhärten.

Wir wollen an diesem Orte einen kurzen Blick auf das Zeitungswesen Wiens werfen, wie es sich nach dem Jahre 1816 darstellt. Das einzige politische Journal, „Der Beobachter", liegt außer unserer Betrachtung. Der schöngeistigen Blätter gab es nicht wenige. An erster Stelle ist Schickh's „Wiener Modenzeitung" zu nennen, die seit Juli 1817 unter dem Titel „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" erschien und in Strauß's renommirter Officin gedruckt wurde. Hinsichtlich der Ausstattung war die „Wiener Zeitschrift" allen ähnlichen Unternehmungen überlegen. Ihre Modekupfer, von dem Costümedirector der k. k. Hoftheater von Stubenrauch entworfen und von Fr. Stöber ausgeführt, sind kleine Kunstwerke, auf denen noch heute nicht bloß das Auge der Dame gerne verweilt. Die Musikbeilagen tragen bis zum Jahre 1828 häufig den Namen Franz Schubert an der Stirne. Geschickt redigirt unterschied sich das Blatt schon durch seine Tendenz, Verschönerung des Lebens, von seinen Rivalen, dem Cotta'schen „Morgenblatte" und dem „Berliner Gesellschafter", denen es an Gehalte weit nachstand. Namentlich unter der Redaction Hebenstreit's (1. Juli 1816 bis April 1818) bildete die Theaterkritik den Hauptinhalt des Blattes. Erst als nach dem Rücktritte dieses Mannes Schreyvogel unter den Mitarbeitern erschien, gewann das Blatt ein größeres Publikum und achtbare Talente in größerer Zahl betheiligten sich an demselben. Unter Witthauer's Leitung zählte die Zeitschrift zu den gediegensten, die in deutscher Zunge erschienen. Neben der „Wiener Zeitschrift" erfreute sich der „Sammler" großer Beliebtheit in bürgerlichen Kreisen. Gut ausgestattet, empfahl er sich seinen Lesern durch rücksichtslosen Nachdruck des Besseren,

was ausländische Blätter brachten. Den Jahrgang 1818 zieren mehrere vortreffliche Aufsätze C. A. West's (Schreyvogel's). Bäuerle's „Theaterzeitung“ hatte niemals einen sonderlich guten Ruf, trotzdem sie eine Sammelbüchse für Arme, Abbrändler und Ueberschwemmte war. Sie war die Centrale des deutschen Theaterklatsches. Der „Janus“, redigirt von Wähner, einem fähigen, aber streit- und händelsüchtigen Schriftsteller, der, von Müllner empfohlen, aus Deutschland nach Wien kam und hier bis 1823 verblieb, gieng nach dreivierteljährigem Bestande um die Mitte 1819 ein, hatte also das gleiche Schicksal, wie die hochkatholische „Concordia“, die mit ihrer fünften Nummer Metternich zu seinem Leidwesen einsargen mußte, nachdem Adam Müller in einem Aufsatze sogar die Leibeigenschaft in Schutz genommen. Vorübergehende Erscheinungen, aber immerhin beachtenswerth, waren Schmidl's „literarischer Anzeiger“ und Gräffer's „Conversationsblatt“, eine Zeitschrift für wissenschaftliche Unterhaltung. Der „Anzeiger“ (1819 bis 1822) erschien bei Jakob Wagner & Comp., dem Verleger Fr. Schlegel's. Er enthielt die Leipziger Meßkataloge, Abdrücke von Recensionen ausländischer Journale und Zeitschriften, Originalrecensionen, hie und da auch Abhandlungen über Literatur und Schriftsteller, und war ein gut redigirtes Organ, das schüchtern die Richtung Schlegel's vertrat. Das „Conversationsblatt“ hatte in Gräffer einen Redacteur, der große bibliographische Kenntnisse besaß, gewandt schrieb und sich auf das Technische der Leitung eines Blattes trefflich verstand. Das Blatt war 1819 entstanden, zählte im Anfange Adam Müller, Hammer und M. v. Collin zu Mitarbeitern und hatte sich, von der Firma Gerold übernommen, ganz tüchtig entwickelt, als Gräffer Schulden halber Wien verließ und durch Castelli nicht ersetzt wurde. Zu Ende des Jahres 1821 unterdrückte die Censur die Zeitschrift. Auf das große Organ Metternich's, „Die Wiener Jahrbücher“ und auf Hormayer's „Archiv“ werden wir noch zu sprechen kommen. Der vielbesprochene „Eipeldauer“ gieng 1821 ein. Dies war der Zeitungsapparat, der jetzt in der Residenz für und wider Grillparzer in Bewegung gesetzt wurde.

Als am 31. Januar 1817 nach dem Schlußacte der „Ahnfrau“

Madame Schröder erschien und für das aufgeführte Trauerspiel, als den ersten Versuch eines jungen Dichters, die Nachsicht des Publicums erbat, das athemlos an dem Munde der Schauspieler bis zur letzten Scene gehangen, da war jedermann gerührt über die Bescheidenheit eines großen Talentes, dessen Namen am nächsten Morgen ganz Wien nannte. Der mächtigen Bewegung, die das Stück erregte, konnte sich die Kritik nicht entziehen. Verblüfft, wie sie war, daß ein bisher fast unbekannter junger Mann so plötzlich als fertiger Dichter dastehe und das Publicum für sich habe, bedurfte sie einiger Zeit zur Sammlung. Selbst der gefürchtete Wilhelm Hebenstreit begnügte sich in der „Modenzeitung“ mit einer kurzen Anzeige in der er auf die blühende Diction des Stückes hinwies und mit der Phrase schloß, er wolle den Vorwurf von sich ablehnen, durch vorzeitiges Lob die Entwicklung schöner Talente zu verhindern. Ein seltsamer Standpunkt, den dieser Mann dunklen Ursprungs einnahm! Wir wissen nicht recht, was den Redacteur der „Modenzeitung“ zum erbitterten Gegner Schreyvogel's und Grillparzer's machte. Vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Sonntagsblattes nicht schlafen; in jedem Falle war er ein Schildknappe der Gebrüder Schlegel, deren kleine Münze er ausgab. Gegen Schreyvogel, den in ganz Deutschland geachteten Schriftsteller und Dramaturgen, konnte der anmaßende Mann nicht offen auftreten. Er durfte weder dessen Nachdichtungen der Meisterwerke der spanischen Bühne, noch der Leitung des Burgtheaters geradezu seine Anerkennung versagen. Doch ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, dem gehaßten Manne etwas am Zeuge zu flicken oder ihm durch irgend eine Intrigue zu schaden. Auch Grillparzer's wollte er sich, wie wir sahen, kurz vorher zu diesem Zwecke bedienen und das junge Talent gegen den ältern angesehenen Schriftsteller ausspielen. An der Geradheit Schreyvogel's und der Bescheidenheit Grillparzer's war der Plan gescheitert und der letztere ein Freund und, wie es schien, ein Zögling des Dramaturgen geworden; Grund genug, gegen den Verfasser der „Ahnfrau“ zu rechter Zeit in der gehässigsten Weise vorzugehen, selbstverständlich immer mit Berufung auf die höchsten Aufgaben der Kunst und das wahre Wohl des jungen Dichters. Das that denn Hebenstreit in dem Cotta'schen „Morgenblatte“, dem angesehensten

schönwissenschaftlichen Organe Deutschlands, in einer Reihe von Artikeln, die von Roheit und Dünkel strotzten und an der „Ahnfrau“ nur die hinreißende Sprache und den bewunderungswürdigen Tact des Verfassers, den Theatereffect zu treffen, annerkannten. Als Schauspieler Lange in Wien die Ahnfrau zu seinem Benefice erwählte, prophezeit Hebenstreit im „Morgenblatte“, daß das Trauerspiel wahrscheinlich zum letzten Male zu solchem Zwecke verwendet worden sei! Nachdem so vom Auslande aus der Hebel in Bewegung gesetzt worden war, konnte man die weitere Arbeit in Wien verrichten, denn die Stimme des geachteten Tübinger Blattes fand daselbst entsprechenden Widerhall. Als Hohler im „Sammler“ über die „Ahnfrau“ bewundernd sich aussprach, und sie den besten Stücken der großen Tragiker an die Seite stellte, da entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie. Der Aesthetiker Alois Jeitteles erwiderte darauf in der „Modenzeitung“, es sei die Frage, ob die deutsche Tragödie so unbedeutend sein solle, daß sie jeder Schulknabe schreiben könne; wem es zu schwer sei, eine rechte Tragödie durchzudenken, der bleibe fern. Und diese Recension verbrämte Hebenstreit als Redacteur mit einem Nachworte, in dem er sich als den Correspondenten des Morgenblattes nannte, die „Ahnfrau“ neuerdings als eine poetische Verirrung hinstellte und dem Verfasser eine glänzende Zukunft verkündete, wenn er auf seine, Hebenstreit's, Kunstansichten eingienge. Auf der einen Seite sah sich also der Dichter bis zu den Sternen erhoben, die andern wieder sprachen ihm sogar poetisches Talent ab. Verwies ihn Hohler auf das christliche Fatum, das er in seinen Dramen behandeln sollte, so verwirft Jeitteles die ganze Schicksalsidee und erklärt, die Idee der Vorsehung solle von der romantischen Dichtung gepflegt werden. Während Hebenstreit gegen die moderne Schicksalstragödie eifert und den Begriff eines christlichen Fatum's für einen Nonsens hält, nimmt der Philosoph Anton Günther, der solche Homunculi um Haupteslänge überragte, diesen Terminus mit einiger Einschränkung in Schutz und legt für Grillparzer eine Lanze ein. Welche Truppen Hebenstreit in's Treffen schickte, mag daraus ersehen werden, daß „ein achtzigjähriger Mann“ — so unterschrieb er sich — in der „Modenzeitung“ feierlich sein Votum gegen die Schicksalstragödie abgab und der k. k. Rath Weissen-

bach gegen die „Ahnfrau“ polemisirte, ohne nach eigenem Zugeständnisse das Werk auch nur gelesen oder gehört zu haben. Die Zunftgelehrten von der Universität, den Professor der Aesthetik Liebel an der Spitze, waren ebenfalls gegen die „Ahnfrau“. Das Aeußerste in kritischer Weisheit leistete ein Wiener Correspondent der „Jenaer Literaturzeitung“, der die „Ahnfrau“ in eine Reihe mit der „Teufelsmühle am Wienerberge“ und mit Spieß' „zwölf schlafenden Jungfrauen“ stellte und mit Beziehung auf Bertha und Jaromir bemerkte, die neuen deutschen Dichter sprächen von Liebe, wenn sie einer Metze in den Armen lägen.[23])

Die Saat Hebenstreit's war also in die Halme geschossen; doch verschlang der Sturm bald den eigenen Urheber. Das kam so. Hebenstreit war ein eitler, bald intriguanter, bald rücksichtsloser und gewiß auch fähiger Mann und in gewissem Sinne eine Localberühmtheit Wiens. In all diesen Dingen war ihm aber Herr A. G. A. Müllner, der Dichter der „Schuld“ und des „Yngurd“, damals der einflußreichste Kritiker Deutschlands, überlegen. Der Ruhm Müllner's nagte offenbar an dem Herzen Hebenstreit's und der letztere hatte schon seit 1816 in der „Modenzeitung“ gegen die Kunstansichten Müllner's sich ausgesprochen; das hinderte ihn jedoch nicht, sich im Mai 1817 in einem Briefe an den Weißenfelser Kunstrichter zu wenden und ihn zu ersuchen, auch seine Stimme gegen die „Ahnfrau“ zu erheben. Der Brief enthielt geradezu unanständige Ausfälle gegen das Stück und dessen Verfasser. Müllner, das Haupt der Schicksalstragiker, war zu klug, in die Falle zu gehen und wenn er, schon um den eigenen Dichterruhm vor unberufenen Nebenbuhlern zu wahren, in der „Zeitung für die elegante Welt“ manches an dem Werke Grillparzer's zu tadeln hatte und dem Drama sogar die Tragik absprach, was er später bei der „Sapho“ wiederholte, so konnte ihm dennoch die hohe Bedeutung der Dichtung nicht entgehen. Das genügte Hebenstreit, um in der „Wiener Modenzeitung“ Müllnern in höhnischer Weise zu beschuldigen, daß er wahrscheinlich in Folge eines durch Wahlverwandschaft erzeugten Innominatcontractes die „Ahnfrau“ gelobt habe, und er gieng sofort dem „Yngurd“ an den Leib. Die Unvorsichtigkeit wurde hart bestraft. Müllner ließ im „Sammler“ den Brief Hebenstreit's abdrucken

und damit hatte der dreiste Wiener Recensent ungeachtet alles Sträubens das Spiel verloren.[24]) Die bessern Kreise der Residenz hatten den Mann längst gemieden und das „Morgenblatt" brach die Verbindung mit ihm ab. Da er zu Anfang des Jahres 1818 sich neuerdings beikommen ließ, in der „Modenzeitung" gegen Schreyvogel zu intriguiren, wurde ihm Seitens Schickh's gekündigt und mit der journalistischen Führerrolle in Wien war es zu Ende. Wohl brachte er noch hie und da eine boshafte Notiz gegen Grillparzer und verfolgte den Dichter sogar bis in das Gasteiner Fremdenbuch, doch zog sich der Mann bald ganz in das Dunkel des Privatlebens zurück. Als er nach 25 Jahren mit einem Werke über das Schauspielwesen sich wieder an das Publicum wandte, da frugen sich die Jüngeren in Wien, wer Hebenstreit sei, und wer ihn kannte, witzelte über des Epimenides Erwachen. Das war die Schicksalskomödie: „Hebenstreit's Glück und Ende."

Die Wiener Luft war gereinigt, als die Sappho auf der Bühne des Burgtheaters erschien und einen hinreißenden Eindruck machte. Gleichzeitig mit diesem großen Theatererfolge, der durch die einfachsten Mittel erzielt worden war, ertönte in allen Blättern Deutschlands der Name der „Ahnfrau" und wenn auch einzelne Stimmen an der Schicksalstragödie kein Gefallen fanden, so waren doch alle darin einig, daß die „Ahnfrau" das Werk eines genialen Dichters sei. Das kam der „Sappho" zu Gute und wirkte bestimmend auf die Wiener Kritik, die soeben ihren Tonangeber Hebenstreit verloren hatte. Die „Sappho" gab Veranlassung zu begeisterten Recensionen in nahezu allen Wiener Zeitschriften. Wer gegentheiliger Meinung war, hielt er sich oder wagte nur schüchtern eine Einwendung zu erheben, als ein Kunstrichter von Beruf, der ein Jahrzehnt geschwiegen, im Interesse der Kunst wieder vor die Oeffentlichkeit trat und durch seine Artikel, die ebenso von Gelehrsamkeit als von Theaterpraxis und Schärfe des Urtheils zeugten, der Wiener Kritik eine Leuchte und ein höheres Ziel gab und sowohl seinen eigenen Nachdichtungen der Meisterwerke der spanischen Bühne als den Dramen Grillparzer's den Boden ebnete. Seit Beginn des Jahres 1818 hatte C. A. West im „Sammler" mehrere Aufsätze dramaturgischen Inhaltes veröffentlicht, die zum Theile gegen die Kunsttheorien der Gebrüder Schlegel

und ihres Jüngers Hebenstreit gerichtet waren, darunter eine prächtige Satire auf die Wiener Recensenten, die aber, vielleicht unter dem Drucke der Censur oder der Vorgesetzten Schreyvogel's, nur unvollständig erschien. Nachdem Hebenstreit, nicht ohne Zuthun Schreyvogel's, die Redaction der „Wiener Zeitschrift" hatte niederlegen müssen, war letzterer durch einige Zeit Mitarbeiter dieser Zeitschrift und nahm zweimal in derselben zu Gunsten „Sappho's" das Wort. Der erste Aufsatz erinnert in Bezug auf Form und Inhalt an den schönen Dialog in Nr. 80 des „Sonntagsblattes" vom Jahre 1808. Von der Thatsache ausgehend, daß die Recensenten auswärts und in Wien weder im Lobe noch im Tadel Grillparzer's das rechte Maß zu treffen gewußt, setzt er in einfacher und klarer Weise seinen Gegenstand auseinander und wird dem Werke gerecht, ohne die Schwächen desselben zu übersehen. In dem zweiten Aufsatze polemisirt West in vornehmer Weise gegen verschiedene Recensionen, die in auswärtigen Blättern über die „Sappho" erschienen waren. So wachte der Mann über „Sappho" und deren Verfasser. Der Dichter hatte den Kunstrichter gefunden, der unter den zahllosen, oft bestechenden Erscheinungen, welche der Tag brachte und zumeist wieder nahm, das Bleibende und Echte schnell herausfand.[25])

Unter den von dem zweiten Artikel West's getroffenen befand sich auch eine Verehrerin Grillparzer's, Caroline Pichler, in deren gastlichem Hause der Dichter viel verkehrte. Die Dame war eine fleißige Correspondentin des Cotta'schen „Morgenblattes" und ließ darin auch eine Kritik der „Sappho" erscheinen, in der sie ihrer Begeisterung über das schöne Werk Ausdruck gab und nebenbei bemerkte, daß Grillparzer dem Drama dieselbe Idee geliehen, von der sein Leben durchzogen sei, den Gedanken, daß die Kunst ihren Jünger nicht glücklich mache. Aus seinem eigenen wunden Herzen habe Grillparzer geschöpft, als er die „Sappho" schuf. Der Götterfunke, der aus seinen Werken strahle, brenne schmerzlich in seiner eigenen Seele und der Dichter leide, indem er dem Leser Freude schaffe.[26]) Die Pichler mochte nicht ganz Unrecht haben, wenn sie der „Sappho" denselben Grundgedanken unterlegte, den Grillparzer bald in dem „Abschiede von Gastein" ausführte; immerhin war es eine Indiscretion, das Gemüthsleben des befreundeten Dichters dem

großen Publicum so rückhaltlos preiszugeben. Ein Gedicht Zedlitz's, das damals in einem Wiener Blatte erschien und an die Böotier gerichtet war, tadelt witzig derlei Versuche, den Dichter mit seinen Werken zu verquicken.

Bekanntlich ist noch selten eine Tragödie auf den Brettern des Burgtheaters erschienen, ohne daß die Vorstadt derselben hätte ein Parodie folgen lassen, und auch in Deutschland wurde diese Gattung gerne gepflegt. So fehlte es denn auch nicht an Parodien auf die Dichtungen Grillparzer's, von denen manche, wie z. B. die von A. von Schaden, einem unbedeutenden Schriftsteller aus Bayern, sich mehr durch Unflätigkeit als durch Witz auszeichneten. Die meiste Wirkung hatte der „Schicksalsstrumpf", Tragödie in zwei Acten von den Gebrüdern Fatalis, hinter welchem Namen sich der Lebedichter Castelli und Alois Jeitteles bargen[27]), und das komische Melodram „Sepph""erl", Parodie mit Gesang in drei Aufzügen, das mehr als zwanzigmal das Theater in der Josefstadt füllte.[28]) Der „Schicksalsstrumpf" war ein literarisches Pasquill auf Werner's „vierundzwanzigsten Februar", Müllner's „Schuld" und die „Ahnfrau". Er erwarb sich trotz seiner Breite den Beifall Tieck's und fand viele Leser. Castelli wurde durch dieses Werk in Deutschland ein bekannter Mann. Als man im Jahre 1831 die Farce im Theater an der Wien zur Aufführung brachte, zu einer Zeit, wo das Urbild das große Interesse verloren hatte, mißfiel sie gänzlich.

Wenn wir von literarischen Gegnern Grillparzer's in Wien sprachen, so haben wir die wichtigsten noch nicht genannt. Diese finden sich in einer Gruppe von Staatsmännern und Schriftstellern von berühmtem Namen und großem Einflusse, die durch grundverschiedene Ansichten von Grillparzer getrennt waren. Der Gegensatz zwischen den einheimischen Schriftstellern von Bedeutung, Schreyvogel und Grillparzer, und anderseits Männern, wie Gentz, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Jarcke, die als politische oder religiöse Convertiten den Hofstaat des Fürsten Metternich bildeten, war ein tiefgehender und unwillkürlich erinnert man sich an die ähnliche Stellung Lessing's in Berlin gegenüber den Franzosen. Der Gegensatz war literarischer, religiöser und politischer Art. Wie in Oesterreich die Gottschedische Richtung noch

nachhielt, als sie im übrigen Deutschland ein längst überwundener Standpunkt war, so bewahrte sich das österreichische Publikum, geleitet von seinen Schriftstellern, seine Vorliebe für den Classicismus, für Göthe und Schiller, als in Deutschland die romantische Schule schon alle Geister gefangen genommen hatte. Das gab den Vortheil, daß so manche literarische Ausartung an dem naiven Kunstsinn der Wiener unschädlich vorübergieng, aber Leute wie Gentz und Schlegel, geistvoll bis zur Blasirtheit, sahen deßhalb auf ihre neuen Landsleute, in deren Mitte sie sich prächtig nährten, wie auf Halbbarbaren herab. Auch gegen die freisinnigen, religiösen Anschauungen der Oesterreicher, die noch immer gerne in den Schuhen des Josefinismus stacken, hatten sie viel einzuwenden; arbeitete ja Fr. Schlegel im Schweiße seines Angesichtes, um den Absichten Metternich's nachzukommen, der seit 1815 den Abschluß eines Concordates mit Rom betrieb. Freilich vergebens, denn in Oesterreich waren Beamte und der Clerus dagegen und das Programm Schlegel's in der „Concordia" schreckte die Leser ab. Dazu bestand der politisch-literarische Club, der sich aus Deutschland nach unserem Lande gerettet hatte, zumeist aus liederlichen Charakteren, aus Schlemmern und Wüstlingen, und Kaiser Franz war diesen Leuten stets abgeneigt, wenn er sie auch nicht entbehren konnte. Es ist wahr, Gentzens Depeschen waren Unica des diplomatischen Stiles; aber dafür zog er in schmählicher Weise Nutzen aus seiner amtlichen Stellung und ließ sich von den Potentaten Europa's und den Wiener Geldmännern große Summen zahlen, die er dann in genialer Weise verpraßte. Wir kennen den Mann jetzt aus seinen Tagebüchern. Da sind genau verzeichnet die Diners, die Geldspenden, die er quittirt, die Liebschaften und die Maitressen, die Gichtanfälle und die Lectüre. Wir sehen ihn vor uns mit seiner Leidenschaft für das Spiel, für den Luxus, mit seinen ewigen Geldverlegenheiten, seiner Furcht vor Gewittern und der Vorliebe für seine Pflanzen in Weinhaus. Er vergißt auch nicht, über die Fußtritte zu berichten, die er hie und da von einem britischen Staatsmann erhält. Der Conceptspraktikant Grillparzer mochte eine ideale Weltanschauung haben, dem Hofrath Gentz erschien sie lächerlich und kleinlich. Wie konnten sich diese Männer verstehen? Grillparzer verachtete den Mann durch und

durch, gerade so wie den Legationsrath Schlegel; dafür ignorirten ihn diese Herren oder schadeten ihm. Schon am 12. Mai 1817 schrieb Gentz an Adam Müller: „In Büchern werde ich Ihnen die Retourfracht freilich nicht leisten können, denn so weit geht doch Ihr Enthusiasmus für unser Oesterreich nicht, daß Sie sich nach unseren Literaturerzeugnissen sehnten". [29]) Offenbar ist hier die „Ahnfrau" gemeint. Später sucht Stadion Gentzen für Grillparzer günstig zu stimmen; doch es gelingt nicht. Gentz schreibt am 2. Mai 1818 in sein Tagebuch: „Das neue dramatische Product „Sappho" von Grillparzer kritisch gelesen". Und am 9. Mai 1818: [30]) „Dann im Theater in der Stadion'schen Loge, mit der Gräfin Fuchs die „Sappho" gesehen, ohne mein vorhergefaßtes Urtheil abzuändern." Damals, im Jahre 1818, wurde unter dem Protectorate des Fürsten Metternich nach dem Muster der englischen Quarterly Review in Wien eine Vierteljahresschrift gegründet, die „Wiener Jahrbücher", deren Redaction Matthäus Collin besorgte. Gentz gab dem Unternehmen die allgemeine Richtung und Fr. Schlegel trug nach Kräften bei. Die „Jahrbücher" wurden nun ganz in demselben Sinne redigirt, wie der „Beobachter". Wie dieses Organ der Metternich'schen Politik die Ereignisse im Auslande bis in's Detail verfolgte und dieselben nach seiner Weise sich zurecht legte, das Inland aber fast übersah, so überschüttete auch Herr von Hammer die Jahrbücher mehr als billig mit Abhandlungen über den Orient; dagegen wird Grillparzer's Name erst 1826 in dieser großen Revue genannt, aber nur beiläufig, und um an denselben ein ästhetisches Sündenregister zu knüpfen. [31]) Erst 1829, als Fr. Schlegel schon gestorben war und Gentz sich mehr von der Redaction zurückzog, durfte es Zedlitz wagen, in den Jahrbüchern die Werke Grillparzer's unbefangen zu besprechen. [32]) So hat also das erste literarische Unternehmen des Inlandes mehr als ein Jahrzehnt hindurch unseren Dichter mit Absicht ignorirt und dieses Unternehmen war das Werk und der Stolz des Fürsten Metternich.

Unter den Kritikern Deutschland's war unserem Dichter vor allen Müllner, der Dichter der „Schuld", nicht gewogen, ein gelehrter und pikanter Kunstrichter, von 1820—24 Redacteur der Literaturbeilage des Cotta'schen „Morgenblattes" und Mitarbeiter

der „Zeitung für die elegante Welt“, des „Oppositionsblattes“, der „Originalien“, der „Berliner Zeitung“ u. s. w. Müllner pflegte als Journalist seinen eigenen Dichterruhm zu verbreiten. Seine Artikel strotzten von Neckereien und Gehäßigkeiten gegen Autoren, die seine Rathschläge zurückwiesen oder gegen Kritiker, die seine Werke nicht lobten. Uebrigens war er ein Mann, der sich auf das Technische des Dramas vortrefflich verstand, und Grillparzer nannte ihn den letzten sachkundigen Kritiker Deutschlands. Besagter Müllner oder Apollo der Leukopeträer, wie ihn Professor Krug übersetzte, lobte nun in einem Privatschreiben an Grillparzer die „Sappho“ ganz außerordentlich, nur verlangte er, daß der erste Act wegfalle. Als der Autor auf dieses seltsame Ansinnen nicht eingieng, wurde Müllner erbost und ließ scharfe Recensionen gegen „Sappho“ und später gegen die „Medea“ vom Stapel, ohne übrigens ihre Vorzüge zu verkennen. Viel Nachtheil brachte Grillparzern das abträgliche Urtheil Solger's über die „Sappho“, als Tieck dessen Briefwechsel und nachgelassene Schriften 1826 herausgab. Dafür waren Börne in der „Wage“ und Malsburg im „Hermes“ [33]) begeistert für den Dichter der „Ahnfrau“ und der „Sappho“ eingetreten.

Wie scharf immerhin einzelne Stimmen waren, so hatten sich die bedeutendsten Dichter jener Zeit, auch Göthe, an derlei Kritik gewöhnt und Grillparzer ließ sie sich damals nicht sonderlich anfechten. Er war und blieb ein Feind des Cotteriewesens und vermied es grundsätzlich, sich unter die Kritiker zu mischen und gegen Angriffe auf literarischem Wege zu reagiren. Schreyvogel schrieb im Juli 1818 über ihn: [34]) „Unser Grillparzer ist jetzt in Baden und versucht die Heilkraft des dolce far niente, welches ihm auch trefflich bekommt. Er hat dort seine „Sappho“ ziemlich vergessen und, was das beste, er liest von all' den Lob- und Stachelschriften nichts, die für und wider ihn in allen Tagblättern erscheinen. Von Müllner's giftigen Kritiken und Correspondenzen kennt er die wenigsten und ist über die, welche er kennt, schon gleichgiltig geworden.“ Und was etwa an Grimm zurückblieb, deß wurde er mit ein Paar Epigrammen ledig.

In der Vollkraft dichterischen Schaffens, ergriff Grillparzer

bald einen neuen Stoff aus der Antike und arbeitete im Jahre 1818 am „Spartakus". Deinhardstein, der im Mai 1818 in Dresden war, erzählt hievon Böttigern. Eine kurze Notiz in Grillparzer's Nachlaß bezieht sich auf diese Tragödie.[35]) Ob der Dichter über den allgemeinen Plan hinausgekommen war und einzelne Scenen vollendete, vermag ich nicht zu sagen. Welch' eine Kluft zwischen dem Spartakus des Jahres 1818 und dem Bancban vom Jahre 1828!

Bald bot sich ihm ein anderer Vorwurf dar. Die „Medea" in der Racine'schen und Gotter'schen Bearbeitung war damals eine Lieblingsrolle der Schröder. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die geniale Frau den Dichter auf diese tragische Figur geradezu aufmerksam machte. Wie dem sein mag, während des Landaufenthaltes in Baden, den er mit seiner Mutter theilte, nahm er in des Wirthes Zimmer ein Buch, in Schwein gebunden, zur Hand, Hederich's mythologisches Lexikon, und schlug, vielleicht nicht zufällig, den Artikel Medea auf. Der gewaltige Stoff trat ihm sogleich nahe und gliederte sich mit derselben Schnelligkeit, wie es bei den früheren Stücken der Fall gewesen war. Unwillkürlich drängte sich ihm diesmal die Form der Trilogie auf, nicht wegen der Masse des Stoffes, sondern, weil er das Vließ, den Dämon des gleißenden Goldes, symbolisch faßte und auch wegen der Motivirung. Der schweren Bedenken gegen diese Kunstform war er sich gar wohl bewußt, aber die Schwierigkeit und Größe der Aufgabe spannte seine Kraft aufs höchste. Da versagte der Körper plötzlich seinen Dienst. Die gesteigerte Spannung des Geistes hatte eine Abspannung der Nerven, sogar Krämpfe zur Folge und die Aerzte wußten sich keinen Rath. Zufällig traf Ladislaus Pyrker, Abt zu Lilienfeld, bald Bischof von der Zips und Patriarch von Venedig in Wien ein und forderte Grillparzern auf, mit ihm nach Gastein zu fahren. Zwei Stunden später saß dieser mit dem liebenswürdigen Prälaten im Wagen und fuhr nach dem herrlichen Wildbade. Die Wirkung war prächtig.

Gastein hat damals Grillparzern wahrscheinlich das Leben gerettet. Der „Abschied von Gastein", den er vor der Abreise in das Fremdenbuch des Ortes einschrieb,[36]) ist wohl das

bekannteste unter seinen lyrischen Gedichten, ein treues Abbild seiner selbst und seiner Kunst, eine Perle der deutschen Poesie.

Nach der Rückkehr aus dem Bade arbeitete Grillparzer mit gesteigerter Lust an seinem großen Werke und er hatte das Gefühl vollsten Gelingens in sich,[37]) als ein furchtbarer Schlag ihn aus dem Reich der Träume aufschreckte. Grillparzer hieng an der Mutter mit leidenschaftlicher Liebe und sie lebte ganz in ihrem ältesten Sohne. Um ihm Freude zu machen, hatte sie sich nach langen Jahren wieder zum Clavier gesetzt und mit ihm vierhändig Mozart und Beethoven gespielt und der Dichter äußerte einmal zur Tochter der Caroline Pichler, in deren Hause er viel verkehrte, daß, wenn einmal seine Mutter stürbe, man ihn gleich mit ihr begraben möge, weil er sonst Niemanden auf der Welt habe. Die so heißgeliebte Mutter verfiel, 48 Jahre alt, in eine Geistesstörung und starb am 24. Januar 1819 unter Umständen, welche die Vermuthung des Selbstmordes nicht ausschlossen. Und im November des Jahres 1817 war ihr jüngster Sohn Adolf im Alter von 17 Jahren auf gleiche Weise aus dem Leben geschieden! Es ist nicht unsere Sache, sich in pathologische Irrgänge zu verlieren und wir stehen hier an den Grenzen historisch-biographischer Darstellung. Grillparzer mochte damals wohl auch den finsteren Geist seines Hauses in sich verspüren, der ihn den vorausgegangenen Lieben nachzog. Trübe Schwermuth umfieng ihn, die Poesie ruhte fast ganz; nur zu einem leisen, rührend schönen Klageliede fand er Worte, nachdem der erste Schmerz vorüber war. Da auch die kaum hergestellte Gesundheit unter den Ereignissen litt, drängten Aerzte und Freunde, Schreyvogel voran, zu einer Reise nach Italien, dem Wunderbrunnen, der schon so Vielen Genesung gebracht hat. Stadion gibt seinem Lieblinge gern den Urlaub und mit dem Grafen Franz Deym tritt Grillparzer, das Beste hoffend, am 24. März 1819 die Reise an.[38])

Wird er ihre Frucht genießen, wird er die Macht haben, die Göthe besaß, und im Augenblicke, wo er den Höhenkamm der Alpen übersteigt, alle Sorgen und Kümmernisse des Lebens im Rücken lassen? Diese Gabe der heiteren Joviskinder war dem Dichter der „Medea“ nicht verliehen. Damals aber hoffte er, daß

die Natur ihn heilen und daß die Antike seiner Kunst die volle Reife geben werde; der begeisterte Hymnus an Italien schließt ja mit den Worten:

„Dann kehr' ich heim mit stolzem Sinn
Und schaff' in gesättigter Ruh',
Was jung soll sein, wie ich es bin,
Und alt soll werden, wie du."

III.

Eine Reise nach Italien war im Jahre 1819 ein Bildungsmittel, das nur wenigen vom Glücke bevorzugten Menschen zu Theil wurde; sie muß als ein Ereigniß bezeichnet werden im Leben eines Schriftstellers, der bis dahin nicht weit über die Bannmeile seiner Vaterstadt hinausgekommen war, nur seiner Kunst und einer kleinen Zahl von Freunden lebte und Welt und Menschen häufig von der Schattenseite kennen gelernt hatte. Italien läßt in Jedem, der es einmal besucht hat, unvertilgbare Spuren zurück und ein verklärender Schimmer schwebt noch nach langen Jahren über der Erinnerung an das schöne Land. Um wie viel größer muß diese Wirkung bei einem Dichter sein, der tiefes Gefühl für die Offenbarung der Natur und der Kunst hat, hinreichende Gelehrsamkeit, um die Schätze des Alterthums auch näher betrachten zu können und Sinn und Verständniß für das echte, nur aus dem steten Zusammenhange mit der Natur zu erklärende, einzig dastehende Volksleben der Halbinsel. Freilich, wer den Zauber des Landes genießen will, muß sich demselben auch ganz und voll hingeben!

Im bequemen Reisewagen Deym's gieng die Fahrt über den Semmering, Graz, Laibach nach Triest ohne Aufenthalt von Statten. Ein nach Thran und Käse stinkendes Trabakel führte die Reisenden nach Venedig, wo sie der Gouverneur Graf Goëß auf das liebenswürdigste aufnahm, der dem bis dahin nur mit einem Passirscheine versorgten Dichter auch einen Paß in das Ausland aussertigte. Damals war Lord Byron der Löwe von San Marco und Graf Goëß übernahm es, die beiden Wiener mit dem Briten zu einem

Diner bei sich zu versammeln. Grillparzer hatte Byron schon einmal flüchtig im Schatten einer Theaterloge gesehen und brannte, so scheu er sonst im Aufsuchen literarischer Berühmtheiten war, vor Begierde, den großen Dichter persönlich kennen zu lernen. Indessen war die Osterwoche vor der Thür, Deym drängte zur Abreise und so verließ Grillparzer am 31. März Venedig, ohne den Mann gesprochen zu haben, der sich zwei Jahre später so rückhaltlos bewundernd über die „Sappho" äußerte. Grillparzer mochte es in späterer Zeit bitter bereuen, halb freiwillig, halb gezwungen dieser Zusammenkunft ausgewichen zu sein; vielleicht hat er sich aber eine Enttäuschung erspart. Byron hätte den deutschen Poeten 1819 leicht ebenso von oben herab behandelt, wie es diesem im Jahre 1836 in London von Seite Lytton Bulwer's geschah. Damals stahl sich ein wehmüthiger Seufzer aus seiner Brust und er sagte, wenn ein deutscher Schriftsteller nicht Schiller oder Göthe heiße, gehe er unbekannt durch die Welt.

Nun gieng es mit der größten Eile Tag und Nacht trotz der Räuber in den Staaten Seiner Heiligkeit vorwärts und Donnerstag den 6. April, in der Charwoche, langten die Reisenden in der ewigen Stadt an. Hier war soeben, ein Jahr vor dem Ausbruch der großen revolutionären Bewegung in Europa, Kaiser Franz mit seiner vierten Gemahlin Carolina Augusta auf einer Reise durch Italien begriffen, eingetroffen und von Pius VII. auf das Glänzendste empfangen worden. Freilich mußte Consalvi, um den Kaiser und den Fürsten Metternich festlich zu bewirthen, das Geld von Madame Lätitia und der Fürstin Borghese borgen, ein kleines Exempel der Halbheit der Restauration! Das Papstthum schien gerade einer neuen Aera des Glanzes entgegen zu gehen. Was seit langem nicht mehr der Fall gewesen, das war jetzt nach dem Sturze Napoleons eingetreten: der Zeitgeist lief mit den leitenden Ideen des römischen Stuhles parallel. Pius VII., der ehrwürdige Greis, hatte der Revolution mit Ausnahme eines kurzen Augenblickes des Schwankens niemals Zugeständnisse gemacht und erschien jetzt nicht bloß den katholischen Völkern als der leitende Pol in der Erscheinungen Flucht. Rom war wieder der Hort der conservativen Interessen geworden, es wurde auch auf's Neue ein Mittelpunkt der

Kunst, und wenn es den Bemühungen des klugen Staatssecretärs nicht gelingen wollte, den Kirchenstaat auch nur den bescheidensten Anforderungen entsprechend zu verwalten, so verschlug das nichts zu einer Zeit, die für Romantik Sinn hatte. Fallen ja doch nach einem Scherze Friedrich Schlegel's die Begriffe des Romantischen und Polizeiwidrigen zusammen. Eifrige Protestanten, wie Barthold Georg Niebuhr, schwärmten damals für Rom und den heiligen Stuhl.

Es ist interessant, die Eindrücke zu beobachten, welche das päpstliche Rom auf den Wiener Dichter macht. Die Autobiographie behandelt die Reiseerlebnisse mehr summarisch, aber die Erinnerungen an Rom und Neapel, hübsche Skizzen, alles Bedeutende mit Geist und Humor berührend und mit einer Frische dargestellt, die Zeugniß gibt, daß sie unmittelbar unter dem ersten Eindruck niedergeschrieben wurden, ergänzen die Selbstbiographie in der besten Weise. So mächtig die Ceremonien der Osterwoche, die Austheilung des päpstlichen Segens, das Miserere von Allegri in der Sixtina, die Peterskirche, die Katakomben von San Sebastian auf ihn wirken, so steht er doch all' dem als scharfer Kritiker, ich möchte fast sagen feindlich gegenüber, und wenn er von der überwältigenden Macht der Erscheinung niedergeworfen wird, im nächsten Augenblick stemmt er sich dagegen mit aller Kraft und seine Bemerkungen sind scharf und schneidend und sie treffen die wunden Stellen des päpstlichen Systemes. Und inmitten des Glanzes und der Pracht steigt ihm aus dem Gräberschutte der Vergangenheit, riesengroß, alles Epigonenthum überragend, die Antike auf, als wollte sie den verwandten Geist freudig begrüßen. Das Colosseum stellt er hoch über die Peterskirche und die Verquickung des Heidenthums und des Christenthums in den Baudenkmälern thut ihm wehe. In den schwungvollen Schlußstrophen des „campo vaccino“ hat der Dichter diesem Grundgedanken einen prägnanten Ausdruck geliehen.

Die Bemerkungen Grillparzer's über Kunst und Künstler in Rom sind oft einseitig, immer originell und zeugen von scharfer Beobachtung, geläutertem Geschmack und großer Sachkenntniß. Auf die deutschen Künstler, die dem Kaiser zu Ehren eine Ausstellung im Palazzo Cafarelli veranstalteten, ist Grillparzer nicht gut

zu sprechen. Die ganze Richtung der Nazarener, von denen sich übrigens Cornelius schon getrennt hatte, erschien ihm als Manier, nach den großen Meistern Rafael, Michel Angelo, Correggio und Tizian auf Perugino, Fiesole, ja Giotto zurückzugehen, war ihm eine Verirrung, und als einige jüngere Künstler sich noch zum Ueberflusse in altdeutschen Röcken sehen ließen, schilt er kurzweg das Ganze Nürnbergerei, ein Vorwurf, der, wenn er überhaupt berechtigt wäre, sich mehr auf Cornelius als auf Overbeck bezöge.

Also wieder ist es die Antike, welche unser Dichter gegen die neue Schule, gegen die Romantiker unter den Malern verficht, und er steht auch hier in vollem bewußten Gegensatz zu Fr. Schlegel, dem Vater des Nazarenerthums.[1]) Canova ist ihm zu weich und süßlich, Thorwaldsen dagegen, dessen Studio er besucht, erregt mit dem Ganymed und dem Alexanderzuge seine höchste Bewunderung. Wie begreiflich, interessirt den großen Dramatiker auch das italienische Theater, weniger die Stücke, als die Schauspieler und das Publikum. Die lebhafte Mimik der Schauspieler im Komischen, die natürliche Schönheit ihrer Stellung im Tragischen anerkennt er, während der Hang zur Uebertreibung dem Nordländer nicht behagt. Das italienische Volksleben gefällt ihm, wie jedem, der es zu beobachten Gelegenheit hatte.

Grillparzer sollte aber Rom nicht ungetrübt genießen. Der glühende Eifer, mit dem er, von seinem Reisegefährten getrennt, in den heißen Apriltagen den Kunstschätzen und Alterthümern nachgieng, vielleicht auch die veränderte Lebensweise, warfen ihn auf's Krankenlager. Dem Leibarzte des Fürsten Metternich, dem berühmten Augenarzte Dr. Fr. Jaeger und der guten Pflege seiner römischen Quartierfrau hatte er seine Herstellung zu danken. Halb genesen fuhr er in Begleitung des Grafen Wurmbrand, des Obersthofmeisters der Kaiserin, dem er inzwischen befreundet geworden war, nach Neapel und nahm dort bereitwillig das Anerbieten des Grafen an, dessen prächtige Wohnung zu theilen, denn alle Gasthöfe waren durch die zuströmenden Fremden überfüllt. Zum Danke dafür verrichtete Grillparzer Secretärsdienste bei der Kaiserin, ohne indessen die hohe Frau auch nur gesehen zu

haben. Die Nachricht gelangte rasch in die Heimat, und Wiener Blätter berichteten, daß der bekannte dramatische Dichter Grillparzer, vorher Praktikant bei der Hofkammer, auf seiner Reise in Italien Privatsecretär der Kaiserin von Oesterreich geworden sei. Ob der Hof die Absicht hatte, die einflußreiche und gut dotirte Stelle, die ihrem Träger eine glänzende Laufbahn verhieß, dem Dichter der „Sappho" definitiv zu verleihen, darüber sind wir nicht unterrichtet; das Benehmen des Grafen Wurmbrand läßt es vermuthen. Die kaiserliche Familie besuchte fleißig das Burgtheater und der Ruf des vaterländischen Dichters hatte sich natürlich auch bis in die höchsten Kreise verbreitet. Eine kleine Scene bezeugt uns dies, die sich in Florenz während der Anwesenheit des kaiserlichen Hofes zutrug. Bei einem Feste, das Graf Apponyi, der österreichische Gesandte in Florenz, am 20. März 1819 seinem Souverän gab, hatte der berühmte Improvisator Tommaso Sgricci die Ehre, Proben seiner Kunstfertigkeit über ein demselben vom Kaiser Franz gestelltes Thema, die Dichterin Sappho, abzulegen. [2]) Kaiser Franz war ein durchaus nüchterner Mann und gewiß kein Freund der classischen Tragödie; daher ist das Geschichtchen, das uns der „Beobachter" erzählt, ein Zeichen, daß man sich bei Hofe für die Dichtung Grillparzer's interessirte. Wie dem sein mag, dieser besorgte seinen leichten Dienst, that aber nichts, um das Amt definitiv zu erhalten und er hatte seine Gründe. Erstlich versah dasselbe in Wien provisorisch sein guter Freund und Vetter Ferdinand Paumgarten, der im Cabinete des Kaisers bedienstet war, und den er also um nicht unbedeutende Einkünfte gebracht hätte. Sodann war die Kaiserin, eine hochgebildete Frau und Freundin der Literatur, in ihren religiösen Ueberzeugungen unerschütterliche Katholikin; Grillparzer dagegen huldigte, gleich der Mehrzahl seiner gebildeten Landsleute, einem gemüthlichen Deismus, der gemildert war durch Toleranz gegen katholische Cultusformen. So bewarb sich denn Grillparzer, der nicht heucheln wollte, um die vielbeneidete Stelle nicht und erhielt sie dann allerdings auch nicht, da der unabhängige Mann für einen Hofdienst nicht die rechte Eignung zu haben schien. Das hat nun ganz gewiß seiner amtlichen Laufbahn geschadet, war aber ein Vortheil für die deutsche

Kunst. Die neue Stellung brachte Grillparzern, ohne daß er es wollte, in Verkehr mit der vornehmen Welt. Metternich ladet ihn zu Tische und recitirt ihm nach dem Mahle aus dem Gedächtnisse den vierten Gesang aus Byron's „Child Harold", und junge Edelleute, wie der Fürst Esterhazy und Graf Karolyi, sind seine Begleiter auf Ausflügen. Bei einem reichen Hamburger Kaufmann speist er gemeinschaftlich mit seinem Antipoden Friedrich Schlegel und hat Gelegenheit, seinen Tischgenossen zu beobachten, der sich im Gespräche so gab, als ob er eben erst die „Lucinde" geschrieben hätte. Grillparzer durchschwärmte auch entzückt die herrliche Umgebung Neapels und als er den Vesuv bestieg, da war der Berg so artig, einen kleinen Ausbruch zu veranstalten, der denn auch die vulkanische Natur des Dichters herausforderte und ein Kraftgefühl in demselben entwickelte, das sich sonst selten einstellte. Begeistert schreibt er in sein Tagebuch: „Habe Dank, Natur, daß es ein Land gibt, wo du heraus gehst aus deiner Werkeltags-Geschäftigkeit und dich erweisest als Götterbraut und Weltenkönigin. Habe Dank! Und mir sei vergönnt, dich von Zeit zu Zeit zu schauen in deiner Majestät, wenn du mich lange genug ermüdet hast in deiner Alltäglichkeit." Der Dramatiker vergißt aber nicht über der wunderlieblichen Landschaft dem Blutwunder des heiligen Januarius beizuwohnen und erzählt uns seine Erlebnisse hiebei in derb niederländischer Manier. Da plötzlich erleidet Grillparzer's Natur- und Kunstgenuß eine Unterbrechung. Am 18. Mai besuchte der Graf Wurmbrand in Begleitung der Majestäten ein amerikanisches Linienschiff, fiel auf dem Verdecke in eine mit einer Fallthür versehene Oeffnung und erlitt einen leichten Beinbruch. Als der Hof zu Ende des Mai die Rückreise nach Rom antrat, blieb der Graf in Neapel zurück. Grillparzer konnte es nicht über sich bringen, seinen Gönner zu verlassen und harrte in Neapel aus, bis der Graf transportfähig war. Da inzwischen seine Geldmittel erschöpft waren, so blieb ihm nichts übrig, als mit diesem die Rückfahrt zu machen. Zum zweiten Male sah er Rom und als er es verließ, da traten ihm angesichts des verschwindenden Kreuzes der Peterskirche die Thränen in die Augen. Auch die Reise des Hofes hatte eine größere Unterbrechung erfahren. Die Erzherzogin Caroline erkrankte in

Perugia, und so trafen die Majestäten erst am 7. Juli in Florenz ein, wo sich Graf Wurmbrand und Grillparzer dem Gefolge wieder anschlossen. Ueber Venedig, Laibach u. s. w. ging es dann nach Schönbrunn, wo die Herrschaften am 2. August anlangten. Als freier Mann war Grillparzer ausgezogen, die Brust von stolzen Hoffnungen geschwellt; als barmherziger Samaritan kehrte er im Schatten des kaiserlichen Hofes ziemlich verstimmt nach Wien zurück.

Ein Bad der Wiedergeburt hatte nach dem Wunsche seiner Freunde der Aufenthalt in Italien dem Dichter sein sollen und er war es auch in mancher Hinsicht, die kurze italienische Reise befruchtete sein ganzes Leben; doch, wie bei Göthe, trat auch bei Grillparzer nach der Rückkehr in die Heimat eine Zeit des Unfriedens ein und die Cur hatte aus mannigfachen Ursachen nur eine halbe Wirkung. So viel Schönes er auch in dem Lande gesehen hatte, seine zartbesaitete Natur, stärker in der Aufnahme, als in der Verarbeitung der Eindrücke des Lebens, wollte auch das erfahrene Leid nicht preisgeben. Die leise Wehmuth, die aus den Ruinen des Alterthums zu ihm sprach, war der eigenen Stimmung nur zu verwandt und gerade die Begeisterung für die Antike hat dem harmonischen Gesammteindruck, den Italien auf gesunde Naturen zu machen pflegt, in diesem Falle entschieden Abbruch gethan. Wie von jeder größeren Reise, kehrte Grillparzer auch von dieser erschöpft an Leib und Seele in die Heimat zurück und um so unbehaglicher fühlte er sich jetzt in Wien, wenn er die schale Gegenwart mit der schönen Vergangenheit verglich.

Grillparzer rückte wieder in sein Bureau ein, doch der Dienst wurde ihm in mannigfacher Weise verleidet. Eine Concipistenstelle, die während der italienischen Reise in seinem Departement erledigt war, war anderweitig besetzt worden. Der Bureauchef tröstete den Dichter damit, daß er sagte, man hätte von ihm überall als von dem Privatsecretär der Kaiserin gesprochen und deßwegen sei er nicht in's Calcul einbezogen worden. Aber der Vorgang wiederholte sich in der nächsten Zeit noch zweimal, jüngere Leute wurden ihm vorgezogen, die weder in Beziehung auf Dienstjahre, noch auf Fähigkeiten, mit ihm verglichen werden konnten und die Unterstützung

Stadion's half für den Augenblick nichts, da die Hofkammer dem Finanzminister wohl untergeordnet war, von diesem jedoch in ihrem inneren Dienste, also auch bei den Besetzungsvorschlägen, volle Unabhängigkeit erhalten hatte. Außer dem Protectionswesen und Neid und Cabalen mochte bei der Zurücksetzung Grillparzer's wohl auch der Umstand mitwirken, daß er neben seinem Gehalte als Conceptspraktikant bis zum Jahre 1823 800 Gulden Silber als Theaterdichter bezog. Mit diesem Geldäquivalente glaubten ihn die Herren von der Hofkammer für seine Präterirung entschädigt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß er, im Dienste tüchtig, wie kein anderer, für diese 800 Gulden unsterbliche Werke schuf. Auch, daß Stadion ihn so häufig beurlaubte, mußte bei der Beurtheilung seiner Leistungen zu seinem Nachtheile in's Gewicht fallen. Durch solche Zurücksetzungen gekränkt, war Grillparzer nahe daran, um seine Entlassung aus dem Staatsdienste anzusuchen; Stadion jedoch, der welterfahrene Mann, an den er sich in dieser Sache wandte, rieth entschieden ab und brachte ihn wieder in das rechte Geleise. Sein etwas derber Ausspruch lautete: „In Oesterreich müsse man reich oder ein Beamter sein, sonst gleiche man einem Hunde ohne Halsband; jeder könne ihn treten und schlagen." Der Stand des Schriftstellers in der ehrenvollen Bedeutung, wie ihn Deutschland schon hatte, war bei uns unbekannt. Um seinen Liebling wenigstens einigermaßen für den Jammer der Beamtenlaufbahn zu entschädigen, ertheilte ihm der Minister einen unbeschränkten Urlaub zur Vollendung des „goldenen Vließes".

Die Muse wollte sich nicht sogleich einstellen. Der Tod der Mutter, die gewaltigen Reiseeindrücke in Italien und die widerwärtigen Dienstverhältnisse hatten Alles, was sich auf den Aufbau des Drama's bezog und noch mehr die Einzelnheiten in seinem Gedächtniß verwischt und da Grillparzer, an ein schnelles und unmittelbar aus der Anschauung hervorgehendes Schaffen gewöhnt, sich nie entschließen konnte, den Entwurf eines Stückes aufzuschreiben, so befand er sich jetzt in einer peinlichen Lage. Zur rechten Zeit befreite ihn daraus eine psychologische Hilfe. Er spielte damals öfter mit der Tochter der Schriftstellerin Caroline Pichler Clavier. Als sie nun zufällig auf Mozart's G-moll-Symphonie kamen, die er im

Vorjahre, als er die ersten Acte der „Argonauten“ schrieb, vierhändig mit seiner Mutter gespielt hatte, da stand auf einmal das goldene Vließ in strahlendem Glanze vor seinem Auge, so wie er es früher geträumt hatte, er folgte der tragischen Muse und die „Argonauten“ wurden glücklich vollendet. Unbeirrt durch die Widerwärtigkeiten der Censur, die ihn damals trafen, ging er an die „Medea“ und vollendete im Fluge des Schaffens den Schluß der Trilogie, die beiden letzten Acte in einem Zeitraume von je zwei Tagen. Im Spätherbste 1820 überreichte er das vollendete Werk der Direction des Burgtheaters.[3]) Schreyvogel war beim ersten Lesen des Stückes etwas kühl, gab ihm doch Grillparzer ähnlich wie Göthe Schillern immer nur die fertigen Arbeiten in die Hand, um sich die Einsprache des Dramaturgen vom Leibe zu halten. Das Schicksal der „Ahnfrau“ hatte ihn vorsichtig gemacht. Bald begriff er aber, welch' großes Werk er vor sich habe und er betrieb die Aufführung. Eine der letzten Verfügungen des Grafen Stadion, der im April 1821 von der obersten Leitung der Hoftheater zurücktrat, enthält den ausdrücklichen Befehl, daß „das goldene Vließ“ sofort einzustudieren und die Rollenbesetzung einverständlich mit dem Autor vorzunehmen sei und sprach die Erwartung aus, „daß die Mitglieder sich beeifern würden, zu möglichst vollkommener Darstellung dieses ausgezeichneten Stückes nach allen Kräften mitzuwirken.“ Der „Gastfreund“ und die „Argonauten“ wurden am 26. März 1821 zum erstenmal im Burgtheater aufgeführt und mit einem Epiloge des Dichters, den Hofschauspieler Krüger sprach, geschlossen; die „Medea“ gieng am 27. März 1821 in Scene mit der Schröder als Medea, Korn als Jason, Lange als Kreon, Madame Löwe als Kreusa und Madame Vogel, einer Altistin der Oper, als Gora, da der Dichter für diese Figur eine Persönlichkeit brauchte, die im Organ und sonstigem Beiwesen noch um einige Tinten dunkler war als ihre Herrin. Das „goldene Vließ“ hatte nur einen mäßigen Theatererfolg. Die beiden ersten Stücke der Trilogie verschwanden bald von der Bühne, sie wurden z. B. auf dem Burgtheater bis 1873 nur eilfmal gegeben. Die „Medea“ hielt sich durch reisende Heldenmütter auf der deutschen Bühne. In der Burg wurde sie bis Juni 1873 43mal gespielt. Noch geringer

war der buchhändlerische Erfolg. Die Dichtung erschien 1822 bei Wallishauser und fand keine zweite Auflage! Das „goldene Vließ" ist auch das letzte Stück Grillparzer's, dem man, auf lange hinaus, draußen im Reiche Aufmerksamkeit schenkte. Unter den Wiener Recensenten machte sich damals neben Wähner zum erstenmale M. G. Saphir bemerkbar, der vor Kurzem noch als Collaborator in Moor im Waarengeschäfte seines Vaters bedienstet war, einige lyrische Kleinigkeiten verausgabt hatte und jetzt über Grillparzer zu Gerichte saß. [4])

Was war denn Schuld daran, daß das Werk auch in Wien kühl aufgenommen ward? Grillparzer betrachtet ein gut erzogenes Publikum, wie das des Wiener Burgtheaters, als eine Jury, die ohne Kenntniß des ästhetischen Canons, nur auf Grund guten Geschmackes, unwillkürlich beifällig oder mißfällig über ein Dichterwerk sich ausspricht und verlangen kann, daß man ihr Urtheil respectire. Freilich kömmt gar häufig die Nachwelt in die Lage, als höhere Instanz den Spruch umzustoßen. Der Grund, warum das neue Werk nicht vollständig durchgriff, liegt erstlich einmal im Stoffe, der, von unzähligen Dramatikern als der ausgesucht tragische behandelt, ungeachtet aller Milderung Grillparzer's zu dem Furchtbarsten gehört, was die Einbildungskraft zu ersinnen vermag. Auch die Form der Trilogie ist trotz des Vorbildes des Schiller'schen „Wallenstein" keine glückliche zu nennen, [5]) um so weniger, wenn sich routinirte Theaterdirectoren dazu verstehen, ganz unberechtigt und gegen die Absicht des Dichters [6]) die Medea der Argonauten und die Medea des Schlußstückes von verschiedenen Schauspielerinnen darstellen zu lassen. Dieses Schlußstück überragt nun ohne Zweifel die beiden vorausgehenden gewaltig, kann ihrer aber doch nicht recht entbehren und verliert, wenn es allein aufgeführt wird, immer an Wirkung. Endlich wird der tiefsinnige Grundgedanke der Trilogie, symbolisirt in dem Vließe, im „Gastfreund" dem Publikum nicht genug klar [7]) und bricht erst in den „Argonauten" und in der „Medea" entschieden durch. Der Poet selbst hat sich diesem Bedenken nicht verschlossen. Und doch hat die Tragödie außerordentliche Vorzüge und ich bin geneigt, die „Medea" für die größte Schöpfung Grillparzer's zu halten. In keinem anderen Drama hat er das Tra-

gische tiefer gefaßt und strenger und folgerichtiger durchgeführt, als im „goldenen Vließe". Jener Compromiß von Freiheit und Nothwendigkeit, über den sich die Philosophen die Köpfe zerbrechen, welcher aber doch die Geschichte des Einzelnen, wie der Nationen kennzeichnet und erklärt, ist in dieser Tragödie auf das Beste gewahrt. Die Träger der Handlung haben das Bewußtsein ihrer Schuld. Das unendliche Wehe, das über sie hereinbricht, ist die gerechte Folge ihrer maßlosen Leidenschaft und wenn die jugendfrischen Gestalten des Argonautenführers und der Kolchischen Königstochter am Schlusse des Stückes vernichtet und zertreten sind, ihr elendes Leben unwillig fortschleppen, so büßen sie, woran sie gesündigt. Aber außer der offen daliegenden Schuld der handelnden Personen, von der dunklen Medea angefangen, bis zu Kreusens Lichtgestalt, bleibt immerhin noch ein gewisser Theil übrig, den die Umstände zu tragen haben: jene tragische Atmosphäre, die selbst unbefleckte Naturen, wie Kreon und Kreusa ergreift, verwirrt, betäubt und in den Wirbel des Unglückes hinabzieht. Und wie schön ist dieses Motiv durchgeführt! Das „goldene Vließ", das ist die berückende Sehnsucht des Menschen nach dem Weiten, Fernen, Fremden, die heiße Begierde nach einem Glücke, das nicht in ihm, sondern außer ihm liegt, den Dämon der Leidenschaft nach Ehre, Glanz und Gut, das hat der dunkle Gott in das Herz des Menschen gepflanzt. Der Gegensatz zwischen dem Kolchischen Nebellande und dem sonnigen Hellas, zwischen den heiteren Griechen und dem finsteren Barbarenvolke birgt, ganz abgesehen von den Persönlichkeiten, schon die Keime des Conflictes in sich, wirkt einerseits entlastend auf die ungeheure Schuld und erzeugt andrerseits jenen Eindruck der unausweichlichen, furchtbaren Nothwendigkeit, der uns überkömmt, wenn wir das Große, Bedeutsame in der Menschennatur, unter anderen Verhältnissen zur Glorie bestimmt, unter den gegebenen rettungslos zu Grunde gehen sehen. Das ist das echt Tragische und hier ist vielleicht eine Brücke von der Schicksalstragödie der Alten zur Charaktertragödie der Neuzeit. Die Composition ist wie aus einem Gusse und von dem Intervalle, der die Ausarbeitung der ersten und der zweiten Hälfte der Trilogie schied, bedeutend weniger der Zeit, als den Erlebnissen des Dichters nach, ist, wie mir scheinen will, nur an einer Figur etwas wahr=

zunehmen, die in ihren Grundsätzen rasch und unmotivirt sich ändert. Aus dem verwegenen griechischen Heros, der, den Argonauten, den Besten Griechenlands, ein Schirm und Hort, das Unmögliche besteht, wird mit der zweiten Scene des dritten Actes ein blasirter Mann, thatenscheu, noch ehe er das Ziel seines Ehrgeizes, das Vließ sich errungen. Ein Tadel gegen die Composition ist vielleicht nicht ganz ungegründet: das Motiv Medeens zur Ermordung ihrer Kinder wird hart vor der That durch die Ueberlegung, sie könne nicht mehr zurück, nachdem Kreusa ihrer Rache zum Opfer gefallen, unnöthig abgeschwächt. *) Aber freilich lag es auch hier wieder in der Absicht des Dichters, die Heldin unserem Herzen näher zu bringen. Die Charaktere sind in diesem Drama, verglichen mit den früheren Schöpfungen, scharf ausgeprägt, die Frauengestalten, wie immer bei Grillparzer, bewunderungswürdig wahr und dem Leben abgelauscht. Selbst Müllner hat das zugestanden. Unwillkürlich erinnert der Dichter an sein großes Vorbild Göthe, auch dadurch, daß die männlichen Figuren schwächer, oft schwächlich erscheinen. Wunderbar versteht es auch der Poet die Färbung der einzelnen Stücke der Handlung anzupassen. Einem thaufrischen Morgen gleicht der „Gastfreund“, ein schwüler Mittag ruht über den „Argonauten“ und in der „Medea“ rasen die Elemente und dunkle Nacht lagert sich über den gräulichen Thaten. Die Sprache der „Medea“ ist ausnehmend rein und schön; an solchen Worten prallen die Nergeleien des Dionysius Longinus machtlos ab. Darüber, wie Grillparzer den antiken Stoff behandelt hat, braucht heute wohl nicht mehr gesprochen zu werden. Was Schiller an der Göthe'schen „Iphigenie“ vermißt, sinnliche Kraft, Leben und Bewegung, diese Eigenschaften besitzt das „Vließ“ wohl im reichsten Maße.

Das Stück bildet einen wichtigen Abschnitt in der Entwickelung des Dichters. Bis dahin konnte dieser, wie einst Göthe, von sich sagen, daß seine Ideen vom Vortrefflichen in der Kunst auf jeder seiner Entwickelungsstufen nie viel größer waren, als was er auf jeder Stufe zu leisten vermochte. Jetzt fieng bei Grillparzer die Reflexion an zu überwiegen; das brachten die philosophischen Studien — er beschäftigte sich damals viel mit Kant —, namentlich aber die geschichtlichen Vorstudien zu „Ottokar“ mit sich, die ihn

fast ein Jahr in Anspruch nahmen. Die Unbefangenheit des Schaffens, die Selbstgenügsamkeit, die sich auf die Ueberzeugung des eigenen Werthes stützt, sie gieng Grillparzern bald verloren.

Das „goldene Vließ" ist ein echtes, volles Kunstwerk, es hängt aber auch durch die zartesten Fäden mit dem Leben des Dichters zusammen und ist mit dessen eigenstem Herzblute geschrieben. Grillparzer schweigt über seine Liebesgeschichten und lehnt jede Mittheilung hierüber unter dem Vorwande ab, daß er wohl Herr seiner Geheimnisse, aber nicht der Anderer sei. Wir sind deßhalb in diesem Punkte auf die discreten, unvollständigen Nachrichten der Freunde des Dichters angewiesen. Und doch sind es Grillparzer's höchst seltsame Herzensangelegenheiten, welche so reichen Stoff zu der Tragödie seines Dichterlebens geliefert haben. Einen Rückschluß auf die Beziehungen Grillparzer's zu dem anderen Geschlechte erlauben schon seine Dramen. Man ist darüber einig, daß die Frauengestalten in denselben: Melitta, Medea, Kunigunde, Gertrud, Erny, Hero, Rahel und Esther von einer bewunderungswürdigen Wahrheit sind. Solche Figuren als Ergebnisse dichterischer Inspiration zu bezeichnen, wäre gewagt, gerade so, wie wenn man sagen wollte, Rafael's Madonnen seien Werke seiner Einbildung gewesen. Wie der Maler der Natur schrittweise ihre Geheimnisse ablauscht und in der zufällig glücklichen Gruppirung ästhetischer Verhältnisse, die ihm Natur und Leben bieten, die Urbilder des Schönen findet, so auch der Dichter. Grillparzer machte reiche Erfahrungen in der Wiener Gesellschaft zu der Zeit, wo er neidlos als der Erste anerkannt wurde, süße und bittere, zumal mit dem Frauengeschlechte und mochten auch die Urbilder, die ihm im Leben begegnet waren, langsam verbleichen, ihre Abbilder in der Kunst dauerten und ersetzten dem Dichter die Freuden, die jene ihm einstmals gebracht und erneuten die Schmerzen, an denen er in der Vergangenheit gelitten hatte. Und wie spielt sich die Liebe in Grillparzer's Dramen ab? Alle seine Liebespaare werden von der Macht einer edlen Sinnlichkeit unwiderstehlich zu einander hingezogen, blitzschnell trifft sie der Schlag der Empfindung, ahnt eines in dem andern das verwandte Gefühl und merkt, daß sie zu einander gehören für immer. Ohne Rücksicht auf den Widerstand, den die

Außenwelt ihnen bereitet, gestehen sie dem jungen Leben sein Recht zu und sehen den Abgrund nicht, der zu ihren Füßen sich endlos öffnet. Selbst solche Figuren, die sich, wie Erny, des Gefühles erwehren, drücken sich unbewußt den Stachel nur um so tiefer in die Brust und sind verloren, ehe sie noch zu Grunde gehen. Solches schildert der Dichter, und warum? Weil er es erlebt hat. Man hat sich mit dem Charakter Grillparzer's zumeist kurz abgefunden, hat ihn in der Jugend schüchtern und zaghaft, unmännlich erliegend dem Drucke der Verhältnisse und im Alter einen Griesgram genannt. Das letztere ist nicht unrichtig, wohl aber das erste. Das österreichische: „I trau mi halt nit", das er in seiner Ironie einem vielleicht unberufenen Besuche oder sogenannten Freunde als Antwort auf die Frage gab, warum er Kathy Fröhlich nicht geheiratet, klingt in vielen Biographien wieder.[9]) Wie mochte der alte Herr bitter lächeln, wenn er sich, wie in anderen Stücken, auch darin von der Mitwelt verkannt sah, daß sie sich ihn in seiner Jugend so recht als schüchternen Gesellen dachte, der schämig erröthete, wenn er eines Mädchens Kinn und Wange sah, und vor lauter Devotion nicht dazu kam, Kathy Fröhlich um ihr Jawort anzugehen. Wie ganz anders trug sich das in der Wirklichkeit zu, als man es jetzt nach einem halben Jahrhunderte erzählt.

Mit Recht bemerkte ein neuerer Schriftsteller, der Werth eines Menschen liege in den Zielen seines Wollens, in seinen geistigen Fähigkeiten und in seinem Temperamente. Grillparzer war eine durchaus ideal angelegte Natur, die das Höchste in der Kunst erkannte und erreichen wollte und im Leben an sich, freilich auch an Andere, die höchsten Anforderungen stellte. Er besaß einen Geist, der sich in Folge verfehlter Erziehung in der Jugend langsam und widerwillig zu entwickeln schien, unter günstigeren Verhältnissen jedoch zu plötzlicher Reife kam und Außerordentliches leistete. Die anschauliche Auffassung der Dinge, die Grillparzer in seinen Dichtungen wiedergibt, seine überquellende Phantasie, durch einen ausgeprägten Formensinn vor Ausartung geschützt, die mühelose und leichte Production, die Reife der ersten Werke, die Unabhängigkeit des Sinnens und Trachtens von der Außenwelt, die kindliche Naivetät, die den Dichter bis in's Alter begleitet, das und manches Andere sind Züge des Genie's.

Das macht den Menschen unter Umständen groß, aber nicht froh, berühmt, aber nicht glücklich. Das Temperament ist das Göttergeschenk, dem Menschen angeboren und vererbt, das mehr als Wille und Geist sein Wohl und Wehe bestimmt und in gewissem Sinne das Schicksal des Menschen ist. Wodurch ist Grillparzer's Temperament gekennzeichnet? Erstlich durch eine unendliche Erregbarkeit seiner Nerven für alle Eindrücke, die ihn leicht bis zum Affecte, freilich mehr kraftlosen, als rüstigen Affecte brachte und ihn nicht selten sogar Sinnestäuschungen erleben ließ. Hie und da mochte der Mann an der Schwelle des Wahnsinnes stehen! Zweitens ist es gekennzeichnet durch eine größere Empfänglichkeit für das Leid, als für die Lust. Tiefe Schwermuth umfängt ihn von Jugend an und tritt am meisten hervor zu einer Zeit, in der er die größten Erfolge erringt, wo er als Dichter hochgefeiert wird und als Mensch reiches Liebesglück findet. Und die Täuschungen, die ihm das Leben bringt, halten ihn in dem Banne fest. Es gibt in den Alpen irgendwo einen kleinen, stillen See. Wer ihn vom Ufer aus betrachtet, sieht nur die grünblaue Farbe des Wasserspiegels, der sich abhebt vom düsteren Hintergrunde der Bergriesen, die schroff und steil von ihm aufsteigen. Wer aber sich dem leichten Nachen anvertraut und in den See rudert, der erblickt, in der Mitte angelangt, tief unter seinem Spiegel ganze Wälder in abenteuerlichen Formen, die wirren Stämme umzogen von seltsamen Pflanzengebilden, alles wie ein Märchen, das uns erzählt von alten, alten Zeiten, in denen statt des tiefen Wassers linde, laue Luft um die Bäume koste, goldene Sonne die Blüthen beschien und Menschenkinder sich ihres Schattens freuten. Jetzt ist es freilich dort unten eisig und kalt, wenn auch verführerisch schön, und der Mensch schauert, der sich den Wellen anvertraut, daß es ihn hinabzöge zu den Wäldern von Stein. Das ist das Bild der Melancholie des alten Grillparzer.

Zum Temperamente gehört weiter das Maß der inneren Sammlung d. h. die größere oder geringere Fähigkeit des Menschen, neuen Eindrücken, großen und kleinen, in jedem Augenblicke mit dem vollsten Gleichgewichte aller Vorstellungen zu begegnen. Grillparzern fehlte diese Sammlung gerade dort, wo er ihrer am nothwendigsten bedurfte. Wie er in der Schule geträumt hatte, so träumte er auch

nicht selten in der Gesellschaft. Er besaß nicht die Kunst zu hören, besonders gleichgiltige und langweilige Gespräche anzuhören, was man nicht mit Unrecht von einem gebildeten Manne verlangt. Seine Phantasie entrückte ihn in solchem Falle seiner Umgebung. Wenn sich das bei hochgestellten Persönlichkeiten zutrug, wie bei der Familie Stadion während des Landaufenthaltes in Jamnitz im Jahre 1823, so beklagte es der Dichter recht lebhaft und schalt sich, daß er nicht unter Menschen tauge. Der Jugend freilich und dem Ruhme verzeihen die Menschen viel und die Frauen alles. Mochten die schönen blauen Augen des Dichters der Sappho wie verloren an irgend einer Stelle haften, der Träumer erschien im Gegensatze zu dem blühenden Leben, das ihn umgab, nur um so anziehender und es reizte geradezu, ihn seinen Phantasien zu entreißen und der Wirklichkeit des Daseins zurückzugeben. Dieser reizbare, schwermüthige und träumerische Mensch, eine echte Dichternatur, wie sich sie das Volk nur denken kann, betrat also in den Jahren 1817 und 1818 als neue Größe den Wiener Salon.

Es gab damals in der Residenz eine größere Zahl von Familien, zumeist dem wohlhabenden Bürger- und Kaufmannsstande angehörig, die an bestimmten Tagen die gastlichen Räume ihres Hauses öffneten und bei denen nicht bloß Gaumen und Magen, sondern auch Herz und Kopf gut versorgt waren. Der Wiener Congreß hatte ja nicht umsonst getagt. Bei Dorothea Schlegel versammelten sich Friedrich von Klinkowström, Inhaber einer streng katholischen Erziehungsanstalt, der Historiker Buchholtz, der Maler Fendi u. a.; bei dem Generalstäbler und Dichter Rothkirch die Schriftsteller Pannasch, Weingarten, die Hauptleute Martini und Schönhals, letzterer ein Menschenalter später berühmt als Generaladjutant Radetzky's und Verfasser der Erinnerungen eines österreichischen Veteranen. Grillparzer verkehrte häufig in den Salons Pichler, Josef Sonnleithner, Geymüller, Eskeles, Pereira, Kiesewetter und Fröhlich. Caroline Pichler war eine ebenso fruchtbare als beliebte Romanschriftstellerin, ein wenig platt und nüchtern, wie es sich für eine tüchtige Hausfrau schickt, für Wien eine Art Madame Varnhagen, natürlich in ziemlichem Abstande, bei der einheimische und fremde Schriftsteller und Künstler

gern gesehene Gäste waren. Ihre Denkwürdigkeiten sind deßwegen eine schätzbare Quelle für die Culturgeschichte Wiens. Grillparzer wurde durch Schreyvogel im Winter von 1816 auf 1817 bei Pichler's eingeführt und fand dort gute Menschen, begeistert für den Dichter der „Ahnfrau". Er besuchte oft das Haus, spielte mit der Schriftstellerin und ihrer Tochter Charlotte Clavier, erzählte von seiner Jugend und den Entwürfen zur „Sappho" und anderen Dramen, und die Einfachheit und Herzlichkeit seines Benehmens gewann ihm die Achtung der Eltern und die Neigung der Tochter. Kleinere lyrische Gedichte Grillparzer's („Frühlingsgedanken", „das Urbild und die Abbilder") fanden dort ihren Ursprung. Das bescheidene und anmuthige Mädchen, das damals zwanzig Lenze zählte, scheint auf den Dichter nicht ohne Eindruck geblieben zu sein; darauf deuten einige Stellen in den Memoiren der Pichler hin,[10]) die Grillparzern unendlich achtet, zwischen den Zeilen jedoch manch' schmerzlichen Vorwurf fallen läßt. Vom Sommer 1818 an kam er seltener und seltener und blieb endlich aus. „Mägdlein spann, die Thräne rann". Nach dem Tode der Mutter zog ihn der Schmerz in das befreundete Haus, er wurde aber kalt empfangen und wenn er auch noch später dort von Zeit zu Zeit erschien, so waren das eben nur Artigkeitsbesuche. Das zarte Geschöpf machte zum zweiten Male bittere Erfahrungen mit Prokesch und folgte dann einem älteren Manne als Gattin in die Fremde.

Das stille Flämmchen, welches so kurz den Herzwinkel Grillparzer's erwärmt hatte, war verglommen und statt seiner durchraste ihn jetzt eine heftige Leidenschaft, die ihn Jahre lang gefesselt hielt und einen verhängnißvollen Einfluß auf sein Leben übte. Freiherr von Rizy, der mehr als ein anderer über die Herzensneigungen Grillparzer's Bescheid wußte, schreibt hierüber:[11]) „Als Grillparzer das Hochzeitsgedichtchen „Einem Neuvermählten" einem Jugendgenossen widmete, der sich am 15. Januar 1818 mit einem anmuthigen und durch große Lebhaftigkeit des Geistes und Temperamentes ausgezeichneten Mädchen vermählte, da ahnte er wohl nicht, daß das jugendliche Wesen, das nunmehr in den Kreis seiner nächsten Freunde eintrat, dazu bestimmt sein sollte, einen entscheidenden Einfluß auf sein Leben zu nehmen. Allein die Bewunderung, welche die

enthusiastische Frau den Werken des Dichters zuwendete, lenkte unwillkürlich seine Aufmerksamkeit auf sie, und das Interesse, das er einer so warmen und liebenswürdigen Verehrerin seiner Poesie zuzuwenden nicht umhin konnte, ging nur allzubald in eine zur Leidenschaft sich steigernde Neigung über, die sein ohnehin überreiztes Gemüth durch mehrere Jahre den heftigsten Aufregungen preisgab. Es waren dies die für ihn so entscheidenden Jahre, während welcher die an sich große und durch Störungen aller Art ungeheuer erschwerte Arbeit der Trilogie auf seinem Geiste lastete und das dunkle Bild der Medea seine Phantasie in steter Spannung erhielt. Beinahe alle aus jener Zeit stammenden Gedichte Grillparzer's zeigen die Spuren des unablässigen Ringens mit der von ihm selbst als unselig erkannten Leidenschaft für die Frau des Freundes, welche auf höchst eigenthümliche Weise die Muse seiner Medea geworden war; und den völligen Abschluß dieses aufreibenden Kampfes entnehmen wir erst aus dem Inhalte eines an dieselbe zu Ende des Jahres 1821 oder Anfangs 1822 gerichteten Widmungsblattes, welches einem Druckexemplare des „goldenen Vließes" angeschlossen zu werden bestimmt war." So weit Rizy. Wie immer, so hat er auch hier in diskreter Weise über seinen hingegangenen Oheim gesprochen. Die wenigen Andeutungen lassen uns die Sachlage klar erkennen. Sinnige Männer, scheinbar spröde Naturen, die mit ihren Gefühlen haushalten und den Damen nichts weniger als entgegen kommen, sind gar häufig im Leben am meisten beglückt. Dabei ist es begreiflich, daß viel mehr die Frau der Gegenstand der Neigung ist, als das schlichte, keusche Mädchen. Eine solche Frauenliebe schreitet über alle Hindernisse keck hinweg, weil die Frau der führende Theil ist und während das Weib, wenn es einmal gefallen ist, nur nach den Rechten seiner Natur verlangt, kämpft der Mann, der berückte, nach dem ersten Sinnesrausche den Kampf zwischen Ehre und Leidenschaft. Nicht jeder thut es; der Brave gewiß. Der Verstand hilft der starken Natur, aber er erkältet und nur mit dem Verluste vielleicht edler Theile des eigenen Selbstes entwindet sie sich mühsam den Netzen der Leidenschaft. Und wer einmal aus diesem Kelche getrunken hat, der geht für lange Zeit achtlos an einem reinen Mädchenherzen vorüber und findet daran kein Genügen. Ein solcher

Januskopf schaut in die Vergangenheit und in die Zukunft, er kann wohl noch hoffen, aber nicht vergessen und mag wohl nur selten noch ganz glücklich werden und ganz glücklich machen. Göthe freilich passirte ungeschädigt die Relation mit Frau von Stein und langte nach einigen Haltestellen, zum Aerger seiner Freunde und Verehrer, bei Christiane Vulpius an; Schiller fand sich ziemlich leicht mit seinen Erinnerungen an die Kalb ab und erhielt in Charlotte Lengefeld ein Weib, das ihn treu und fürsorglich durch's Leben geleitete; Grillparzer konnte den Weg vom Urbilde der Medea zu Katharina Fröhlich nicht so leichtlich finden. Im entscheidenden Augenblicke hat aber Kathy Fröhlich mächtig in das Schicksal des Mannes eingegriffen; sie war die jugendliche Kreusa und hat dem schwankenden, phantastischen, von der Leidenschaft fortgerissenen Jason ein edleres, reines Ziel gesetzt. Wie sehr aber Grillparzer an Frau P. hing, das zeigen seine Gedichte „der Bann“, der in den Spätherbst des Jahres 1819 fällt, und die „Verwandlungen“ aus dem Jahre 1827. Nachdem er seit Jahren mit Frau P. gebrochen, eilte er am 16. September 1827 an ihr Sterbelager und nahm von ihr Abschied für immer in demselben Gemache, das einst die Zusammenkünfte des Liebespaares gesehen hatte.[12])

Die Dame starb vielleicht nicht an gebrochenem Herzen, aber sie hatte Grillparzern über alles geliebt. Fünf Jahre früher, am 17. März 1822, war ein junges Mädchen aus Grillparzer's Bekanntenkreise aus dem Leben gegangen mit einer ähnlichen, aber unerwiderten Neigung zu dem Dichter. Die traurige Liebesgeschichte der Marie Piquot, wie wir sie aus Grillparzer's Darstellung und aus einem hinterlassenen Schreiben des armen Mädchens kennen,[13]) rührt jeden Leser. Grillparzer hatte öfters in den Jahren 1819, 1820 und 1821 das Haus des preußischen Legationsrathes und großherzoglich Weimar'schen Geschäftsträgers in Wien, Piquot, besucht und daselbst die freundlichste Aufnahme gefunden. Die Tochter des Hauses, Marie Piquot, geistreich, hochgebildet, von einem über allen Ausdruck schönen Wuchs fesselte den Dichter, aber die Gesellschaft zog ihn nicht an und er vermied es, um nicht in das Gerede der Leute zu kommen, die Familie weiter zu besuchen, nicht ahnend, daß er der Gegenstand einer Neigung des Mädchens sei.

Dieses grämte sich, als es hörte, daß der Abgott seines Herzens mit Kathy Fröhlich verlobt sei, hatte aber Selbstbeherrschung genug, Niemandem etwas davon merken zu lassen. Wie die Blume, die der Frost versengt hat, langsam dahin siecht, so das Mädchen. Ihre Lebensfreude war zerronnen, Todesahnungen überkamen sie und lebhafte Träume, die ihr ein baldiges Ende verkündigten, bestärkten sie in diesem Glauben, obwohl das blühende Geschöpf von den Aerzten deßwegen verlacht wurde. Da erkältete sie sich ernstlich nach einem Balle bei Josef Sonnleithner und erkrankte an einem Nervenfieber; halb und halb genesen, wurde sie auf's neue von der tückischen Krankheit ergriffen und starb am 12. März 1822. In ihrem letzten Willen, den sie schriftlich aufgezeichnet hatte, erzählte sie einen sonderbaren Traum, der ihr zweimal den Tod verkündete, und bittet die Eltern, den Dichter, den sie wahrhaft und mit aller Kraft ihrer Seele geliebt, der aber diese Liebe nicht erwiderte, ja nicht einmal ahnte, wie einen Sohn zu behandeln. Sterbend empfiehlt sie ihren Tasso als theueres Vermächtniß ihrer Mutter. Die Eltern machten nach dem Tode Marie's Grillparzern Mittheilung von dem letzten Willen ihres Kindes und wollten ihn, so wehe er ihnen ohne sein Verschulden gethan, an Sohnes Statt annehmen. Grillparzer, gleichgiltig bis zur Grausamkeit, lehnte ab, schrieb eine kurze, kühle Grabschrift, um sie in seinem Zettelkasten zu hinterlegen und war von seiner Gespensterfurcht, die ihn wieder befallen hatte, für immer geheilt, als ihm Marie Piquot nach dem Tode nicht erschien; er sagte sich nämlich, daß, wenn es Gespenster gäbe, ihm Marie gewiß erschienen wäre. Wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, war Grillparzer von dieser schmerzlichen Episode, die ihn so recht in seiner Passivität erscheinen läßt, nicht sonderlich ergriffen, ein deutliches Zeichen, daß die Leidenschaft für Frau P. und die furchtbaren Kämpfe, die sie ihm verursacht, grausame Narben in seinem Herzen zurückgelassen und Stellen, die ganz unempfindlich waren. Der oben erwähnte Brief wurde im Jahre 1880, lange nach dem Tode des Dichters, im Grillparzerzimmer unter dem Rahmen des Bildes der Marie Piquot gefunden. Der Alte mochte wohl manchmal sinnend zu dem Bilde der längst Verblichenen emporgeschaut und den Geisterhauch der Vergangenheit verspürt haben. Uebrigens

fand das wunde Herz des Dichters auch nicht vollständige Heilung bei Kathy Fröhlich, deren Namen mit dem seinen unauflöslich verwoben ist.

Der bescheidene Salon des kaiserlichen Rathes Fröhlich, eines wohlhabenden Fabrikanten, war in den Zwanziger und Dreißigerjahren der Vereinigungspunkt der Tonkünstler und Schriftsteller Wiens, wo sich Einheimische und Fremde, Beethoven, C. M. v. Weber, Schubert, Lablache, Castelli, Deinhardstein, Kiesewetter, Schreyvogel, Grillparzer u. A. einzufinden pflegten. [14]) Welche Fülle bedeutender Gestalten, mit denen Grillparzer zum Theile in freundschaftlichen Beziehungen stand! Franz Schubert schloß sich ihm mit Hingebung an, war es doch Grillparzer, der in Verbindung mit Josef Sonnleithner und Fröhlich eine Subscription eröffnete, um die Druckkosten der ersten Ausgabe der Schubert'schen Lieder zu decken. Auch Moritz Schwind besuchte dieses Haus und war ein Freund des Dichters und unter den Fittigen des Malers wagte es der junge Bauernfeld, den Dramatiker zu besuchen. Bei Fröhlich's wurde Grillparzer zunächst tiefer in die Musik eingeweiht, die Töchter des Hauses waren seine Lehrerinnen, und Kiesewetter, der Verfasser einer geschätzten Geschichte der Musik, und Sechter führten ihn, der eine in die älteren italienischen Meister, der andere in die Geheimnisse des Contrapunktes ein. Doch mehr als Contrapunkt und Palestrina galten ihm Anna und Kathy Fröhlich, die Vorsteherinnen dieses Musenhofes.

Vater und Mutter Fröhlich mochten sich wohl freuen über die vier schönen, wohlerzogenen Töchter, die in ihren Eigenschaften des Geistes, wie des Herzens einander ergänzten und zu denen das junge und alte Wien pilgerte, während die kunstsinnigen und liebenswürdigen Kinder überall gern gesehene Gäste waren. Anna, die älteste, im Jahre 1794 geboren, ein liebreizendes Wesen, munter und lebhaft, spielte vorzüglich Clavier und glänzte durch die Gabe der Conversation. Betty, die zweite, später verehelichte Bogner, eine begabte Schülerin Daffinger's, malte mit Glück. Die dritte, Josefine, war eine geschulte Sängerin; Franz Schubert schrieb für sie das „Ständchen" und als er gestorben war, da veranstaltete

Anna Fröhlich ein Concert, dessen Ertrag für das Grabmal des genialen Tonsetzers bestimmt war. Josefine machte später Kunstreisen nach den Ostseeländern und Italien und war dänische Kammersängerin. Die Kunst ersetzte ihr den herben Schmerz, den ihr das Leben bereitet, als sie ihren Verlobten Moriz Sonnleithner dahinsterben sah. Die jüngste Tochter, Kathy Fröhlich, geboren am 12. December 1803, besaß entschieden schauspielerisches Talent, wie überhaupt Sprachtalent. Sie beherrschte fast alle modernen Sprachen.

Wie ganz Wien sich 1817 für den Dichter der „Ahnfrau" interessirte, so auch die beiden älteren Schwestern im Hause Fröhlich. Im Theater an der Wien hatten sie zufällig Grillparzern bei einer Aufführung seines Stückes gesehen. Nicht lange darauf wurde dieser bei dem Banquier Geymüller durch einen Herrn von Gemmich Anna Fröhlich vorgestellt. Der Dichter fand Gefallen an dem Fräulein und folgte gern einer Einladung des Rathes Fröhlich, sein Haus zu besuchen. Seit Ende des Jahres 1817 war er oft in der Familie zu sehen. Immer noch war es Anna, die sich mancher Aufmerksamkeit von Seite des gefeierten Dichters zu erfreuen hatte. Kathy, der Benjamin des Hauses, war damals noch eine Knospe, doch erglühte sie schon unter der Hülle, die ihren Purpur deckte, und erglühte für den Dichter, der doch für ihre älteste Schwester ausersehen schien. Halb Kind, halb Jungfrau war sie, als Grillparzer, zu Ende des Jahres 1817, das anmuthige Gedicht „Röschen Sorgenlos" [15]) an das putzige Mägdlein richtete. Doch wenn auch der Dichter an dem von allen Künsten angeheiterten Fröhlich'schen Cirkel Gefallen fand, so war er damals noch in anderen, wie es schien, unauflöslichen Banden. Mit Beginn des Jahres 1821 trat er plötzlich näher. Er hatte sich seines gewaltigen Poems, der „Medea", entäußert und gleichzeitig war eine Störung seiner Beziehungen zu Frau P. eingetreten. Das Haus Fröhlich wurde fleißig besucht, aber jetzt war Kathy zu einer schönen Jungfrau herangeblüht und sie leuchtete dem Dichter als klarer, ruhiger Stern, vor dem die Irrlichter der Leidenschaft verblichen. Die beiden jungen Leute rückten einander rasch näher, sie galten für verlobt. Grillparzer verlebte damals glückliche Tage. Er schuf an seinem „Ottokar" freudig und emsig, als ob er für

den künftigen Hausstand das Brod hätte verdienen wollen. Seine Lieder zeigen uns sein Liebesglück und, wie es schien, die künftige Lebensgefährtin. Sechs Gedichte der Gesammtausgabe beziehen sich auf Kathy Fröhlich und sind zum Theile an sie gerichtet: Das „Stammbuchblatt" (Ist gleich, seit ich dich kenne), „Als sie zuhörend am Claviere saß", „Allgegenwart", „Gedanken am Fenster", „Incubus" und „Jugenderinnerung im Grünen."

Die Gedichte fallen in die Zeit von 1821—25. „Als sie zuhörend am Claviere saß" gleicht einem Bilde aus der Renaissancezeit; Franz Schubert spielt Clavier, Kathy hängt unverwandt mit Aug' und Ohr an dem großen Meister, Grillparzer aber folgt nur gezwungen den magischen Tönen und kann das Auge nicht wenden von dem reizenden Mädchen, über das echte Begeisterung für die Kunst ihren Sonnenschein ausgegossen. Das Gedicht „Allgegenwart" ist im echten Volkstone gehalten; nur wenn Grillparzer auf das tiefste ergriffen war, konnte er die einfache Herzenssprache des Volkes finden. Die beiden Gedichte fallen in das Frühjahr 1821. Das Stammbuchblatt für Kathy Fröhlich (Ist gleich', seit ich Dich kenne) trägt das Datum des 6. März 1821. Im Jahre 1822 klingt die Leyer schon anders. Fröhlich's waren damals in Grinzing auf Sommerfrische und Grillparzer hatte gleichfalls in dem Orte seinen Aufenthalt genommen. Das Gedicht „Gedanken am Fenster", das dort entstanden ist, zeigte eine vorübergehende Trübung des Verhältnisses. Die Geliebte ist tief gekränkt durch den Dichter; doch ist ihm der mild träufelnde Regen, welcher auf das furchtbare Gewitterschauspiel folgt, das sich vor seinen Augen abgespielt hat, ein Bild der Versöhnung. Indessen nur kurz währt das Glück. Der „Incubus" aus dem Jahre 1822, ein Gedicht von grausiger Schönheit und antiker Plastik des Ausdruckes, zeigt uns Grillparzern dem Dämon des Zweifels preisgegeben. Das Gedicht sagt uns, warum aus den beiden nichts geworden: Ihm fehlte der unerschütterliche Glaube an sie, die Geliebte, und zwar deßhalb, weil er seiner selbst nicht ganz sicher war. Hatte er den Freund getäuscht, um in den Armen seiner Gattin zu ruhen und hatte er auch endlich die verlassen, so mochte der Teufel in seiner Brust in bösen Stunden Hohn lachen, wenn derselbe Mann

Liebe und Treue bei einer Anderen, der Erwählten seines Herzens zu finden vermeinte. Dieser Unfriede, mit dem das ganze Wesen des Dichters durchtränkt ist, zu einer Zeit, wo der Sonnenglanz der Liebe über dem Pärchen lachen sollte, wäre vielleicht gewichen, langsam gewichen, wenn sich Kathy Fröhlich auf die Behandlung des jetzt heiteren und glücklichen, dann wieder mit sich selbst zerfallenen Mannes verstanden hätte. Doch das ist viel verlangt von einem 19jährigen Mädchen, das vor allem geliebt werden will. Ernstliche Verstimmungen traten ein und dann kam's, wie der Dichter sang:

„Kein Fehler ward, kein Wort ward mehr verziehen
Und neues Quälen brachte jeder Tag.
Da ward ich hart. Im ew'gen Spiel der Winde,
Im Wettersturm, von Sonne nie durchblickt,
Umzog das stärk're Bäumchen sich mit Rinde,
Das schwächere neigte sich und war zerknickt! —“

Als der Dichter im Frühjahre 1825 in den „Jugenderinnerungen im Grünen“ diese Worte sprach, da war der Liebestraum schon längst geträumt und alles Glück zerstoben. Auch eine Stelle in der Autobiographie gibt uns Aufklärung über die Ursache des Bruches. Grillparzer sagt: „Seit ich nach dem Versiegen der Hilfsquellen meiner Mutter allein die Bedürfnisse des Hauses bestritt, vereinigte sich für sie in mir der Sohn und der Gatte. Sie hatte keinen Willen, als den meinigen; mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige wäre. Alles Aeußere überließ ich ihr blindlings, wogegen sie sich aber auch alles Einmengens in meine Gedanken, Empfindungen, Arbeiten und Ueberzeugungen enthielt. Sie hatte nach der Art der weiblichen Zeitgenossen ihrer Jugend wenig sogenannte Bildung, vom Lernen besonders war damals bei dem weiblichen Geschlechte wenig die Rede, aber nach dem künstlerischen ihrer musikalischen Natur fehlte es ihr nicht an Sinn für Jedes und sie konnte in alles eingehen, wenn sie es auch nicht verstand. Aus unserem Zusammenleben konnte ich entnehmen, daß ein eheliches Verhältniß meinem Wesen gar nicht entgegengesetzt war, obwohl ein solches Verhältniß sich nicht gefunden hat. Es liegt etwas Reconciliantes und Nachgiebiges

in mir, das sich nur gar zu gern selbst der Leitung anderer überläßt, aber immerwährende Störungen oder Eingriffe in mein Inneres dulde ich nicht, kann ich nicht ertragen, wenn ich auch wollte. Ich hätte müssen allein sein können in einer Ehe, indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein Anderes sei; meinen Antheil an dem wechselseitigen Aufgeben des Störenden hätte ich herzlich gern beigetragen. Aber eigentlich zu Zweien zu sein, verbot mir das Einsame meines Wesens. Einmal schien sich ein solches Verhältniß gestalten zu wollen; es wurde aber gestört, weiß Gott, ohne meine Schuld." Die Darstellung Grillparzer's ist klar und der Vergleich zwischen seiner Mutter und Kathy Fröhlich zeigt, was er von seiner zukünftigen Frau erhofft, in seiner Herzliebsten aber nicht gefunden hat. Die Charaktere paßten eben nicht zu einander. Mir liegt ein Bild der Anna und Kathy Fröhlich in einem Holzschnitte vor, aus jener Zeit, in der sich die eben erzählten Dinge zutrugen. Ich weiß, wie schwer es ist, von dem Holzschnitte auf das unbekannte Oelbild und noch mehr auf das Original zu schließen, aber ich gestehe, mit großem Interesse die Porträts der beiden „Grillparzen" betrachtet zu haben. Das liebreizende Gesicht, das schalkhafte Auge und der neckische Mund Anna's ist ein Brief ohne Siegel. Die Züge Kathy's sind nicht leicht zu deuten. Die hohe Stirn, wie das Auge verräth Intelligenz, der geschlossene kleine Mund und die Wölbung der Brauen zeigen ausgesprochenen Willen. Alles in Allem scheint mir das schöne Mädchenantlitz Grillparzer's obiger Erklärung nicht zu widersprechen. Katharina Fröhlich ist am 3. März 1879 gestorben, und sie hat ihr Schweigen über den Mann ihres Herzens nicht gebrochen. Das endgiltige Urtheil über die Beziehungen dieses Liebespaares, über den Grund seiner Trennung wird vielleicht erst gefällt werden, wenn nach 50 Jahren die Siegel an dem Reliquienschreine fallen, der in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt ist und in dem die Papiere Katharina's ruhen. Die materielle Lage Grillparzer's behinderte in keinem Falle zwischen 1821—25 seine Verehelichung. Sie war nicht glänzend, aber neben den amtlichen Bezügen, die sich auf 1000—1200 Gulden C. M. beliefen, erhielt er bedeutende Honorare für seine Werke, die in

Wien bei Wallishauser erschienen. Die Originalquittungen Grillparzer's, leider unvollständig, zeigen dies. [16]) So erhielt er für die dritte Auflage der „Ahnfrau" (1819) 50 Stück Ducaten, für die sechste Auflage (1000 Exemplare, 1844) 500 fl. C. M.; für die zweite Auflage der „Sappho", die in demselben Jahre mit der ersten erschien (1819) 100 St. Ducaten; für die dritte Auflage der „Sappho" (2100 Exempl., 1822) 450 fl. C. M.; für das „goldene Vließ" (3600 Exempl., 1822) 2500 fl. C. M.; für den „Ottokar" (3600 Exempl., 1825) 2000 fl. C. M.; für „den treuen Diener seines Herrn" (2000 Exempl., 1830) 1000 fl. C. M.; für „Hero", „Der Traum ein Leben", „Weh dem, der lügt" (1840) zusammen 2500 fl. C. M. Für die damalige Zeit sind das bedeutende Summen, und zum Vergleiche mag dienen, daß Brockhaus in Leipzig 1819 in einem Memorandum, welches sich über ein zu zahlendes Maximum der Bücherpreise in Deutschland verbreitet, als auffallende Thatsache anführt, daß Müllner für sein Trauerspiel „König Yngurd" (1817) 1200 Thaler von Göschen verlangte und erhielt. Für Müllner's „Albaneserin" (10.000 Exemplare, 1820) zahlte Cotta 3000 Thaler. Und Müllner war bei allen Buchhändlern wegen seiner hohen Honorare gefürchtet und verstand sich als Advokat vortrefflich auf die geschäftliche Seite der Schriftstellerei. Die Coulance Wallishauser's, der übrigens, wie jeder Verleger, dem Autor gegenüber immer über schlechten Absatz klagte, war wesentlich eine Folge der Anträge, die auswärtige Buchhändler dem Verfasser der „Sappho" machten. Der unternehmende F. A. Brockhaus unterhandelte in einem Schreiben (vom 26. März 1818) wegen Ankauf's der „Sappho" für das Taschenbuch „Urania". Grillparzer ist in seiner Antwort (vom 6. April) bereit, das Stück dem Leipziger Buchhändler zu überlassen, aber nicht für das Taschenbuch, und verlangt Angabe des Honorars. Brockhaus erneut (am 6. Mai und 23. Mai 1818) seine Anträge wegen der „Sappho" und erbietet sich auch, eine Ausgabe der „Ahnfrau" für Norddeutschland zu veranstalten, und alle weiteren Werke Grillparzer's zu verlegen. [17]) Auch von Müllner waren Verlagsanträge eingetroffen, die sich auf den Druck der „Sappho" in dessen Theateralmanach bezogen, [18]) und Vieweg in Braunschweig bot vergebens

für das Trauerspiel 100 Friedrichsdor;[19]) Grillparzer hatte schon mit Wallishauser abgeschlossen. Freilich geschah das auf Kosten der Verbreitung seiner Werke in Deutschland. Grillparzer ließ die meisten seiner Dramen erst im Druck erscheinen, wenn sie auf den bedeutenderen Bühnen Oesterreichs und Deutschlands aufgeführt worden waren und sicherte sich hiedurch eine Einnahmsquelle. Wie viel er auf diesem Wege erhielt, darüber liegen uns wenig Daten vor. So erfahren wir aus einem Schreiben Böttiger's an Schreyvogel, daß das Dresdener Theater für das Manuscript der „Sappho" zehn Ducaten, das Weimarer sechs Ducaten zahlte. Das Burgtheater honorirte seine Stücke in der Regel mit 100 Ducaten. Wie wir sehen, war es also weder die vermeintliche Schüchternheit, noch ein schlechtes Auskommen, was den Dichter hinderte, sich eine Lebensgefährtin zu suchen.

IV.

Während Grillparzer am goldenen Vließe arbeitete, war er auch zum erstenmal ernstlich mit der österreichischen Censur zusammengerathen. Schreyvogel redigirte von 1819—22[1]) das Taschenbuch „Aglaja" und Grillparzer ließ in demselben viele seiner lyrischen Gedichte erscheinen. Als nun 1820 das Gedicht „Die Ruinen des Campo vaccino," eine Frucht seiner italienischen Reise in der „Aglaja" veröffentlicht ward, erregte es namentlich in Hofkreisen Anstoß. Der Vorgang war ein seltsamer. Der Jahrgang 1820 des Taschenbuches war erschienen, ohne daß die Censurbehörde eine Einwendung dagegen erhoben hätte. Er war sogar der Königin von Bayern gewidmet worden, welche die Zueignung annahm und dem Verleger Wallishauser durch den bayrischen Gesandten in Wien eine goldene Dose als Dank einhändigen ließ. Gerade die Dedication führte aber eine Katastrophe herbei. Kronprinz Ludwig von Bayern, der zufällig das Taschenbuch las, wurde durch Grillparzer's Gedicht in seinen religiösen Gefühlen verletzt und er gab seiner Verwunderung Ausdruck, wie ein solches Poem in Oesterreich

die Censur passiren könne. Die Aeußerung gelangte an den verwandten Hof in Wien und wurde dem Staatskanzler hinterbracht, der nichts eiligeres zu thun hatte, als die Polizei nachträglich zu einer Amtshandlung zu veranlassen. Das Gedicht wurde aus allen in Wien vorgefundenen Exemplaren des Taschenbuches herausgeschnitten. Doch war ein großer Theil der Auflage schon nach Deutschland verschickt worden und auch in Oesterreich fand das Gedicht, wie begreiflich, durch das Vorgehen der Behörden nur eine um so größere Verbreitung. Grillparzer wurde zum Präsidenten der obersten Polizei- und Censurhofstelle, Grafen Sedlnitzky, vorgerufen, der ihm das Mißfallen Sr. Majestät über die „Ruinen des Campo vaccino“ verkündigte. Der Kaiser hatte geäußert, es sei erschwerend, daß der Autor in seinem Gefolge die Reise in Italien gemacht habe. Grillparzer hatte eine sehr leichte Verantwortung: Die Censur war ja sein Mitschuldiger oder vielmehr, nachdem der Staat durch die Censuranstalten selbst die Verantwortung für den Inhalt der Druckschriften übernahm, der allein Schuldige in der Sache. Aber er wollte seinen Freund Schreyvogel schonen, welcher Censor über sein eigenes Taschenbuch war und so übergab er dem Grafen Sedlnitzky eine schriftliche Rechtfertigung, der es eben so wenig an Selbstgefühl fehlte, wie einer Rechtfertigungsschrift, die er damals in einer anderen Angelegenheit an den Grafen Chorinsky, den Präsidenten der Hofkammer, richtete. Die Sache war für's erste beigelegt. Doch erwies sie sich Grillparzer's Beamtenlaufbahn sehr abträglich. Es fanden sich in den nächsten Jahren noch ähnliche kleine Conflicte mit der Polizei, Stadion's schützende Hand fehlte bald und so galt unser Dichter als ein Gegner des Systems; so nannte man die Regierungsmaximen Franz I. Die höheren Grade des Staatsdienstes waren ihm hiemit versperrt.

Die Censurverhältnisse bilden den dunkelsten Schatten in der Geschichte des vormärzlichen Oesterreichs. Von der Josefinischen Auffassung war man in Bälde wieder zurückgekommen [2]) und wenn die Censurvorschrift vom 10. September 1810 in der Einleitung verhieß, „Kein Lichtstrahl, er komme, woher er wolle, soll in Hinkunft unbeachtet und unerkannt in der Monarchie bleiben oder seiner mög-

lichen Wirksamkeit entzogen werden", so stach doch der Inhalt der Vorschrift gar seltsam von diesen Worten ab, die Norm stand an Härte hinter ihrer Ausführung noch zurück und ward übrigens durch Bestimmungen der obersten Polizei- und Censurhofstelle in den Jahren 1823 und 1837 noch verschärft. Wurde gegen rein wissenschaftliche Werke nach der Vorschrift vom Jahre 1810 „möglichste Nachsicht" eingeschärft — was das zu bedeuten hatte, zeigt das Schicksal Bolzano's und des Dolliner'schen Eherechtes — so „sollten Erzeugnisse des Witzes und Producte der Dichter dieser Nachsicht nicht theilhaftig werden, weil sie auf die große Zahl berechnet wären, um so weniger, als sie weder das wahre Wohl des Einzelnen, noch des Ganzen zu befördern geeignet seien." Das Manuscript eines Dichterwerkes unterlag also der Censur. Die Censoren waren in der Regel unbedeutende Köpfe, wie z. B. Dr. Franz Sartori, der Vorsteher des Central-Bücher-Revision-Amtes; fähige Männer, die der guten Sache wegen zu dem Amte sich hergaben, wie Schreyvogel, waren selten und wurden auch von der Regierung nicht gerade gesucht. Der Censor beurtheilte nun ein poetisches Werk nicht bloß darnach, ob es nach seiner Ansicht dem gemeinen Wohle nütze oder schade; er war auch nach dem Gesetze ein Richter in Dingen des Geschmackes und der unglückliche Autor wußte also nicht einmal, ob sein Buch wegen politischer Bedenken oder, weil es das ästhetisch-kritische Gewissen des Censors belastet hatte, zum Drucke nicht zugelassen ward, denn nicht selten wurden Manuscripte erst nach Jahren zurückgestellt. Ein Recurs war wohl gestattet, aber in den meisten Fällen aussichtslos. Gegen bevorzugte Zeitschriften des Inlandes, die „Jahrbücher" z. B. und gegen den „Beobachter", ließ man, um das Ausland zu täuschen, in der ersten Zeit ihres Erscheinens Nachsicht walten, doch bald hörte diese ungleiche Behandlung auf. Oesterreichische Autoren, die ihre Werke im Auslande ohne das Imprimatur der österreichischen Censur erscheinen ließen, konnten nach Umständen mit Geld oder Gefängnißstrafen gebüßt werden. Auch gegen Verführung von jenseits der Grenze suchte die Regierung wo möglich ihre Unterthanen zu schützen und seit den Carlsbader Beschlüssen war man gegen den deutschen Verlag im Kaiserstaate sehr strenge. Insbesondere war F. A. Brockhaus, wie in Preußen, so auch in Oesterreich

ein ungern gesehener Gast. Werke rein wissenschaftlichen Gehaltes, wie die Vorlesungen über alte Geschichte von Fr. v. Raumer, Oken's Naturgeschichte und Baron Hügel's streng conservativ geschriebenes Buch „Spanien und die Revolution", waren bei uns verboten. Die im Jahre 1816 und 1817 anonym erschienenen Werke des Freiherrn von Hormayr, oder eigentlich des Erzherzogs Johann, über Andreas Hofer und den Tirolerkrieg waren verboten. Der 9. und 10. Band des Brockhaus'schen Conversationslexikons wurde nur an größere Bibliotheken verabfolgt und ein Erlaß der Polizeibehörde vom Jahre 1821 schloß Beamte niederer Kategorie und insbesondere Personen aus dem Bürger- und Gewerbestande durchaus von dieser Begünstigung aus. Gegen ausländische Zeitschriften war man wo möglich noch strenger.

Nichts hat die Metternich'sche Politik, die an diesen Einrichtungen mit ganzer Seele hieng, mehr compromittirt, als diese finsteren, geisttödtenden Maßnahmen, die, von beschränkten, mißtrauischen Untergebenen mit peinlicher Gedankenlosigkeit durchgeführt, als bleierne Atmosphäre über unserem Vaterlande hiengen. Bevorzugte Geister mochten sich über die dumpfe Schwüle des engen, von der Regierung gestatteten Gesichtskreises erheben, thatkräftige Naturen gerade durch den Widerstand zu desto regerem Streben sich angestachelt fühlen, das geistige Prohibitivsystem wurde zuletzt durch den riesigen Schmuggel ebenso unmöglich, als das wirthschaftliche; aber das aufgeweckte Volk an der Donau litt darunter unendlichen Schaden. Der Druck verdarb die Dutzendmenschen des damaligen Geschlechtes, ließ die große Masse im Wohlleben aufgehen und machte die besseren Köpfe zu pessimistischen Kritikern, die sich von der verrosteten Staatsmaschine wenigstens im Stillen lossagten oder gar dem Lande den Rücken kehrten. In gewissen Zweigen der Wissenschaft — und zwar nicht bloß in den technischen Disciplinen und in der Medizin — wurde sogar Hervorragendes geleistet, was eine einseitige Geschichtschreibung unserer Tage vergessen zu wollen scheint; doch die Poesie ist eine zarte Blüte und wird oft schon unter dem leisen Hauche des giftigen Windes versehrt. Wer kann den Nachtheil ermessen, den Grillparzer's Genius durch solch' ungünstige Verhältnisse erfuhr? Man wird unter allen Umständen geneigt sein,

der östereichischen Censur eher zu viel als zu wenig auf's Kerbholz zu schreiben.

Die schweren Hemmnisse des kaiserlichen Polizeiregimentes bargen aber noch eine andere Schattenseite. Die jetzt so viel geschmähte Restauration brachte den großen Nationen Europas einen ungeheueren Aufschwung in allen Zweigen der Cultur und die deutsche Wissenschaft erklomm in jener Zeit die bewunderungswürdige Höhe, auf der sie sich noch heute zum Segen und zur Freude der Menschheit befindet. In Oesterreich war man wohl, und nicht ganz ohne Erfolg, bestrebt, die materielle Wohlfahrt des Landes möglichst zu heben, von der köstlichen Frucht der idealen Geistesbildung aber hielten uns kurzsichtige Staatsmänner ferne. Während deß stellte sich Preußen mit Stolz als den Vertreter deutscher Wissenschaft hin und selbst als Wilhelm von Humboldt, der Vater dieses Gedankens, 1819 seine Entlassung nahm, da wahrte der Staat Friedrich's des Großen, der unter Schuckmann mit nicht geringer Schwere auf seinen Unterthanen lastete, die Freiheit der Wissenschaft und begründete damit nicht minder seinen Anspruch auf die Führung Deutschlands, als durch die Siege Friedrich's des Großen und die Thaten der Befreiungskriege. Für derlei Dinge hatte der Kreis des Fürsten Metternich ganz und gar kein Verständniß; es war derselbe Kreis, der im Jahre 1819 den Gedanken eines deutschen Zollvereines für ein Hirngespinnst erklärte! Und nun erweiterte sich die Kluft zwischen dem Kaiserstaate und dem übrigen Deutschland, die schon seit der Gegenreformation Ferdinand's II. bestand, jetzt aber nicht mehr zu überbrücken war. Alle Bemühungen der späteren Zeit, das Versäumte nachzuholen, mußten scheitern, die Entfremdung ließ sich nie mehr gut machen. Sie erzeugte in den Norddeutschen jenes Gefühl der Ueberlegenheit, die vornehme Kühle, welche mitleidig auf die literarischen Leistungen der Deutschösterreicher herabsah. Göthe befand sich in diesem Punkte in vollständiger Uebereinstimmung mit den Romantikern, der Hegel'schen Schule, den Jungdeutschen und Wolfgang Menzel. Man sprach unseren Landsleuten die Fähigkeit ab, denken zu wollen und schreiben zu können. Was kann aus Oesterreich Gutes kommen, frug man sich, ehe man das Buch eines Autors von der Donau zur Hand nahm. Unter diesem

Vorurtheile — denn das war es vielfach — hat Grillparzer, wie alle vormärzlichen Gelehrten und Dichter in Oesterreich viel, viel gelitten. Erst Grün und Lenau haben den Bann gebrochen. Man wird freilich sagen, wie schwer ist es auch draußen den größten Männern der Literatur, Schiller und Göthe, geworden, sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Göthe sah sich in seinem Alter mit Tieck auf gleiche Stufe gestellt, klagte bitter über die Ungunst des Publicums und hielt doch seinen Nacken steif und aufrecht. Grillparzer war natürlich der deutschen Kritik gegenüber in einer ungleich ungünstigeren Lage. Zu weich, um gegen Angriffe gestählt zu sein, voll zu großen Selbstgefühles, um denselben irgend eine Berechtigung zuzuerkennen, wurde er, seit ihn das Publicum verlassen, in seinem poetischen Schaffen wesentlich beirrt. Der hypochondrische Zug seiner Natur gewann mehr und mehr die Oberhand. Die größten Männer haben Zeiten, wo sie an ihrem Berufe irre werden; der Dichter bedarf in einem solchen Falle des Sonnenscheins des Glückes und der Gunst edler Menschen. „Ohne Glück und Gunst gedeihet keine Kunst"; das Glück fand sich nicht ein und der Dichter war bald einsamer als je zuvor.

Die amtliche Stellung war und blieb eine Schattenseite im Leben Grillparzer's. Sein Urlaub war nach Vollendung des „goldenen Vließes" nicht mehr erneuert worden. Da ihm nun der Dienst im Bureau des Theaterhofrathes unerträglich schien, so nahm ihn Stadion unmittelbar in's Finanzministerium herüber und theilte ihn dem Baron Pillersdorf zu. Grillparzer nennt diesen seinen Chef geradezu ein Geschäftsgenie. Der ausgezeichnete Finanzmann war die rechte Hand Stadion's und hatte mit Kübeck, dem Iglauer Schneiderssohne, Ordnung in den österreichischen Staatshaushalt gebracht. Zum ersten Male seit Jahrzehnten ergab das Jahr 1830 einen Ueberschuß der Einnahmen und schon war das Patent gedruckt, das die Conversion der österreichischen Rente verordnete und die Völker des Kaiserstaates wesentlich entlastet hätte, als die Julirevolution ausbrach und den Fürsten Metternich veranlaßte, das österreichische Heer auf den Kriegsfuß zu stellen. Pillersdorf widerstrebte dieser Politik und wanderte sofort als Vicepräsident in die Eremitage der Hofkanzlei, in welcher der Mann

die schönsten Jahre seines Lebens brach lag. Und durch wen wurde er ersetzt! Grillparzer stand übrigens nicht in der Gunst Pillersdorf's und der Grund lag darin, daß Letzterer den geistvollen jungen Mann in die höheren Geschäfte einweihen wollte, an diesem jedoch keinen gelehrigen und aufmerksamen Schüler fand, denn der Conceptspraktikant beschäftigte sich damals gerade mit den Vorarbeiten zum „Ottokar". Als Pillersdorf das merkte, ließ er bald den Poeten links liegen und das schadete ungemein dessen Laufbahn. Mehrfache Versuche Grillparzer's, aus dem niedersten Dienstgrade sich heraufzuarbeiten, mißglückten. Zweimal, im März 1822 und im März 1823 hatte er sich um erledigte Hofconcipistenstellen beworben [3]) und ungeachtet der Finanzminister Stadion beide Gesuche seines Schützlings dem ihm untergeordneten Präsidium der Hofkammer, dem Grafen Chorinsky und dessen Nachfolger, dem Grafen Nadasdy, auf's Wärmste befürwortete, erhielt Grillparzer keine der angesuchten Stellen. Die Mehrheit des Gremiums der Hofkammer, die gegen seine Ernennung war, begründete ihren Vorschlag folgendermaßen: „Wenn gleich der Mitbewerber dem Franz Grillparzer an literarischer Ausbildung weit nachsteht, so hat sich ersterer dennoch während eines Zeitraumes von zehn Jahren durch eine anhaltend angestrengte, sehr ersprießliche Dienstleistung sehr vortheilhaft ausgezeichnet, ohne jemals in seinem Eifer oder Fleiß und seinen Leistungen nachgelassen zu haben, wodurch sich auch das gänzlich aufwiegt, was Grillparzer durch sein lebhafteres Talent voraus hat." Das Lob des Mitbewerbers enthielt zugleich den Tadel Grillparzer's. Seine Angelegenheiten standen um so schlechter, als der Vertrag mit dem Burgtheater am 30. April 1823 zu Ende ging und weder Grillparzer noch Graf Moritz Dietrichstein, der vom 22. April 1821 bis 1. Juni 1826 das Burgtheater als Hoftheaterdirektor leitete, geneigt waren, denselben zu erneuern. Wieder war es Stadion, der sich des Dichters annahm. Am 7. Juli 1823 ernannte er diesen zum Hofconcipisten in seinem Präsidialbureau, mit welchem Amte ein Gehalt von 900 Gulden und 200 Gulden Quartiergeld verbunden war. Es war das der letzte Dienst, den der Minister seinem Subalternen erweisen konnte; am 15. Mai 1824 starb er zu Baden am Schlagfluße. Graf Stadion war ein

Aristokrat im edelsten Sinne des Wortes; ein großer Charakter, was bei uns so selten ist, vereinigte sich in ihm mit glänzenden Geistesgaben und nur ein Ziel schwebte ihm vor, die Ehre seines Vaterlandes. Als Gesandter an den großen europäischen Höfen hatte er sich jene Weite des Gesichtskreises, jenen Scharfblick in der Beurtheilung von Personen und Verhältnissen, jenen weltmännischen, feinen Ton angeeignet, der ihn so vortheilhaft kennzeichnet. In einer Zeit, wo es Sitte war, sich cynisch von idealen Gesichtspunkten loszusagen, hielt er in entscheidenden Augenblicken an den Träumen seiner Jugend fest und ein deutsches Oesterreich mit Entwickelung seiner Volkskraft war das Ziel, das er anstrebte. Europa hat ihm viel zu danken, denn nur mit Rücksicht auf sein Wort, daß die Rüstungen Oesterreichs den Verbündeten zu Gute kämen, schlossen diese 1813 den Waffenstillstand mit Napoleon. Und das war der Nagel zum Sarge des Corsen. Seitdem strahlte aber Metternich's Stern immer heller und Stadion wurde nur mehr in zweiter Reihe verwendet. Als Finanzminister wußte er sich nicht am richtigen Platze, doch kam sein Scharfblick auch da dem Staate zu Gute, indem er tüchtige Persönlichkeiten herausgriff, die ihn bei seinem schwierigen Werke unterstützten. Die Bedeutung des Mannes ist bei uns noch in keiner Weise gewürdigt worden. Als Privatmann war er von seltener Liebenswürdigkeit und ohne Standesvorurtheile. In vielen Stücken ein Sonderling, erkannte er bald in Grillparzer den verwandten bedeutenden Geist und freute sich aus vollem Herzen des großen Dichters, der Oesterreich auch in der deutschen Literatur den gebührenden Rang anwies. Der Minister empfing den Conceptspraktikanten als Gleichberechtigten in seinem Hause, suchte ihn zu fördern, wo er immer konnte und übersah gern die Schwächen, namentlich die gesellschaftlichen, des Dichters, so z. B. im Sommer 1823 in Jamnitz, wohin Grillparzer Stadion begleitet hatte. Stark in seinen Gefühlen, wie er war, bewahrte Grillparzer dem Staatsmanne bis an des Lebens Ende die größte Verehrung und hat derselben in seinen Schriften begeisterten Ausdruck gegeben.

Während aller dieser Erlebnisse war Grillparzer fortwährend poetisch thätig. Namentlich beschäftigten ihn mehrere dramatische Stoffe. In den Winter von 1822 auf 1823 [1]) fällt die Entstehung

des Operntextes „Melusina“, der für Beethoven bestimmt war. Grillparzer hatte den Meister schon 1804 bei seinem Oheim, Josef Sonnleithner, in Gesellschaft Cherubini's und des Abbé's Vogler gesehen. Einige Jahre später bewohnten seine Eltern in Heiligenstadt bei Wien ein Landhaus, in dem auch Beethoven den Sommer zubrachte, und der Jüngling hatte Gelegenheit, den bizarren Musikus kennen zu lernen, der sich sogar des Clavierspieles enthielt, weil ihm die Bewunderung seiner Nachbarschaft lästig fiel. Lange darnach, als Grillparzer schon die „Ahnfrau“, „Sappho“ und „Medea“ gedichtet hatte und ein gefeierter Schriftsteller war, ließ ihn Beethoven durch den Grafen Moritz Dietrichstein ersuchen, ihm einen Operntext zu schreiben. Nach einigem Schwanken willigte Grillparzer ein und wählte unter den verschiedenen Stoffen, die er für künftige Bearbeitung im Vormerk hatte, einen aus, der ihm zur Composition am geeignetsten schien, die „Melusina“. Es traf sich gut, daß der Dichter selbst musikalisch gebildet war. Er vollendete rasch das Werk, ohne daß er sich mit dem Componisten darüber irgend verabredet hätte und stellte es diesem zur Verfügung. Beethoven schien ganz mit dem Textbuche einverstanden, lud den Dichter wiederholt zu sich und war entschlossen, die Oper zu bearbeiten. Er kam aber nicht dazu und nach seinem Tode fand sich in seinem Nachlasse keine Note vor, die auf die „Melusina“ hätte gedeutet werden können. Das Textbuch hatte Grillparzer übrigens schon früher seinem Verleger Wallishauser überlassen; es erschien 1833 im Drucke und wurde bekanntlich von Conradin Kreuzer in Musik gesetzt. Die Oper gefiel nicht, woran Text und Musik in gleicher Weise die Schuld tragen mögen. Grillparzer schien weniger als Dichter, denn als Musiker, gekränkt gewesen zu sein, daß der große Genius sein Buch bei Seite gelegt, doch trug er es diesem nicht nach. Als Beethoven am 26. März 1827 starb, da sprach Anschütz am Grabe bedeutende und rührende Worte, die Grillparzer ihm in den Mund gelegt und die den Menschen ebenso in seinem innersten Kern erfassen, wie sie den Künstler scharf und richtig zeichnen. „Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach! wer sich hart weiß, der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind

es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereiche seines liebenden Gemüthes keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt." Eigentlich ist es ein Selbstportrait, das der Dichter hier entworfen; doch weil er dem Tonsetzer in manchen Stücken verwandt, so war auch der getroffen.

Mehr als die „Melusina" zog ihn ein anderer Stoff an. Die gigantische Gestalt Napoleon's spottete einstweilen der Dichtung, aber sie führte Grillparzern eine Figur aus der Geschichte zu, die mit dem todten Cäsar immerhin einige Aehnlichkeit hatte, den Böhmenkönig Przemysl Ottokar. So war nun Grillparzer bei der geschichtlichen Tragödie angelangt. Bewußt oder unbewußt folgte er damit dem Antriebe eines einflußreichen Kreises, der sich um den Freiherrn von Hormayr sammelte und aus den bedeutendsten Schriftstellern und Künstlern der österreichischen Erbländer und zum Theile auch Ungarns zusammensetzte. Josef Freiherr von Hormayr, einem alten tyrolischen Geschlechte angehörig, war 1809 Hofcommissär in Tyrol, wo er sich wesentliche Verdienste um die Landesvertheidigung erwarb. Noch vor dem Frieden von Schönbrunn wurde er, 28 Jahre alt, wirklicher Hofrath und 1816 Historiograph des Reiches und des kaiserlichen Hauses. Der begabte, ehrgeizige und überaus fruchtbare Schriftsteller war ein Vertrauter des Erzherzogs Johann und ein Gegner des Metternich'schen Systemes. Sein Ideal war das Oesterreich des Jahres 1809. Alle Völker des Kaiserstaates sollten mit ihrer nationalen Eigenart in einem großen Oesterreich aufgehen; Deutsche, Magyaren, Czechen und Polen zu einer politischen Nationalität, den Oesterreichern, verwachsen. Den Deutschen sollte unter Verzicht auf die Zusammengehörigkeit mit ihren Brüdern jenseits der Grenze insoferne die Führung des Ganzen überlassen werden, als die Regierung deutsch war und das Deutsche in den Erbländern und in Galizien als

Staatssprache in Amt und Schule die Verständigung der Völker des polyglotten Reiches herstellte. Die Vergangenheit sollte ganz den Völkern gehören, deßhalb Pflege der Geschichte und der nationalen Ueberlieferungen, die Gegenwart und Zukunft ausschließlich unter dem Banner des Doppelaars sich fortentwickeln. Diese Ziele suchte Hormayr zu erreichen durch seinen österreichischen Plutarch (20 Theile, 1807—12), durch sein „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" (1820—28), und vor allem durch das „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst", eine wissenschaftliche Zeitschrift für das gebildete Publicum in Oesterreich, die er 1809 begründete und bis 1828 herausgab. Das Archiv wollte Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde fördern, unterstützte kräftigst die Provinzialmuseen, die nach dem Muster des Grazer Johanneums fast in allen Landeshauptstädten gegründet worden waren und hat in dieser Richtung für Geschichte und Alterthumskunde sehr wohlthätig gewirkt. Die Zeitschrift setzte sich aber noch eine weitere Aufgabe. Sie wollte es dahin bringen, daß in Oesterreich wo möglich nur vaterländische Gegenstände durch die redende und bildende Kunst verherrlicht würden. Eine Reihe von Aufsätzen in den Jahrgängen 1817 und 1818 des Hormayr'schen Archives sucht die Frage zu beantworten, „ob denn die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates ärmer an herzerhebenden Stoffen für Dramaturgie, Ballade, Legende, Roman und bildende Kunst sei, als die des Alterthums und des fremden Mittelalters." An einer Reihe von Stoffen, zumeist der ungarischen Geschichte angehörig, wird nun dargethan, welch' reiche Fundgrube für die Poesie auf diesem Boden zu erschließen sei, und mit Stolz auf Namen, wie die Gebrüder Collin, Caroline Pichler, Graf Johann Mailath, Deinhardstein, Castelli, von Hammer hingewiesen, die als Beispiele der Hormayr'schen Nationalität der Kunst gelten konnten. Freilich hatte das Ding auch seine Schattenseite. Die Mittelmäßigkeit wurde unter dem Schutze des neuen poetischen Canons geradezu großgezogen; die unendlichen lyrischen Ergüsse des Archivs zeigen das. Diesen Nachtheil machte freilich die Zeit wieder gut, denn das nächste Geschlecht vergaß erbarmungslos die Dichterlinge der Hormayr'schen Schule. Der größere Schaden war der, daß die slavische Bewegung durch

die deutschen Literaten auf's kräftigste gefördert wurde. Deutsche Schriftsteller mühten sich bis 1848 redlich ab, ihren czechischen Landsleuten die Großthaten der czechischen Geschichte so lange vorzusingen, bis das nationale Bewußtsein endlich Wurzel griff und zuerst die fremden Poeten, bald auch die fremde Sprache überflüssig wurden. Die Deutschen in Oesterreich waren eben in ihrer reinen Selbstlosigkeit politische Kinder und stets bereit, nach Kinderart auch das Kleine zu idealisiren! In Deutschland sah man auf diesen poetischen Localpatriotismus, mit wenigen Ausnahmen, vornehm herab und warf den Trägern desselben nicht mit Unrecht vor, daß sie Werke in deutscher Sprache schüfen, in denen czechischer oder ungarischer Nationalgeist spucke, deutscher Gehalt aber vergebens zu suchen sei.

Grillparzer hatte sich bisher gegen die neue Schule ebenso ablehnend verhalten, wie gegen die Schlegel'sche und war bedeutend genug, um sich zu isoliren. Der matte Theatererfolg des goldenen Vließes drängte ihn jedoch zum historischen Drama und zwar zum vaterländischen.

Verlockend war die gewaltige Tragödie des Böhmenköniges für einen deutschen Dichter, verlockender noch für den deutsch-österreichischen und seit Georg Calaminus und Nicolaus Vernulaeus[5]) hat der Stoff oftmals eine künstlerische Bearbeitung erfahren. Bald nach der „Sappho" wandte sich Grillparzer dem „Ottokar" zu und studierte zu diesem Zwecke fleißig die Quellen, besonders die steierische Reimchronik. Schon Hormayr hat auf die Uebereinstimmung hingewiesen, welche Grillparzer's „Ottokar" in vielen Stücken mit der Reimchronik zeigt, aber der zunftmäßige Historiker hielt das für einen bloßen Zufall. Fast ein Jahr beschäftigte damals den Dichter die Sammlung des Materiales. Caroline Pichler weiß uns sogar zu berichten, daß Grillparzer, um sich auf seinen Gegenstand gehörig vorzubereiten, eine Reihe geschichtlicher Balladen gedichtet habe, die mit dem großen Siege Ottokar's an der March, der Verstoßung Margarethen's und seiner zweiten Vermählung begonnen hätten. Bei der geringen Neigung, welche Grillparzer sein lebelang für diese Dichtungsart zeigte, dürfte man darunter wohl nur Uebersetzungen aus der Reimchronik zu verstehen haben.

Der Stoff war gesichtet; allein die Schwierigkeiten, die sich 1818 der Aufführung eines Drama's aus der vaterländischen Geschichte entgegenstellten, waren nicht gering und die Censur richtete oft grausame Verwüstungen unter derlei Stücken an, z. B. an dem „Ferdinand II." der Caroline Pichler. Nach den eigenen Worten dieser hochloyalen Frau floh damals jeder Dichter in Wien vaterländische Stoffe nicht viel weniger, als die Pest. Grillparzer hatte also nur die Bausteine zu seinem „Ottokar" zusammengetragen, als er disgustirt durch die Censur, an seine „Medea" gieng. Doch zog ihn der herrliche Gegenstand immer wieder an und er hatte gute Lust, 1819 nach seiner Rückkehr aus Italien, da er den Faden des „goldenen Vließes" schier verloren, den „Ottokar" zu behandeln. Nochmals legte er den Stift nieder, der schon begonnen, die Gebilde der Phantasie festzuhalten, und erst nach Vollendung der „Medea" führten ihn Neigung und andere Beweggründe zu dem Gegenstande zurück. [6]) Die Arbeit gieng langsamer von statten, als es Grillparzern sonst eigen war und sie wurde, wie es scheint, durch die „Melusina" neuerdings unterbrochen. Endlich beschleunigte ein Halsleiden, das den Dichter im Herbste 1823 befiel und ihn zwang, einen Monat das Haus zu hüten, die Vollendung des Stückes. Da er stets nach der Anschauung arbeitete, so leistete ihm ein mit einem Titelkupfer versehener Folioband des Mars Moravicus von Pessina von Czechorod nicht unwichtige Dienste. Der Kriegsgott war in voller Rüstung abgebildet. Grillparzer dachte sich so seinen Ottokar, und erfrischte seine Einbildungskraft von Zeit zu Zeit durch den Anblick des waffengewaltigen Mannes. Als das Trauerspiel zu Ende des Monates September 1823 vollendet war, [7]) nannte er es „Eines Gewaltigen Glück und Ende", las es Stadion vor und übergab es dann Schreyvogeln, dem das Stück außerordentlich gefiel. Es wurde bei der Censur eingereicht, von derselben aber ohne Angabe des Grundes zurückbehalten und doch schien das durch und durch patriotische Dichterwerk auch der strengsten Censur die Stirne bieten zu können. Als der Verfasser keine Erledigung erhielt, gieng er daran, sein verlorenes Kleinod zu suchen. Bei der Censurbehörde wollte Niemand wissen, wohin das Stück gekommen sei, und man verwies ihn auf

gut Glück in die Staatskanzlei. Grillparzer war auf der richtigen Fährte, als er zu Gentz sich begab und ihn um das Schicksal seines „Ottokar" befragte. Gentz empfing den Dichter im Bette, umgeben von orientalischem Luxus, höflich, aber kalt, und erklärte, das Drama gelesen, aber schon wieder abgegeben zu haben. Am 15. Januar 1824 notirt er in sein Tagebuch: „Den ganzen Vormittag im Bette gearbeitet. Besuch von Grillparzer." Und am 24. Januar 1824: „Mit Metternich über Grillparzer gesprochen." [8]) Diese lakonischen Bemerkungen werden durch eine andere Note des einflußreichen Staatsmannes, die wir später anführen, ergänzt und erklärt. Grillparzer war jetzt so klug, als wie zuvor. Das geistige Eigenthum schien in Oesterreich vogelfrei zu sein. Welche Anregung zu weiterem dichterischen Schaffen das Vorgehen der Behörde gab, kann man sich leicht denken. Endlich kam der Zufall oder vielleicht ein feiner Plan Schreyvogel's dem Dichter zu Hilfe. Die Kaiserin Carolina Augusta war unpaß und ersuchte Matthäus Collin, der ihr als Lehrer des Herzogs von Reichsstadt von Zeit zu Zeit Bericht über die Fortschritte seines Zöglings erstattete, um Angabe einer neuen interessanten Lectüre. Collin schlägt einige Bücher vor, welche die Kaiserin bereits kennt. Da kömmt sie auf den Einfall, Collin zu Schreyvogel zu schicken und ihn zu fragen, ob nicht das Manuscript eines guten, noch nicht aufgeführten Stückes bei ihm liege. Schreyvogel läßt berichten, es sei wohl ein vortreffliches Trauerspiel von Grillparzer bei der Theaterdirection eingereicht worden, aber das liege schon fast seit einem Jahre bei der Censur und die gebe es nicht heraus. Als die Kaiserin, neugierig geworden, durch Collin das Stück bei der Censurhofstelle reclamirt, da war es in Bälde gefunden. Collin liest es der Monarchin vor. Der Eindruck ist ein mächtiger; sie kann nicht begreifen, wie ein von der edelsten Vaterlandsliebe durchhauchtes Werk dermaßen von der Behörde behandelt werde und setzt die Aufführung bei ihrem Gemahle durch. Aber Monate vergiengen noch, [9]) bis endlich am 19. Februar 1825 „König Ottokar's Glück und Ende" — so lautete jetzt der Titel — auf dem Burgtheater zum ersten Male gegeben wurde, mit Anschütz als Ottokar, Herteur als Rudolf von Habsburg, der Schröder als Marga-

retha, Sophie Müller als Kunigunde und Korn als Zawisch. Die Ouverture des Trauerspieles, von Hofrath Mosel componirt, enthielt die Volkshymne, das gleiche Thema klang in dem kurzen schwungvollen Epiloge von Zedlitz wieder. Die Darstellung war vortrefflich, der Erfolg außerordentlich. Das Theater war diesmal schon um $^1/_2$4 Uhr Nachmittag geöffnet worden; in wenigen Augenblicken waren alle Plätze besetzt und das Haus zum Erdrücken gefüllt. Von $^1/_2$7—$^1/_2$12 Uhr dauerte die Vorstellung. Durch fünf Stunden folgten die Zuschauer, zumeist gepreßt sitzend oder stehend, der Handlung, bei jeder Gelegenheit dem Dichter ihre Theilnahme ausdrückend. Bei der Krönung Horneck's durch Rudolf von Habsburg im dritten Acte brach das Publicum in stürmischen Beifall aus; dreimal wiederholte er sich und der Name Grillparzer erscholl brausend durch das Haus. Ein fast viertelstündiges, ununterbrochenes Hervorrufen des Dichters am Schlusse der Vorstellung hatte zur Folge, daß, weil man Grillparzern als k. k. Beamten nicht gestatten wollte, auf der Bühne zu erscheinen, der Regisseur Koberwein verkündigte, der Dichter sei nicht mehr zugegen. Da erst leerte sich das Haus.[10]) Grillparzer hatte entzückend schöne Augenblicke genossen, als er die vor Begeisterung trunkenen Massen sah, überwältigt von dem Zauber seiner Poesie. Ein solcher Augenblick muß gar oft dem Künstler Ersatz bieten für lange und bange Zeiten, in denen das Publicum an seinen Werken verdrossen und kalt vorübergeht.

Bis zum 2. April 1825 wurde der „Ottokar" neunmal bei vollem Hause in der Burg gegeben, und als ihn dann auch das Theater an der Wien brachte, fand er hier die gleiche günstige Aufnahme, ein Zeichen, daß, wenn auch der lärmende Beifall der ersten Vorstellung vielfach dem Dichter galt und eine Demonstration gegen die Censur war, das Werk ganz entschieden durchgegriffen hatte. Die Krankheit der Mlle. Müller entzog den „Ottokar" durch mehrere Monate dem Repertoire des Burgtheaters; im October wurde er wieder demselben eingefügt, freilich nicht für lange, denn das Stück hatte die einflußreichsten Persönlichkeiten in Wien zu Feinden. Der Oberstkämmerer Graf Czernin, dem seit Juni 1826 die unmittelbare Leitung des Burgtheaters übertragen wurde, und der Staats-

minister Graf Kolowrat waren aus Rücksicht auf ihr Heimatland Böhmen dagegen eingenommen. Die Staatskanzlei wollte bei dem Beginne der Nationalitätenbewegung alles, nur kein geschichtliches Drama, in Oesterreich gepflegt wissen; auch fand sie, abgesehen von der Hauptfigur, einige Gestalten im Drama, Zawisch und Kunigunden, die zu Vergleichen mit noch lebenden Personen aus hohen Kreisen Anlaß bieten und Aergerniß erregen konnten. Metternich klagte ja wiederholt in vertrauten Gesprächen über die Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit der Wiener. Wir werden daher begreifen, daß Gentz den „Ottokar" „mit Unwillen las", [11]) also den gleichen Eindruck von dem echt österreichischen Drama erfuhr, wie ihn die englischen Parlamentsdebatten und Arndt's „Geist der Zeit" auf den Sybariten machten. Bald wurde der „Ottokar" vom Repertoire des Burgtheaters abgesetzt und erst nach vierzehn Jahren wieder in dasselbe aufgenommen. Bis zum Februar 1867 wurde er 37 mal auf dieser Bühne gegeben. Bei der Opposition gegen die österreichische Regierung, die sich im Inlande wie im Auslande aller Gebildeten bemächtigte, erkaltete auch die Theilnahme des Publicums für das patriotische Dichterwerk. Das Stück war gleichzeitig mit der ersten Aufführung im Drucke erschienen und Wallishauser hatte am ersten Tage 600 Exemplare abgesetzt, doch erst 1852 war eine zweite Auflage nöthig.

Die Wiener Kritik war über das Stück getheilter Ansicht. Ludwig Halirsch, ein viel versprechendes junges Talent schrieb enthusiastisch über den „Ottokar". Mit hoher Achtung für den Dichter, wenn auch nicht alles lobend, besprach der Recensent der Theaterzeitung das Werk. [12]) Hormayr's „Archiv" nahm natürlich mit Eifer Partei für dasselbe und seine Leibpoeten Joh. Schön, V. Canaval und Josef Fick besangen den Verfasser. [13]) Doch ließ sich der Herausgeber des „Archives" und dessen Kreis hauptsächlich von der Vorliebe für den vaterländischen Stoff leiten. Die Vorzüge des Stückes suchte und fand er nicht dort, wo sie in Wahrheit liegen. Wie leicht begreiflich, hatten gerade die Bewunderer der „Sappho" und der „Medea", darunter die nächsten Freunde des Dichters, am „Ottokar" gar manches zu tadeln [14]) und der Dichter, gegen jeden Einwurf empfindlich, mied in Folge dessen manche Cirkel, in

denen er bis dahin gerne verweilte. So verschieden indeß die Urtheile über das neueste Werk Grillparzer's lauten mochten, in der neidlosen Anerkennung des Dichtergenius, den Wiens Mauern bargen, waren alle Stimmen einig. Um so auffallender war es, als im „Sammler", der kurz vorher den „Ottokar" für das beste Stück erklärte, das im letzten Jahrzehnte auf der deutschen Bühne erschienen sei, [15]) Herr Ebersberg, ein bis dahin so gut als unbekannter Literat, eine „strenge" Recension des „Ottokar" brachte, die an Schärfe und Rücksichtslosigkeit alles übertraf, was die Wiener seit Hebenstreit in dieser Hinsicht gelesen hatten. [16]) Unter den Schwächen, die dem Stücke anhaften, werden u. a. aufgezählt: die Aehnlichkeit des Helden mit Napoleon, die Beschimpfung der Czechen, das Verhältniß des Zawisch zu der „Buhlerin" Kunigunde, die nur Abscheu einflößen könne, die abträgliche Art, mit der von Kaiser und König im Drama gesprochen wird u. s. w. Der stürmische Beifall, den das Stück bei der ersten Vorstellung gefunden, sei dem Patriotismus der Zuschauer, dem Theatereffecte, auf den sich Grillparzer so trefflich verstehe, und dem Epiloge des „genialen" Zedlitz zuzuschreiben. Nach diesen und andern Artigkeiten verabschiedet sich Ebersberg unter vielen Schmeicheleien von Grillparzer, dem „hoffnungsvollen Lieblingsdichter der österreichischen Nation". Ganz Wien erstaunte über die Keckheit des Recensenten, dem Zedlitz eine vornehme Abfertigung zu Theil werden ließ [17]) und über den die Blätter des In- und Auslandes mit gleicher Wucht herfielen. Ebersberg hielt es für gut, Oesterreich auf kurze Zeit zu verlassen; übrigens scheint er gar nicht der Verfasser der unter seinem Namen erschienenen Recension gewesen zu sein. Die böse Welt in Wien behauptete, der Mann habe die Kritik nicht geschrieben, sondern nur unterschrieben, [18]) und in der That wird auch der unbefangene Leser dieselbe zum mindesten für eine Rechtfertigung des Vorgehens der Censur halten. Wer der Verfasser gewesen, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen, aber unwillkürlich fielen mir, als ich die Kritik las, die Worte ein, die Gentz am 25. Februar 1825 in sein Tagebuch schrieb: „Dann gieng ich auf Grillparzer's „Ottokar" über, den ich mit Unwillen las". Von dieser Seite, ich will nicht sagen von dieser Person, stammt die Kritik oder wenigstens die Inspiration zu derselben.

Der literarische Scandal wirkte verbitternd auf Grillparzer und herabstimmend auf sein poetisches Schaffen. Wie sehr die verschiedenen Urtheile über den „Ottokar“ seinen Hohn herausforderten, davon zeugen die Recensionsparodien, die sich im Nachlasse des Dichters gefunden haben.

Grillparzer hatte die richtigste Ansicht über das Wesen der historischen Tragödie und er verkannte nicht die Schwierigkeiten, die sich derselben in den Weg stellen. Existenzbedingung der Gattung nennt er mit Recht: die historisch oder sagenhaft beglaubigten Begebenheiten müssen im Stande sein, die gleiche Gemüthswirkung im Zuschauer hervorbringen, als ob sie eigens zu diesem Zwecke erfunden wären. Schiller drückte das so aus: „die philosophische innere Nothwendigkeit sei bei beiden gleich. Wenn eine Geschichte, wäre sie auch auf die glaubwürdigste Chronik gegründet, nicht geschehen sein könne, d. h., wenn der Verstand den Zusammenhang nicht einsehen könne, sei sie ein Unding; wenn eine Tragödie nicht geschehen sein müsse, sobald ihre Voraussetzungen Realität haben, so sei sie wieder ein Unding.“ Der Stoff des „Ottokar“ ist nun ohne Zweifel höchst glücklich gewählt. Ein großes Weltereigniß und durchaus national, der Zusammenstoß des deutschen Reiches mit dem gewaltigen Slavenfürsten und die siegreiche Erhebung des Deutschthumes in den Ostlanden wird in dem Drama ausgetragen. Und der Bau der Handlung ist derartig, daß Grillparzer selbst die Composition als eine vorzügliche bezeichnet. Namentlich die beiden ersten Acte sind vortrefflich und ganz im Geiste der Shakespeare'schen Historien gehalten. [19]) Gleichwohl kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen: der „Ottokar“ steht an Werth hinter den früheren Stücken des Autors zurück. Der Dichter hat sich erstlich einmal seinen Helden zu klein gedacht [20]) und das peinliche Studium der Reimchronik hat sich an dem Tragiker gerächt. „Nur der große Gegenstand vermag den tiefsten Grund der Menschheit aufzuregen.“ Ob Palacky mit seiner Auffassung des „Ottokar“ Recht hat oder Lorenz, soviel ist sicher, daß sich der Gebildete von dem Ottokar der Geschichte eine viel höhere Vorstellung macht, als er sie in Grillparzer's Drama verwirklicht findet. Im Zuschauer ringen nun die beiden Gestalten um Anerkennung und da die Figur des

Drama die schwächere, so ist Unruhe das Endergebniß. Das ist wohl der Grundfehler des Helden, der im Uebrigen von Napoleon, bei aller Aehnlichkeit der äußeren Schicksale, nicht viel mehr hat, als das rohe, ungestüme und polternde Benehmen, das den neuen Cäsar so recht als Emporkömmling erscheinen ließ, der auch mit den gesellschaftlichen Formen des alten Europa gebrochen hatte. Vom dritten Acte an zeigt der Held eine gewisse Verwandtschaft mit Schiller's „Wallenstein", auch darin, daß beide Persönlichkeiten mehr sprechen, als handeln; nur ist er viel kleiner gedacht, ein Schooßkind der Fortuna, übermüthig im Glücke, nach dem ersten Mißerfolge durch einen überlegenen Willen verblüfft und gebeugt. Eine Fülle prächtig gezeichneter Figuren findet sich in dem Drama: Rudolf von Habsburg, die Hamletnatur Zawisch und Kunigunde. Schade, daß die Episode zwischen den beiden letztgenannten, die sich im Beginne der Handlung mit großer Freiheit abspielt, gegen Ende im Sande verläuft.[21]) Vielleicht hat eine mehrseitige Discretion dem Dichter die Feder zurückgehalten und ein Blick auf die Recensionen jener Tage zeigt, daß er nicht ganz Unrecht hatte. Einzelnheiten im Stücke mögen sich immerhin, namentlich bei der Lectüre, als gewagt oder vergriffen darstellen: das Ganze ist eine hochbedeutende Leistung und übt auf der Bühne eine gewaltige Wirkung aus.

Nicht mit Unrecht sagt Göthe im „Wilhelm Meister": „Wenige Deutsche, vielleicht nur wenige Menschen überhaupt, haben ein bestimmtes Gefühl für ein ästhetisches Ganze. Sie loben und tadeln nur stellenweise." Konnte man diesen Satz auf die besten Kritiker jener Zeit anwenden, so gilt er noch mehr von den Männern, die sich damals als Recensenten in Wien breit machten. Schickh und Witthauer, Hormayr und Feuchtersleben, Zedlitz und Enk waren ehrenvolle Ausnahmen. Ueberdruß überkömmt einen, wenn man an jene Schreiberseelen denkt, die frank und frech ihr Sprüchlein hersagten und einen Dichter vom Range Grillparzer's als Anwälte deutscher Kunst schulmeisterlich abkanzeln zu müssen glaubten. Angesichts dieser öffentlichen Meinung war Grillparzern zu Muthe, als ob er nie wieder etwas schreiben würde. Die Droh- und Schmähbriefe erhitzter czechischer Jünglinge, die dem Dichter des „Ottokar" zukamen, trugen nicht bei, seine Stimmung zu bessern.

Noch andere Widerwärtigkeiten kamen hinzu. Seine Herzensangelegenheiten waren in Verwirrung gerathen und die Lösung seines Verhältnisses mit Kathy Fröhlich brachte manche Kümmernisse mit sich. Die Auflösung der Ludlamshöhle im Jahre 1825 [22]), dieses köstliche Juwel der Wiener Polizeigeschichte im Vormärz, hatten viele Betroffene, wie sich's gebührte, von der heiteren Seite genommen; Grillparzer aber, einmal mißtrauisch geworden gegen die Polizei und ihre Geheimnisse, nahm sich die Sache mehr als billig zu Herzen. Immerhin hatte sie zur Folge, daß der Nachfolger Stadion's, Graf Nadasdy, ein ganz unfähiger Mann, für den der Vicepräsident Pillersdorf alle Geschäfte besorgte, die Theilnahme Grillparzer's an den Vergnügungen der Ludlamshöhle als Vorwand benützte, um seine Abneigung gegen den Dichter zu rechtfertigen. Während nach dem Tode Stadion's alle übrigen Ministerialbeamten im Genusse ihrer Gehaltszulagen ohne weiteres verblieben, mußte der Ludlamite Grillparzer Quartal für Quartal um seine Zulage einschreiten und er unterzog sich dieser Demüthigung nur, weil er damals die Unterstützung seines zweiten Bruders Carl und dessen Familie übernommen hatte, nachdem dieser durch eigene Schuld in die bedrängtesten Umstände gerathen war. Bald erhielten seine Gegner neuen Anlaß ihn zu verdächtigen. Als Kaiser Franz im Frühjahre 1826 von einer schweren Krankheit langsam genas, da jubelte Wien und Oesterreich und, wie alles seiner Begeisterung Ausdruck gab, so trug auch Grillparzer sein Schärflein bei und ließ in Schickh's „Wiener Zeitschrift" das Gedicht „Vision" erscheinen. Die poetische Gabe des loyalen Unterthans erregte wegen einer Stelle Mißverständnisse und Anstoß in maßgebenden Kreisen und alles schien sich gegen den Poeten verschworen zu haben. Auch die Musen grollten ihrem Jünger. Am 11. Mai 1826 schrieb er auf ein Blatt seines Zettelkastens: „O Poesie, wo bist du? Und, o Land, wo bist du, wo sie gedeiht, und wo man sie ertragen kann?" Unter solchen Umständen entschloß er sich, Wien zeitweilig zu verlassen. Eine Reise durch Deutschland sollte ihn von all' dem Ungemach befreien; so glaubte er. Er wollte Göthen sehen, der wie ein Riese in das flachgewordene Zeitalter hineinragte und sich in Weimar gerne besuchen ließ; hieng Grillparzer doch mit vollem Herzen an den schönen Weimarer

Tagen, an der Glanzzeit der Literatur! Außerdem suchte er einen Ort, au dem er seine Wirksamkeit als dramatischer Dichter mit mehr Erfolg und weniger Störung fortsetzen könnte, als in Wien. Er mochte an Berlin, Weimar oder München denken. Damals fing es nämlich in Oesterreich an, allerorts sich zu regen, und energische Geister verließen die Heimat, um in der Fremde ein neues Leben zu beginnen. Julius Schneller folgte, der ewigen Plackereien müde, einem Rufe nach Freiburg i. B. Ein Prager Kreuzherr war 1823 den drückenden Fesseln seines Ordens entflohen und wurde, den freien Boden Amerika's unter den Füßen, bald in Europa ein berühmter Mann. Hormayr rüstete sich den Polizeistaat zu verlassen und selbst bescheidenen Naturen, wie Johannes Schön, ward es zu eng in Oesterreich. Der Drang in die Ferne ergriff auch unseren Dichter. Dachte er wirklich an den Satz: „Omne solum forti patria est, ut pisci aequor“?

V.

Ueber Prag und Dresden begab sich Grillparzer im Herbste des Jahres 1826 nach Berlin. In der alten Königsstadt an der Moldau genoß er in vollen Zügen den Odem einer reichen, geschichtlichen Vergangenheit und manche vorbereitete Stoffe aus der böhmischen Sage und Historie gewannen an Localfarbe und Bestimmtheit, wenn auch ihre Ausarbeitung erst in spätere Zeit fällt. In Dresden verweilte er acht Tage und widmete die meiste Zeit seines Aufenthaltes der Gallerie. Daneben suchte er die literarischen Berühmtheiten des Ortes auf. Hofrath Winkler (Theodor Hell), Secretär der königlichen Theater und Redacteur der „Abendzeitung“ empfing ihn auf das liebenswürdigste. Er unterhielt mit dem Burgtheater vielfache Beziehungen, war in österreichischen Almanachen ein gern gesehener Gast und in der „Abendzeitung“ ein wohlwollender Recensent der Schriftsteller des Kaiserstaates. Auch zu Böttiger, dem Oberaufseher der königlichen Kunstsammlungen und zu Ludwig Tieck begab sich Grillparzer. Der Archäologe und Allerweltsmann hatte sich um die

Aufführung der „Ahnfrau“ und der „Sappho“ auf deutschen Bühnen einiges Verdienst erworben. [1]) Ludwig Tieck gab dem Gaste Gelegenheit, seine Recitation zu bewundern, im Uebrigen hatte Grillparzer vor dem gefeierten Dichter der Romantiker wenig Respect, er nennt ihn und Jean Paul die Verderber der deutschen Literatur, und der Mensch sagte ihm nicht mehr zu, als der Dichter. Dafür erwähnt Tieck, der 1826 seine dramaturgischen Blätter erscheinen ließ, Grillparzer's nur in der Einleitung und zwar in der gebräuchlichen Verbindung mit Werner, Müllner, Houwald und Raupach. Um so behaglicher fühlte sich Grillparzer in der Berliner Gesellschaft. Die Sängerinnen Sonntag und Seidler, letztere eine Landsmännin des Dichters, Fouqué, Varnhagen, die geistsprühende Rahel, die mit dem Zauber ihres anmuthigen Dialoges den Fremden ganz bestrickt, Chamisso, den Shakespeareerklärer Franz Horn und Ludwig Devrient lernt er kennen und freut sich des anregenden Umganges dieses Kreises. Die erste Größe der Berliner gelehrten und schöngeistigen Gesellschaft war in jener Zeit Hegel. Der bescheidene Gelehrte war der Philosoph κατ᾽ ἐξοχήν in Deutschland geworden, sein System wurde unter dem Einfluße Altenstein's allmälig Staatsphilosophie in Preußen. Hegel war ein Freund der Kunst, besonders der Antike und ein Theaterliebhaber. Er stand einst zu Hölderlin in vertrauten Beziehungen, interessirte sich lebhaft für das „goldene Vließ“ und lud den Dichter der „Medea“ wiederholt zu sich. Die beiden Männer hatten in der Schlichtheit ihres äußeren Auftretens, in ihrem natürlichen, anspruchslosen Wesen manches Verwandte. Hegel schien fast eine Freude daran zu haben, als er einen bedeutenden Mann vor sich sah, der seine Philosophie nur dem Namen nach kannte und schied überaus freundlich von dem Wiener Dichter. Als dieser später die Schriften seines Gastfreundes kennen lernte, hat er freilich ein recht ungünstiges Urtheil darüber gefällt. Minder angenehm war es Grillparzern, mit Saphir zusammenzutreffen, der sich seit 1825 in Berlin befand und die „Schnellpost“ redigirte. Aus Wien ausgewiesen, spielte er sich in Berlin auf den Märtyrer des freien Gedankens, bald aber betrieb er in seinem Blatte nach Gewohnheit für das große Publicum den Scandal. Hegel hatte eine merkwürdige Vorliebe für diesen Jour-

nalisten, den Laube die literarische Courtisane Deutschlands nannte; der große Philosoph war sogar Mitarbeiter der „Schnellpost“ und es dauerte lange, bis er dem Manne die Freundschaft kündigte. Grillparzer dagegen verachtete Saphirn schon damals, und ärgerte sich Zeit seines Lebens, daß er einmal mit ihm, und zwar bei Hegel, zu Tische saß. Die geistvolle Gesellschaft an der Spree weckte, wie aus Allem hervorgeht, die schlummernden gesellschaftlichen Talente Grillparzer's, so bescheiden sie auch sein mochten. Er gefiel sich und Anderen in Berlin und man machte ihm sogar Andeutungen, daß es durch Vermittelung des Ministers Stägemann und des Intendanten Fürsten Wittgenstein gelingen könnte, ihn bei dem Hoftheater als Dramaturgen anzustellen. Wie sehr man sich aber auch Mühe gab, dem österreichischen Censurflüchtling den Boden der Mark heimisch zu machen, so fühlte sich dieser doch unter den redefertigen Leuten auf die Dauer nicht sehr behaglich und wenn ihn in seiner Vaterstadt die naive Unbekanntschaft der sogenannten Gebildeten mit den nächstliegenden Fragen der Kunst und Literatur geärgert hatte, so wurde er jetzt nervös Angesichts der erdrückenden Uebereinstimmung, mit der sich seine neuen Bekannten in diesen Dingen aussprachen und die uniforme allgemeine Bildung, das Ergebniß der norddeutschen Schule, machte ihm den hie und da auftretenden Mangel individuellen Urtheiles und den häufigeren ungeschminkter Empfindung nur um so fühlbarer. Und wenn Berlin in dem Dichter bis in dessen Alter angenehme Erinnerungen zurückließ, so war er doch froh, als er die preußische Hauptstadt verließ. In Potsdam und Sanssouci gieng er den Spuren Friedrich's II. nach, vor dessen Größe er sich gerne beugte, wenn gleich er sich durch die Persönlichkeit nicht angemuthet fühlte. Eine bedeutendere Nachwirkung hinterließ die Anwesenheit Grillparzer's in Berlin nicht. Man hatte dort vor seiner Ankunft die „Medea“ mit der Schröder gegeben und bequemte sich vier Jahre später zu der Aufführung des „Ottokar“. Daran hatte man genug.

Von Berlin aus begab sich Grillparzer über Leipzig und Weissenfels nach Weimar. In Leipzig verbrachte er drei genußreiche Tage mit Professor Wendt und dem gebildeten Oberhofgerichtsrathe Blümner. In Weissenfels lebte damals Müllner und

redigirte sein „Mitternachtsblatt“. Grillparzer suchte den händelsüchtigen Mann, eingedenk so mancher von ihm erfahrenen Unbill, nicht auf. Damals waren Müllner, Fouqué und Tieck literarische Größen; jetzt sind sie verblaßt, ihre Namen werden genannt, ihre Werke, selbst die Tieck's, ruhen in den Friedhöfen der Literaturgeschichte.

Je näher der Dichter der „Sappho“ Weimar kam, desto schwerer wurde ihm um's Herz. Die Gestalt Göthe's stieg immer gigantischer auf, das Bewußtsein des eigenen Werthes verlor sich in demselben Maße. Zagend langte er endlich am Ziele seiner Pilgerfahrt an. Grillparzer war kein blinder Verehrer Göthe's und war ganz und gar nicht einverstanden mit dem enthusiastischen Cultus, den Feuchtersleben in Wien trieb. Gerade diese Unbefangenheit leiht seinen Urtheilen einen so hohen Werth, denn mehr als ein anderer war er in der Lage, das innerste Wesen einer großen Dichternatur darzulegen. Von Göthe war bis dahin, soviel ich weiß, nur einmal eine Aeußerung über Grillparzer in die Oeffentlichkeit gedrungen. Der Chorherr und Professor des Pilsener Gymnasiums, J. St. Zauper, ein Mann, der außer Homer, Horaz, Göthe und der Bibel nichts las, hatte seine „Studien über Göthe“ dem Altmeister im Manuscripte überschickt und von diesem ein ausführliches Antwortschreiben (aus Eger, vom 9. Juli 1821) erhalten, welches der Verfasser statt einer Vorrede drucken ließ, als die „Studien“ 1822 in Wien erschienen.[2]) Göthe sagt unter anderem in diesem Briefe: „Ich wünschte nicht, daß Sie von den neuesten Theatererscheinungen nur beiläufig sprächen; es lohnt gewiß der Mühe, wenn auch das Resultat nicht ganz erfreulich sein sollte, die letzten Intentionen Schiller's in den Fragmenten seines „Demetrius“ zu erforschen, sodann aber zu untersuchen, was unmittelbar nach seinem Hintritte Werner, Müllner, Grillparzer, Raupach, Houwald unternommen und geleistet! Von Ihnen würde ich eine solche Ausarbeitung gerne sehen, da ich diese Productionen wenig kenne und insoferne ich sie kenne, dagegen nicht gerecht sein kann. Ihre ruhige, reine Ansicht wäre mir daher sehr willkommen, da die Gleichzeitigen hier bereits in einer Filiation zu beobachten sind.“ Der Brief, der viel Staub aufwirbeln machte, und Göthen manch

böses Wort eintrug, ist kennzeichnend für das Verhältniß des Meisters zur deutschen Literatur jener Zeit. Göthe war der Nation schon fremd geworden, er gab sich so, wie wir ihn jetzt aus den Gesprächen mit Eckermann kennen. Die heilige Allianz war ihm das größte und wohlthätigste Ereigniß der Geschichte und die Emancipation der Katholiken in England machte ihm kein sonderlich Vergnügen. Einseitig, wie er die Welthändel betrachtete, sprach er sich auch über literarische Dinge aus. Von seiner einsamen Höhe sah er über die Grenzen der Nationen hinweg und Weltliteratur war das Schlagwort, das er ausgab. Die Dichter warnte er vor großen Stoffen, das Zeitalter vor der Ueberproduction der Poeten. Auf die neueren deutschen Dramatiker war er besonders schlecht zu sprechen, etwa Kotzebue und Iffland ausgenommen. An Uhland und Immermann hatte er manches zu mäkeln, dagegen vergleicht er König Ludwig von Bayern als Dichter mit Schiller! In Wien sagte man ihm sogar nach, daß er an einer Uebersetzung der „Königinhofer Handschrift" arbeite! Und doch war Göthe auch in seinem Alter das herrlichste Besitzthum des deutschen Volkes, dessen ganze Kraft, Klarheit und Tiefe in dem einen Mann geeinigt schien. Diesen Mann, die Verkörperung aller Poesie, sollte Grillparzer jetzt sehen und sprechen und halb verlangend, halb scheu, sah er dem wichtigen Ereignisse entgegen.

Viele bedeutende Männer sind zu Göthe nach Weimar gewallet, haben ihre dortigen Erlebnisse mitgetheilt und damit in dem Leser die verschiedensten Stimmungen, vom Erhabenen bis zum Lächerlichen, hervorgerufen. Es ist ein günstiger Zufall, daß gerade die zwei hervorragendsten Dichter der nachclassischen Zeit, Heine und Grillparzer, in der Lage waren, uns, jeder nach seiner Eigenart, mit der Schilderung ihres Besuches bei Göthe zu erfreuen. Schlägt bei Heine der Schalk durch,[3]) so ergreifen und rühren uns die schlichten Worte Grillparzer's und wir fühlen den Schauer der Ehrfurcht mit, der den Epigonen erfaßte, als er dem größten Manne der Zeit, dem ersten Dichter seines Volkes, gegenübertrat. Frühmorgens, den 28. September, an einem Freitage, langte Grillparzer in Weimar an und verblieb daselbst bis zum 3. October Abends.[4]) Im „Elefanten" quartierte er sich ein und hatte kaum

den Reisemenschen ausgezogen, als er seine Karte an Göthe schickte mit der Anfrage, ob und wann der Herr Geheimrath ihn zu empfangen geneigt sei. Göthe bestellte ihn für Abend und gab ihm zu Ehren eine Soirée, zu der die hervorragendsten Persönlichkeiten der kleinen Residenz geladen waren.

Als Grillparzer bei Göthe eintrat, war im Salon schon eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; der Hausherr fehlte noch. Unter den Anwesenden befand sich auch Staatsrath von Jakob aus Halle mit seiner Tochter Therese, die sich trotz ihrer Jugend schon als Schriftstellerin (Talvj) einen Namen gemacht hatte. Wie die Frauen jederzeit einen mächtigen Magnet für den Dichter der „Sappho" bildeten, so war Grillparzer auch hier, inmitten des fremden Kreises, bald in ein interessantes Gespräch mit dem schönen und liebenswürdigen Fräulein verwickelt, das ihn fast vergessen ließ, warum er nach Weimar gekommen. Da plötzlich öffnete sich die Thür, und der Herr Geheimrath trat ein, schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust, in steifer Haltung und hielt Cercle, wie ein Monarch. Als die Reihe an Grillparzer kam, frug ihn Göthe, ob in Oesterreich die italienische Literatur sehr betrieben werde. Der Wiener Dichter verneinte und bemerkte, daß man sich dafür mit der englischen Literatur abgebe und zwar mehr, als bei all der Vortrefflichkeit ihrer Geistesschätze wegen der denselben beigemischten Derbheit für die deutsche Bildung zuträglich sei. Göthe erwiderte auf die bestimmte Antwort nichts, begab sich zu anderen Gästen, kehrte noch einmal zu Grillparzer zurück und nicht lange, so war die Gesellschaft entlassen. Grausam enttäuscht kehrte Grillparzer in sein Gasthaus zurück. Er war gekommen, um den Dichter des „Werther", des „Tasso", des „Faust" und der „Wahlverwandtschaften" zu sehen, das Höchste, was die Welt ihm bieten konnte. Und was schien er gefunden zu haben? Den Minister eines kleines deutschen Staates, welcher dem Oesterreicher, der zu Hause mit Ministern und großen Herren auf freundschaftlichem Fuße verkehrt hatte, nicht sonderlich imponirte. Er bereute fast, nach Weimar gegangen zu sein, und erinnerte sich an den Satz des alten Römers, daß die Majestät besser aus der Ferne wirke, denn in der Nähe. Die Postpferde wurden für Sonntag bestellt. Doch änderte sich noch

alles zum Guten. Am nächsten Morgen erschienen Kanzler Müller und Hummel, der seit 1819 als Capellmeister in Weimar wirkte und seinen Landsmann in unverfälscht Wienerischer Mundart begrüßte. Grillparzer machte dem Kanzler gegenüber kein Hehl daraus, wie sehr ihn Göthe enttäuscht habe. Müller entschuldigte und legte sogar die Steifheit Göthe's als Verlegenheit aus, die ihn Fremden gegenüber befalle. Während sie noch sprachen, traf eine Einladung Göthe's zum Diner für Sonntag ein. Daraufhin wurden die Pferde abbestellt und die Merkwürdigkeiten Weimars besehen, vor Allem Schiller's Wohnhaus. Mittags speiste Grillparzer bei Hummel und Abends hörte er die Oper „Euryanthe", die ihm schon in Wien mißfallen. Sonntags Vormittag fuhr er mit Müller und Hummel nach Belvedère und Tieffurth und begab sich dann zu dem Diner ins Göthe'sche Haus, wo sich eine gewählte Gesellschaft, lauter Herren, mit denen der Wiener Dichter schon bekannt geworden war, eingefunden hatte. Grillparzer schreibt über dieses zweite Zusammentreffen mit Göthe: „Als ich in's Zimmer vorschritt, kam mir Göthe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich kalt und steif gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tische ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstand beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich in's Speiszimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein und ich brach in Thränen aus. Göthe gab sich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskiren. Ich saß bei Tische an seiner Seite und er war so heiter und gesprächig, als man ihn, nach späterer Versicherung der Gäste, seit langem nicht gesehen hatte. Das von ihm belebte Gespräch ward allgemein, Göthe wandte sich aber oft auch einzeln zu mir. Was er aber sprach, außer einem guten Spaß über Müllner's „Mitternachtsblatt", weiß ich nicht mehr." Nach Schluß der Mahlzeit forderte ihn Göthe auf, des nächsten Tages wieder zu kommen, weil er ihn durch Schmöller für seine Sammlung von Zeitgenossen zeichnen lassen wolle. Montag Früh wurde Grillparzer im römischen Hause dem Großherzog vorgestellt und sprach mit ihm eine Stunde lang über die inneren

Zustände des Kaiserstaates. Hierauf begab er sich zu Göthe. Er fand ihn in seinem Gärtchen im langen Hausrocke, das Schirmkäppchen auf dem silberweißen Haupte, vom Alter schon etwas gebeugt, unendliche Ehrfurcht erweckend, ein Vater und König zugleich. Manch' bedeutendes Wort wurde zwischen den beiden Männern gewechselt. Der Meister sprach über die „Sappho" und Grillparzer's vereinsamte Stellung in Wien. Inzwischen erschien der Maler und bald war das Bild des Gastes aufgenommen. Hierauf zeigte Göthe seine Schätze: die Briefe Byron's, alles, was sich auf seine Bekanntschaft mit dem österreichischen Kaiserhause, dem er in Carlsbad näher getreten war, bezog, endlich das österreichische Privilegium gegen den Nachdruck seiner Werke. Auf's liebevollste entließ ihn Göthe. Im Verlaufe des Tages forderte der Kanzler Grillparzern auf, gegen Abend den Herrn Geheimrath wieder zu besuchen, er werde ihn allein treffen und sehr gut aufgenommen werden. Grillparzer ließ den Wink unbeachtet. Eine förmliche Scheu überkam ihn, mit dem großen Dichter allein zu sein; alles, was er ihm gegenüber äußern könnte, erschien ihm unbedeutend und nichtssagend, die Gegensätze der beiderseitigen Ansichten über Kunst und Leben zu groß; kurz, er erlag jener eigenthümlichen, unmännlichen Schwäche, die ihn hie und da befiel, wenn er sich Personen gegenüber befand, denen er Wohlwollen, Dankbarkeit oder Ehrfurcht schuldete. Er zog es vor, das Theater zu besuchen, war aber über das Stück ebenso wenig erbaut, als über die Schauspieler und das Publicum. Die kleine Stadt zeigte sich eben in All' und Jedem. So war die Gelegenheit, Göthen näher zu treten, versäumt. Dienstag Mittag speiste Grillparzer mit dem Kanzler, Regierungsrath Schmidt, Dr. Schütze und dem Landesdirectionsrath Töpfer, dem Freunde Göthe's, im „Erbprinzen" und machte dann Göthen den Abschiedsbesuch. Er wurde freundlich empfangen, man kam aber über die gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen nicht hinaus. Nachdem noch die Bibliothek besichtigt worden war, hatte er alle Merkwürdigkeiten kennen gelernt. Mittwoch am 3. October veranstaltete der geheime Regierungsrath Peucer zu Ehren des Gastes ein Abschiedsbankett im Schießhause, bei dem alle Kunstfreunde der Stadt anwesend waren. Göthe ließ sich durch seinen Sohn vertreten. Es

ging lebhaft her. Vielseitig sprach man den Wunsch aus, daß Grillparzer sich in Weimar niederlasse; nur an entscheidender Stelle hatte man geschwiegen, wohl aus Rücksicht für Göthe. Zum Dessert phantasirte Hummel auf dem Clavier. Er spielte hinreißend schön. Thränen der Freude liefen dem großen Musicus über die Wangen, als er sah, wie man im classischen Ilm-Athen an einem Oesterreicher doch endlich auch andere Gaben, als die der Musik schätzte. Gegen Abend stieg Grillparzer in den Reisewagen und fuhr über Jena, Coburg und Nürnberg nach München.

Wie die Weimarer Gesellschaft über Grillparzer urtheilte, davon zeugen mehrere Briefe. Peucer schreibt (am 3. October 1826) an Böttiger:[5]) „Grillparzer hat Göthen ungemein gefallen. In der That hat der Wiener Dichter hier Glück gemacht. Seine Gemüthlichkeit, sein reiner Sinn und bescheidenes Urtheil haben allgemein angesprochen.“ Kühler urtheilt Göthe. Er schreibt (am 11. October 1826) an Zelter:[6]) „Grillparzer ist ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein angeborenes poetisches Talent darf man ihm wohl zuschreiben; wohin es langt und wie weit es ausreicht, will ich nicht sagen. Daß er in unserem freien Leben etwas gedrückt erschien, ist natürlich. Der Bezug von Madame Schröder für „Medea“ hat mir eingeleuchtet.“ Der Altmeister ist unserem Dichter nicht gerecht geworden. Man sieht, es ist noch immer derselbe unendlich überlegene Standpunkt, von dem aus über Grillparzer geurtheilt wird, wie wir ihn in dem Briefe an Zauper gefunden haben.

Der Reisende war inzwischen an der Isar angelangt. München war damals noch nicht mit den Prachtbauten geschmückt, wie in späterer Zeit. Nur die Glyptothek war nach außen vollendet, im Innern arbeitete noch Cornelius an den Deckengemälden. Grillparzer kroch mit dem Meister auf den Gerüsten herum und bemerkt von ihm, er sei der einzige Maler, den er kennen gelernt, bei dem das deutliche Bewußtsein der Idee der Gediegenheit der Ausführung nicht im Wege gestanden. Auf sehr freundlichem Fuße verkehrte Grillparzer mit dem Minister Schenk, dem Dichter des „Belisar“; er nennt den Feind von Thiersch und Jakobs, den nachmaligen Urheber des Censuredictes von 1831, einen liebenswürdigen

Mann. Ob er mit dem Minister wegen einer etwaigen Stellung in München sich besprach, darüber sind wir nicht unterrichtet. König Ludwig übersah den Wiener Gast.

Viele Dinge hatte unser Dichter gesehen, geistvolle Menschen gesucht und gefunden, manchen Zwang und manche Fessel von sich gestreift, und doch mochte er ein stilles Behagen fühlen, als er den sicheren Boden der Heimat wieder unter seinen Füßen wußte. Grillparzer hat einmal die Frage aufgeworfen, was wir an Göthe hätten, wenn er mit dreißig Jahren Dichter geblieben und mit sechzig Jahren Minister geworden wäre. Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Das Gleiche ist der Fall, wenn wir fragen wollten: „Was wäre aus Grillparzer geworden, wenn er 1826 in Deutschland geblieben wäre?" Grillparzer war damals schon eine ausgeprägte Individualität, in all' und jedem fertig. Ob die freiere Atmosphäre Deutschland's dem dramatischen Dichter das feinsinnige, warme Publicum des Burgtheaters ersetzt und seiner Kunst das Siegel der Vollendung aufgedrückt hätte, darüber kann man getheilter Ansicht sein. So viel scheint mir gewiß: unter ganz neuen Verhältnissen zu leben, dazu bedarf es in reiferem Alter der Genügsamkeit oder eines energischen Willens. Sealsfield besaß einen solchen, Grillparzer nicht, darum kehrte er nach Wien zurück. Dazu kam, daß er bei aller Opposition gegen das Regierungssystem durch und durch Oesterreicher war. Die Heimat, die er im „Ottokar" so herrlich schildert, konnte ihm nichts ersetzen. So kehrte der Dichter von seiner Reise nach Deutschland zurück, an Erfahrungen reich, an Urtheil geläutert; der Oesterreicher mit seinen Vorzügen und Schwächen ist er geblieben und gerne geblieben sein Lebelang.

Grillparzer betrachtete es als eine Ehrensache, Göthen den Dank für die freundliche Aufnahme durch Zueignung eines neuen Drama's auszudrücken und mit dem festen Vorsatze, dem hypochondrischen Grübeln den Abschied zu geben, jedes Jahr ein Stück zu schreiben und in der Kunst theilweise einen Ersatz zu suchen für das, was ihm das Leben oder seine unglückliche Auffassung des Lebens versagte, gieng er daran, aus den vielen Vorwürfen, die er durchdacht und gegliedert im Kopfe herumtrug, einen passenden herauszusuchen, den „treuen Diener seines Herrn." Ein Jahr zuvor

war ihm die Sage, die uns ziemlich gleichlautend in verschiedenen Perioden der ungarischen Geschichte entgegentritt und die in allen ihren Varianten den gewaltsamen Rückschlag des magyarischen Adels gegen seine deutschfreundlichen Könige zeigt, näher getreten. Die Krönung der Kaiserin Carolina Augusta als Königin von Ungarn stand damals in Aussicht. Die hohe Frau hatte vor Kurzem entscheidend zu Gunsten des Dichters in das Räderwerk der Bureaukratie eingegriffen und so sagte Grillparzer gern zu, als ihn Graf Moriz Dietrichstein aufforderte, ein Stück zu schreiben, das bei den Festlichkeiten in Preßburg gespielt werden könnte. Doch als er die ungarischen Chroniken wegen eines Stoffes durchblätterte, da stellten sich tausend Bedenken ein, der passende Stoff fand sich nicht und die Krönung wurde am 25. September 1825 ohne das Schauspiel Grillparzer's vollzogen. Ein Vorwurf war ihm jedoch haften geblieben, die Historie vom Palatin Bancbanus. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland legte er sich den Stoff, den ihm Bonfinius gab, nach seinem Bedürfnisse zurecht und vollendete rasch das Werk. „Der treue Diener" passirte glücklich die Censur und wurde am 28. Februar 1828 auf dem Burgtheater unter großem Beifalle dargestellt, mit Madame Schröder als Gertrude, Fräulein Pistor als Erny, Anschütz als Bancban und Löwe als Herzog Otto. Der Kaiser, welcher der Vorstellung beiwohnte, ließ nach dem vierten Acte dem Autor durch den Grafen Czernin sagen, daß ihm das Stück sehr gefalle. Um so mehr überraschte es den Dichter, als er am nächsten Morgen zum Präsidenten der Polizeihofstelle vorgeladen und angegangen wurde, das Stück Seiner Majestät ganz und gar zu überlassen, d. h. die Zustimmung zu geben, daß dasselbe nicht mehr aufgeführt und auch nicht gedruckt werde. Fürwahr, das stärkste Ansinnen, das man an einen Künstler stellen kann! Ich weiß auch nicht, ob es ein andermal in der Geschichte gestellt worden ist. Grillparzer bedauerte, den Wunsch des Kaisers nicht erfüllen zu können und verschanzte sich hinter dem Vorwande, daß schon einige Abschriften von dem Drama in den Händen des Publicums seien. Darauf ließ man die Sache fallen und ertheilte auch bereitwillig das Imprimatur zum Drucke, als das Werk 1830 erschien. Das Stück verschwand nach der Juli-

revolution vom Burgtheater und wurde auf dieser Bühne bis October 1869 nur 32mal gegeben.

Warum „der treue Diener", ein nach dem eigenen Geständnisse des Verfassers bis zum Uebermaße loyales Drama, bei Hofe nicht gefallen, ist leicht zu errathen. Das schwere Unrecht, das dem Helden zugefügt wird, geht vom Königsthrone aus und ein Gottesurtheil straft die Urheberin des Frevels. Kaiser Franz, der einen praktischen Blick besaß, mochte wohl einsehen, daß eine derartige Verherrlichung der Unterthanentreue, ohne Rücksicht auf die künstlerische Form, schon in der Idee Widerspruch finden müsse, also dem Throne mehr schaden als nützen werde. Noch andere Gründe mochten vorhanden sein. In „Ottokar" hatte Grillparzer das Nationalgefühl der Czechen, so gieng die Sage, verletzt, im „treuen Diener" dem der Magyaren einen zu heftigen Ausdruck geliehen und damals begann man in der Staatskanzlei Angesichts des ungarischen Landtages von 1825 und 1832 und der sich allmälig aufrollenden Nationalitätenbewegung unruhig zu werden. Die ganze Sache zeigte klar, wie gewagt es im Kaiserstaate sei, Stoffe aus der österreichischen Geschichte auf die Bühne zu bringen.

Hatte der „treue Diener" oben nicht gefallen, so mißfiel er auch hie und da nach unten, und zwar wegen seines Helden und des von demselben vertretenen Grundsatzes der unbedingten, bis zur Selbstaufopferung, ja bis zur moralischen Selbstvernichtung getriebenen Pflichttreue. Die deutsche Kritik warf dem Stücke Servilismus [7]) vor und die öffentliche Meinung in Oesterreich stimmte zu gewissen Zeiten mit diesem Urtheile überein. Sogar das Hormayr'sche Archiv zeigte sich dem Werke gegenüber kühl. [8]) Solche Mißdeutung war bei uns im Vormärz möglich, der Vorwurf ist jedoch, so weit er Grillparzern betrifft, gewiß unbegründet. Der eigenthümlich ungezwungene, ja trauliche Verkehr, der in Oesterreich seit Alters her zwischen Fürst und Volk besteht, der dem Absolutismus Franz I. in den Augen der großen Menge das drückende benahm, macht uns einerseits Gedichte, wie das gewagte, von Grillparzer 1832 auf die Genesung Ferdinand's des Gütigen geschriebene, begreiflich und entlastet andererseits Kunstwerke, wie den „treuen Diener" im Vorhinein von dem Verdachte der Wohldienerei.

Das Problem des Stückes ist entschieden gesucht zu nennen; hat man aber einmal dessen Berechtigung zugegeben, so wird man die Meisterschaft, mit welcher der Dichter dasselbe durchführt, bewundern müssen. Die Fabel hat Aehnlichkeit mit „Emilia Galotti" und wie in allen Lucretia- und Virginiadramen, so müssen auch hier gewisse kleine Hilfsmittel angewendet werden: der Dolch, mit dem Erny ihre Ehre rettet und der Stahl, von dem unbeabsichtigt die Königin getroffen wird. Im Centrum der Handlung stehen eigentlich nur Gertrude, Erny und der Prinz, durchaus prächtige Figuren, namentlich die Königin, eine von glühendem Pulsschlag durchbebte Gestalt. Erny ist die Emilia Galotti in der Ehe. Bancbanus ist mit der größten Sorgfalt gezeichnet, der Charakter psychologisch unanfechtbar und von einer bewunderungswürdigen Durchsichtigkeit; aber der Mann ist doch nur ein Pedant,*) wenn auch Pedant in der Treue. Er leidet lieber Unrecht, als daß er Unrecht thut, das begreifen wir; aber er läßt auch andere Unrecht leiden, sein eigen Weib, wo er die Macht und die Pflicht hat, es zu verhüten und das verzeihen wir ihm nicht, denn das Höchste, was Jemand besitzt, ist ja doch die Mannesehre. Er rückt auch allmälig aus dem Kerne der Handlung, die mit dem vierten Acte nahezu geschlossen ist, und wird eine Art episodischer Figur. Grillparzer stand diesem Trauerspiele nach seiner Vollendung kühler gegenüber, als seinen früheren Schöpfungen. Er meint, es habe bei ihm kein inneres Bedürfniß befriedigt. Das mag richtig sein, schließt aber nicht aus, daß er in die Hauptfigur, wenn auch keine Apotheose seiner Dienstbarkeit als Staatsbeamter, so doch seine ganze Hingebung an sein Oesterreich als Mensch, Dichter und Staatsdiener hineinlegte. Gerade daß er vor kurzem daran gedacht, die Heimat zu verlassen, legte ihm nahe, jetzt nach seiner Rückkehr aus Deutschland jenem seltsamen, wunderbaren Zuge zu dem Boden, dem er entwachsen, zu den Menschen, in deren Mitte er die Jugend zugebracht und zu dem Kaiser, mit dem er und sein Volk Freud und Leid getheilt hatte, künstlerischen Ausdruck zu leihen. Das Stück war halb eine Abbitte dafür, daß er hatte gehen wollen, und insofern ist der Bancban eine Gestalt, die dem Dichter Buße predigt; halb aber eine Anklage gegen einen Staat, der seinen treuesten Die-

nern, und zu denen gehörte Grillparzer, so harte Proben auferlegte und sie, statt zu fördern und an den ihnen gebührenden Platz zu stellen, so oft im Großen und im Kleinen schädigte oder wenigstens beirrte. Als das Drama gedruckt vor ihm lag, da fand es Grillparzer zu roh und gewaltsam, vielleicht auch zu wenig deutsch, als daß er es hätte Göthen widmen können. Die Zueignung unterblieb. Ein weiterer Verkehr der beiden Dichter hat nicht stattgefunden.

Der „treue Diener" Grillparzer's ist nicht nur eine hochbedeutende dramatische Leistung, er ist auch ein nicht unwichtiges Blatt in der österreichischen Geschichte. Kommende Geschlechter werden aus dieser Figur, die in gewissem Sinne ein Repräsentant Grillparzer's, ja des Deutschthums im Kaiserstaate genannt werden kann, zu ihrer Verwunderung erfahren, wie selbstlos und bescheiden in ihren nationalen Anschauungen die Deutschen in Oesterreich im Jahre 1828 des Heiles gewesen sind.

In der Aglaja für 1828 erschien auch eine Novelle Grillparzer's: das Kloster bei Sendomir. Die Geschichte ist grell, die Charaktere sind mehr oder weniger schematisch gehalten. Uebrigens läßt es der Dramatiker an der erforderlichen Spannung nicht fehlen und die Erzählung der eigenen Schicksale durch die Hauptperson der Geschichte gibt der Handlung Leben und Gegenwart. Die Novelle ist ein Lückenbüßer. Wenn sie den Namen Grillparzer's nicht an der Stirne trüge, würde man auf ihn, als den Verfasser, nicht rathen. Desto bedeutender sind seine nächsten Schöpfungen: die „Hero" und der „Traum ein Leben".

Die „Hero" war kein neuer Stoff, wie denn Grillparzer überhaupt in jener Zeit auf alte Pläne zurückzukommen liebte. Schon 1821 hatte er sich mit demselben beschäftigt [10]) und ganz gegen seine Gewohnheit legte er sich jetzt das Materiale auf das sorgfältigste und genaueste zurecht. Das erste Manuscript zeigt einen ausführlichen Plan mit mannigfachen Fragen und Antworten und enthält Motivirungen der feinsten Art. Es folgen scenische Ausführungen, rasch hingeworfen, und dann wieder Entwürfe, die sich auf die Gruppirung des Ganzen beziehen. [11]) Nach diesen Vorarbeiten gieng es an die Ausführung. Wieder arbeitete er nach der Anschauung,

nur war es diesmal nicht der Kupferstich einer alten Chronik, der ihm die Gestalt gab, sondern das blühende Leben. Das Manuscript der Vorarbeit enthält folgende Notiz: „Im dritten Acte zu gebrauchen, wie damals Charlotte, als sie den ganzen Abend wortkarger und kälter gewesen, als sonst, beim Weggehen in der Hausthüre das Licht auf den Boden setzte und sagte: ich muß mir die Arme frei machen, um dich zu küssen. Nicht gerade die Begebenheit soll dort Platz finden, sondern die Gesinnung, die Gemüthsstimmung.“ „Des Meeres und der Liebe Wellen“ wurde vollendet, im Frühjahr 1831 eingereicht [12]) und am 5. April 1831 mit Julie Gley als Hero, Fichtner als Leander, Anschütz als Oberpriester und Ludwig Löwe als Naukleros auf dem Burgtheater gegeben. Die ersten drei Acte fanden Beifall, die beiden letzten ließen kühl. Das Stück fand unter allen bisherigen Dramen Grillparzer's die schwächste Theilnahme bei dem Publicum. Es wurde nur viermal zur Darstellung gebracht und erst 20 Jahre später von Laube wieder in das Repertoire aufgenommen; bis zum Mai 1875 ist es 41mal auf dem Burgtheater aufgeführt worden.

Der Dichter hatte bei der „Hero“ mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der scheinbar epische Stoff ist dem Zuschauer im Vorhinein geläufig, die Verwicklung nichts weniger als spannend, die Handlung bewegt sich innerhalb des engsten Rahmens, die Form ist so geschlossen und streng, daß jedes Beiwerk fehlt, und doch ist „Hero und Leander“ das schönste Liebesdrama der deutschen Literatur, Hero die schönste Gestalt, so der Dichter geschaffen. Wie in den „Argonauten“ und in der „Esther“, so reicht auch in „des Meeres und der Liebe Wellen“ ein Augenblick hin, das Herz der Heldin der Liebe zu erschließen. Der eine Blick an Hymen's Altar hat entschieden und, was dämmernd und unbewußt im Gemüthe verborgen lag, das tritt bald mit dämonischer Gewalt zu Tage, macht blind gegen Pflicht und Gefahr und stürzt die Liebenden jählings in's Verderben. Der Höhepunkt der Handlung liegt in dem bewunderungswürdig schönen dritten Acte, über den hinaus eine Steigerung nicht leicht möglich ist und doch hat der Dichter gerade die beiden letzten Acte mit der eigenthümlichsten Durchempfindung, jedoch nur der Hauptperson, geschrieben. Ohne daß das Stück aufhört, echt

dramatisch zu sein, Zeugniß deß die jetzt scharf hervortretenden Figuren des Priesters und des Tempelhüters, ruhen wir im vierten Acte von dem Affecte der Leidenschaften aus und verweilen gern bei dem träumerischen, sensuellen Wesen der Hero. So ist der vierte Act mit seiner Retardirung die nothwendige Ergänzung zum Gefühls-sturme des dritten. Grillparzer war stets sein strengster Richter. Manches war ihm an dem schönen Stücke, dessen Stoff ihn ungemein anzog, nicht recht. Die Fehler fand er im vorletzten Acte, aber leider in der Art, daß sie nicht wegzuschaffen waren. Er sagt, das pflege immer so zu gehen, wenn man an einem in früherer Zeit unreif, aber warm gedachten Plane später bei der Ausführung ändere oder Umstellungen vornehme. Er entschuldigt sich mit den Worten: Man kann eben nicht nicht immer alles, was man will.

Gleichzeitig mit „des Meeres und der Liebe Wellen" übergab Grillparzer noch ein zweites Drama Schreyvogeln zur Aufführung auf dem Burgtheater, den „Traum ein Leben". Seit der erste Act von „des Lebens Schattenbild", der sich in Darstellung und Versform ganz an die „Ahnfrau" anschloß, im Drucke erschienen, war ein Jahrzehnt vorübergegangen. Als den Dichter Calderon und Lope wieder mehr anzogen, suchte er nach Vollendung der „Hero" das Bruchstück wieder hervor und brachte das Werk mit Beginn des Jahres 1831 zu Ende. In einer Anwandlung von Selbstironie nannte er den „Traum ein Leben" ein Spectakelstück, mit welchem Namen man damals z. B. die Holbein'schen Ritterstücke bezeichnete. Schreyvogel war über die neueste Schöpfung des Freundes gar nicht erbaut. Er wußte nichts damit anzufangen und zweifelte an der Möglichkeit einer Wirkung auf dem Theater, welche Wirkung bei Grillparzer völlig ausgemacht war, denn, wie er in der Autobiographie bemerkt, hatte er den „Traum" doch aufführen gesehen, als er ihn schrieb. Den trefflichen Dramaturgen mochte die Neuheit der Idee abschrecken, oder es störte ihn der Titel, da er ein Seitenstück zu Calderon's „Leben ein Traum" zu verheißen schien, welches Werk West für die deutsche Bühne so vortrefflich bearbeitet hatte. Auch gefiel ihm der Beisatz „Spectakelstück" nicht. Das ließ sich rasch ändern; auf Bauernfeld's Rath setzte man dafür „dramatisches Märchen." Da Schreyvogel noch

immer zögerte, zog Grillparzer endlich das Stück zurück und ließ es liegen. Damals stand Bauernfeld dem Dichter nahe. Ihm übergab Grillparzer nach Schreyvogel's Tode das Werk zur Lectüre. Dem bühnengewandten Comödiendichter, der auf diesem Gebiete bald die erste Stelle in Deutschland einnehmen sollte, entgieng die Gefährlichkeit der Aufführung des phantastischen Stückes nicht und die große Schwierigkeit, dasselbe in Scene zu setzen, allein von seinem dramatischen Instincte ebenso, wie von seiner Verehrung für Grillparzer geleitet, rieth er zur Aufführung. Hatte doch Raimund mit seiner Zauberposse den Geschmack des Publicums vorbereitet und der „Bauer als Millionär" 1826 die Wiener entzückt. So übergab denn Bauernfeld mit Zustimmung des Dichters das Drama im Januar 1833 dem Vicedirector des Burgtheaters Deinhardstein. Der Mann, in allem ein Gegenbild des trefflichen Schreyvogel, nahm es an, vielleicht gerade deßhalb, weil es seinem Vorgänger nicht gefallen hatte. Deinhardstein konnte sich hiebei sehr billig auf den Förderer der classischen Literatur spielen und er äußerte auch zu Bauernfeld, es sei wünschenswerth, daß Grillparzer, der die Lust am Produciren verloren zu haben scheine, durch einen günstigen Theatererfolg wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit erweckt werde. Doch blieb das Stück, Dank der Trägheit des neuen Directors, noch ein Jahr und neun Monate liegen, bis es endlich am 4. October 1834, trefflich inscenirt, mit Löwe als Rustan und La Roche als Zanga aufgeführt wurde. [13]) Anschütz schildert uns in nachfolgendem den Eindruck der ersten Vorstellung auf die Zuschauer: „Nachdem der erste Act sehr anregend gewirkt, setzten das bunte Getriebe, der rapide Wechsel und die sich fast überstürzenden Situationen der Traumacte das Publicum in Verwunderung. Es wurde todtenstille im Hause; die letzten gewaltsamen Momente des Traumes verbreiteten schon den unruhigen Eindruck der Unwahrscheinlichkeit. Da stürzt Rustan von der Brücke in das nasse Grab und zugleich liegt er auf seinem Ruhebette; er stöhnt, er windet sich, die drohenden Gestalten verschwinden und von Entsetzen gepeitscht springt der Erwachende vom Lager. „Ein Traum!" murmelt es durch den Zuschauerraum; man besinnt sich, erkennt, empfindet und ein Beifallssturm durchbebt das Haus, daß

der Darsteller inne halten muß. Der Erfolg war entschieden und als der Vorhang niederrauscht, erschallt der Name Grillparzer von allen Lippen." Der Verfasser gab übrigens selbst zu, daß man wohl nur einmal eine solch' kühne Form wählen dürfe. „Der Traum ein Leben" blieb ein Lieblingsstück der Wiener. Bis Weihnacht 1834 wurde er vierzehn Mal bei gedrängt vollem Hause aufgeführt, und der Dichter erhielt deßhalb von der Direction des Burgtheaters außer dem Honorare von 100 Ducaten noch nachträglich eine Remuneration. [14]) Bis October 1875 ist das Märchen 81mal auf dem Burgtheater gegeben worden, also verhältnißmäßig am öftesten unter allen Dramen Grillparzer's.

Und wie verhielt sich die Wiener Kritik zur „Hero" und zum „Leben ein Traum"? Das von Ridler herausgegebene „österreichische Archiv", eine neue Folge des „Hormayr'schen Archives", brachte in seinem ersten Jahrgange (1831) eine Recension von Feuchtersleben über des „Meeres und der Liebe Wellen". [15]) Die Beurtheilung ist rücksichtsvoll, der Charakter der Hero wird ein Meisterstück genannt, der dritte Act und die Diction hervorgehoben, aber dabei bemerkt, daß die bloß sinnliche Leidenschaft, an der die Liebenden zu Grunde gehen, in uns nicht den vollen Eindruck des Tragischen mache. Und wenn die lyrischen Stellen poetisch und ergreifend genannt werden, so klingt das wie ein Vorwurf, als ob dem Werke der dramatische Nerv fehle. Diese Ansicht Feuchtersleben's über die Hero entsprang nicht am Ende einem flüchtigen Urtheile. Fünf Jahre später sagte er in einem Aufsatze über die moderne poetische Literatur: [16]) „Leben! Das verlangen wir vom Dramatiker. — Eine Oase in unserer Dramenwüste stehen Grillparzer's lebendige Schöpfungen da. Von der „Ahnfrau" bis zum „Treuen Diener seines Herrn", — alles wahr, bedeutend, erlebt." Man staunt unwillkürlich! Die „Hero" wird als eine schier verfehlte Schöpfung übergangen. So wenig vermochte sich auch ein hochgebildeter Geist in die Schönheiten des Werkes hinein zu denken. Wenn irgend, so paßten auf die damalige Zeit die Worte, welche Schiller am 26. Juli 1800 an den Philologen Süvern richtet: „Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitalters und mit einer ge-

meinen Denkart zu ringen; sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen."

Wie über die „Hero" in Wien zwischen Publicum und Kritik Uebereinstimmung herrschte, so auch über den „Traum ein Leben". Das Stück gefiel den Wienern und fand Beifall bei der Kritik. Die Blätter brachten zumeist enthusiastische Berichte über dasselbe. Der geistvolle Witthauer nannte es in der „Wiener Zeitschrift" ein Dichterwerk, das in seinem Ganzen wie im Einzelnen groß und schlackenlos dastehe, ein würdiges Denkmal seinem Urheber, eine feste Staffel zur Unsterblichkeit.[17]) Daß sich auch der gewisse kleine Recensent wieder einfand, der, sich als den Wächter der classischen Kunst und der guten Ueberlieferungen des Burgtheaters hinstellend, nein sagte, weil die andern bejahten, wird nicht überraschen. Diesmal hieß die typische Figur Franz Pietznigg, Redacteur der kleinen Monatschrift „Mittheilungen aus Wien". Pietznigg schrieb seit 1827 unter dem Falschnamen Ermin Theaterreferate für den „Sammler" und hatte als solcher über den „treuen Diener" recht unverständige Bemerkungen gemacht,[18]) welche die Entrüstung Grillparzer's erregten. Jetzt, im Jahre 1834, ließ er im „Sammler" in der Recension des „Traum ein Leben" zwischen den Zeilen lesen,[19]) daß der Dichter am besten thäte, die moral tragique seines Märchens, wornach der Mensch nicht nach ungemessenem Ruhme und ungezügelter Begierde streben solle, auf sich selbst anzuwenden. Außerdem brachte er im Octoberhefte der „Mittheilungen" einen „geschichtlichen Beitrag zur Würdigung des neuesten Grillparzer'schen Stückes" und suchte nachzuweisen, warum das Stück so sehr gefallen und daß es eigentlich nicht hätte gefallen sollen.[20]) Der „Beitrag" des warmen Kopfes strotzte von Irrthum und fand an Bauernfeld einen schnellen Richter.[21])

So hatte Grillparzer im Jahre 1831 zwei dramatische Werke der deutschen Bühne übergeben, deren eines in seiner Vaterstadt vollständig durchgriff, während das andere sich vorerst kaum des Beifalls der besten seiner Zeit erfreute. Seit der „Medea" hatte er aufgehört, eine verläßliche Stütze des deutschen Repertoirs zu sein,

die Censur aber nicht wenig zur Verlangsamung seiner Production beigetragen. Seine Stücke erschienen in größeren Zwischenräumen und gegenüber der unendlichen Fruchtbarkeit Raupach's, von dem im Jahre 1831 das Berliner Hoftheater fünf neue Stücke zur Aufführung brachte, konnte die sprödere Muse Grillparzer's nicht aufkommen. Jetzt schien eine neue productive Zeit für ihn gekommen zu sein. Er stand auf der Höhe des Lebens und auf der Höhe der Kunst, seine Werke umgab bei aller künstlerischen Reife der Zauber der Jugend. Das 40. Lebensjahr, fatal für die Frauen in allen Ländern und, wie es heißt, für die Männer in Deutsch-Oesterreich, hatte mit reichem Segen den Poeten überschüttet. Und was folgte diesem gewaltigen Schaffen? Nach längerem Schweigen ein Werk, das nach der Ansicht vieler Zeitgenossen die Spuren der Ermattung des Dichters und des Alters in deutlichen Zeichen an sich trug. Diese Thatsachen bedürfen einer Erklärung.

Grillparzer war keineswegs ein forcirtes Talent, von dem man etwa sagen könnte, es sei frühreif gewesen und in Folge dessen auch zeitig gealtert. Aber die Poesie war bei ihm keine Magd, die regelmäßig ein- und ausging, sie war ein seltener und vornehmer Gast, der oft lange fern blieb, aber den Dichter ganz und voll beherrschte, wenn er ihn in der richtigen Stunde traf. Grillparzer bedurfte immer starker Eindrücke, er bedurfte, so sonderbar dies von dem alten griesgrämigen Junggesellen, als den ihn unser Geschlecht kennt, klingen mag, des Urbilds der Schönheit, des Weibes, um in seinem innersten Wesen ergriffen zu werden. Und dieser Zustand war es dann, in dem seine besten Werke gediehen.

Göthe hat sich bei Gelegenheit seines Besuches in Münster im Jahre 1792 über den Begriff der Schönheit folgendermaßen geäußert: „Das Schöne sei, das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduction angeregt uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen.“ Der Satz enthält die feinsinnige Beobachtung eines großen Dichters und erklärt uns zum Theile das poetische Schaffen Grillparzer's. So oft ein schönes Frauenbild in das Leben des Mannes eingriff, Glück oder Unheil bringend, so oft war die Poesie mit ihrem Segen

und ihren Schmerzen da. Grillparzer hatte nach seiner Rückkehr aus Deutschland noch einmal alle Phasen einer heftigen Leidenschaft durchgemacht, die ihn in dem Innersten seiner Seele ergriffen. Der Gegenstand derselben war jenes räthselhaft dämonische Wesen, dem einzelne Gedichte (Nr. 6, 8 und 9) der „Tristia ex Ponto“ gelten, die um 1827 entstanden sind. Grillparzer lernte die Dame als Mädchen von 16 Jahren kennen, verlor sie wieder aus den Augen und traf sie nach längerer Zeit als Gattin eines der angesehensten Maler Wiens. Die Ehe war eine unglückliche, der Mann bei all' seiner Kunst ohne jeglichen Adel der Gesinnung. Das hochbegabte Weib, eine echte Künstlernatur, voll Leidenschaft, Weltverachtung und Trotz, suchte Trost bei dem Dichter. Grillparzer liebte Frau D. mit aller Gluth seines Herzens, konnte sich aber nicht verhehlen, daß der Gegenstand seiner Neigung auch bei ihm nicht glücklich sei und in der neuen Verbindung nur zu rasten gedenke. Der Göttertrank der Liebe war ihm von dem schönen Weibe nochmals credenzt worden, aber jähe, und der Becher verschwand vor seinen Lippen, ehe er ihn zur Hälfte geleert. Grillparzer schwankte zwischen den Gefühlen der glühendsten Hingebung und bitterem Tadel der seltsamen Eigenschaften dieser Frau. Wie schwer litt er darunter! Die Elga im „Kloster bei Sendomir“ scheint einige Züge der Frau D. zu haben. Nun wird uns auch die Bemerkung verständlich, welche Grillparzer über die Entstehung der „Hero“ macht, wenn er sagt: „Eine wunderschöne Frau reizte mich, ihre Gestalt, wenn auch nicht ihr Wesen, durch alle diese Wechselfälle durchzuführen.“ Welch eine Kluft trennt hier Dichtung und Wahrheit! Das Urbild der „Medea“, die verschmähte Frau P., die gerade 1827 starb, war bitter gerächt! So mächtig wie diesmal hat die Liebe Grillparzern nicht mehr ergriffen, mochte sie ihm auch noch hie und da die Falten von der Stirne küssen. Die Jugend kommt nicht mehr. Die Leidenschaft war bei dem Dichter, wie bei vielen bedeutenden Menschen, die Quelle des Großen und Erhabenen gewesen; mit ihr schwand nicht die Poesie, wohl aber litt die Frische und Unmittelbarkeit derselben. Das sturmbewegte Leben hatte ein Ende, Glück und Leid, beides begrub der Mann in dem stillen Winkel seines Herzens und lebte von Zeit zu Zeit ihrer Erinnerung. Nicht mehr beherrschte ihn dämonisch seine

gluthsprühende Phantasie; der kalte, sichtende Verstand hatte Recht behalten und äußerte sich mitunter in ätzender Schärfe. Wir sind an einem Wendepunkte der Entwicklung Grillparzer's angelangt.

VI.

Mehrere Ereignisse von Bedeutung drängen sich nach 1831 im Leben des Dichters; sie betreffen seine amtliche Laufbahn und die Leitung des Burgtheaters. Der Autor der „Hero" war noch immer Concipist der allgemeinen Hofkammer und stand als solcher tief unten auf der Leiter der Beamtenhierarchie. Er bezog neben dem systemisirten Gehalte noch eine Zulage von 400 Gulden, obwohl er noch bei Lebzeiten Stadion's aus dem Präsidium geschieden war. Im Ministerium vorwärts zu kommen, dazu fehlte seit Stadion's Hinscheiden alle Aussicht; man scheint ihn dort für den ersten Dichter unter den österreichischen Finanzbeamten gehalten zu haben, aber auch für nichts mehr. Und Grillparzer klagte wieder, daß er deßhalb übergangen werde, weil ihm sein literarischer Ruhm im Wege stünde. Die Behörde, wie der Subalternbeamte, beide mochten nicht ganz Unrecht haben. Im Jahre 1818, als Grillparzer in Italien mit Kaiser Franz reiste, hatte man gemeint, die schöne Zeit sei für Oesterreich angebrochen, wo der Dichter mit dem König gehe. Wie schnell war der Traum verflogen! Der Mann hielt eben bei all' seiner Staatstreue und Vaterlandsliebe während seines ganzen Lebens an dem Grundsatze fest, daß die Kunst sich nicht zur Dienerin des Staates erniedrigen dürfe. Den idealen Gütern der Menschheit war aber die Zeit Kaiser Franz I. nicht hold und Grillparzer, trotz seiner herrlichen Schöpfungen, ungefüge in mancher Richtung, schien sogar die Kreise der Staatsmänner zu beirren und wurde dadurch unbequem, auch deßhalb, weil der k. k. Hofconcipist, diese europäische Celebrität, ein stillschweigender Vorwurf für die österreichische Regierung war. So traf es sich gut, daß im Jahre 1831 durch den Tod Megerle's von Mühlfeld die Directorstelle im Archive der allgemeinen Hofkammer erledigt war. Grillparzer bewarb sich

um dieselbe und erhielt sie am 23. Januar 1832. Man hat so oft von seiner Bescheidenheit gesprochen, hätte aber besser Zurückhaltung sagen sollen. Wenn irgend jemand, so war er seines Werthes sich voll und ganz bewußt. Wenn er sich selbst nie genug that und stets sein strengster Richter war, so richtete er nicht minder streng, oft bis zur Härte, die Andern und legte ihre Werke und Thaten gerne auf seine Goldwage, wo sie, entgegengehalten seinen Leistungen, zumeist federleicht in die Höhe schnellten. Unfähigkeit und Schlechtigkeit haßte und verachtete er, mochte sie sich auch an hoher Stelle breit machen. Grillparzer's Gesuch um die Archivdirectorstelle ist viel zu charakteristisch, als daß wir nicht einige Stellen aus demselben anführten, zumal sich dieselben noch in andern amtlichen Schriftstücken von seiner Hand finden, mithin der Ausdruck der vollsten Ueberzeugung des Mannes sind. Er sagt unter anderem: „Ich habe ein Recht auf einige Berücksichtigung. Ruhmredigkeit war nie der größte meiner Fehler. Meine äußere Stellung wäre eine andere, wenn ich verstanden hätte, allfällige Verdienste immer in gehöriger Evidenz zu halten. Aber seinen eigenen Werth verkennen, ist die Sache der Schwachherzigen und der Thoren. Ich habe durch literarische Arbeiten meinem Vaterlande Ehre gemacht und darf daher wohl, wenn Jedermann in der Schuld seines Vaterlandes ist, auch dieses letztere als ein wenig in der meinigen betrachten. Andere Staaten haben Akademien, literarische Stellen und Gehalte mancherlei Art als Belohnung literarischer Verdienste; Oesterreich hat, vielleicht mit Recht, dergleichen nicht. Die Verbindlichkeit, die anderswo ein einzelnes Institut betrifft, fällt daher bei uns dem Allgemeinen zu. Glücklicherweise ist jene Zeit der Beamten-Pedanterie vorüber, wo jeder einzelne Geschäftszweig für sich eine abgeschlossene Insel ohne Zusammenhang mit den übrigen materiellen und geistigen Interessen des Ganzen bildete. Auch die hochlöbliche Hofkammer gehört daher gewissermaßen in den Kreis meiner Ansprüche. Derlei Ansprüche können sich natürlich nie so weit erstrecken, daß sie ein Recht zu Anstellungen geben, die der Impetrant zu versehen nicht im Stande ist. Aber eben deßhalb habe ich mich um die gegenwärtige Stelle in die Bewerbung gesetzt, die ich zu versehen allerdings im Stande bin und ich darf es wohl sagen — keiner meiner Mitbewerber so

gut, als eben ich ..... Da die Archivdirectorstelle meine letzte Aussicht, einen Beförderungs-Abschluß für ein ganzes Leben bildet, darf ich wohl noch hinzufügen, daß mir die Verleihung dieser Stelle nur dann wünschenswerth erscheinen würde, wenn damit jene Genüsse verbunden blieben, die Megerle v. Mühlfeld bezog und gleich bei Erlangung der Stelle erhielt." [1]) Man sieht, die Sprache des Beamten seiner vorgesetzten Behörde gegenüber ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Als Director des Hofkammer-Archives bezog Grillparzer einen Gehalt von 1500 Gulden und 300 Gulden Quartiergeld. Ein Antrag der Hofkammer, dem neuen Archiv-Director dieselben Bezüge wie seinem Vorgänger Mühlfeld, nämlich 2000 Gulden zu gewähren, wurde abgelehnt, ungeachtet Grillparzer zu diesem Behufe eine Audienz bei Kaiser Franz genommen; nur das erreichte er im nächsten Jahre, daß man ihm das Quartiergeld in den Gehalt einrechnete. Gerson Wolf hat in einer kleinen Monographie dargethan, [2]) wie ernst Grillparzer seine Stellung als Vorsteher des zweitgrößten Archives in Oesterreich auffaßte, so wenig Befriedigung dieselbe ihm auch gewährte. Nach dem Standpunkte der Archivverwaltungen jener Zeit beschränkte er sich darauf, den seiner Obhut anvertrauten Urkundenschatz zu verwahren und zu ordnen. Die Gelehrten, welche das Archiv wegen ihrer Studien aufsuchten, empfieng er gerade so liebenswürdig d. h. unliebenswürdig, wie das in derlei Anstalten noch vor einem Menschenalter überall Sitte war.

Im Januar 1834 wurde durch den Tod Ridler's die Stelle des Vorstehers der Wiener Universitäts-Bibliothek frei und Grillparzer bewarb sich um dieselbe, da die Atmosphäre dieser Anstalt ihn natürlich mehr anmuthen mußte, als die moderigen Fascikel, von denen er sich im Archive umgeben sah. Obwohl das angestrebte Amt nur um ein Geringes besser dotirt war, als die Archiv-Directorstelle, wurde das Ansuchen abschlägig beschieden. Den Nahrungssorgen war Grillparzer natürlich entrückt, die Honorare Wallishauser's floßen noch immer, wenn auch schon spärlicher; aber gezwungen, die Familie seines Bruders zu unterstützen, war er in der That mit Glücksgütern nicht viel mehr gesegnet, als die übrigen deutschen Poeten. Es ist wohl wahr, nicht in den Glücksgütern,

nicht in dem Ruhme oder Nachruhme, sondern wodurch man diesen erlangt, also in der Arbeit liegt der höchste Lohn alles menschlichen Thuns. Etwas mehr des irdischen Segens hätte aber gewiß unserm Dichter nicht geschadet.

Wie Grillparzer, so erfuhr auch das Burgtheater, mit dem er seit seiner „Sappho" unauflöslich verknüpft war, in jener Zeit tief eingreifende Veränderungen. Die Jahre 1820—30 waren die Glanzzeit dieser Bühne. Sie besaß eine Reihe ausgezeichneter Künstler für alle Fächer, durch langjähriges Zusammenspiel zu einer Einheit verschmolzen, und selbst die Schauspieler mindern Ranges waren auf's Beste eingeschult in einem Repertoire, das aus den Meisterwerken des deutschen, englischen und spanischen Drama's bestand. Wenn Tieck die Burg, deren Vorstellungen er im Jahre 1825 auf seiner Durchreise nach Italien besuchte, nur im Fache des Lustspieles unübertrefflich fand, so ward doch auch die hohe Tragödie nirgends anders in Deutschland so gut dargestellt, als hier. Im Auslande wußte man es wie in Wien, daß die Anstalt Schreyvogeln ihre Höhe zu danken habe. Dieser genoß denn auch das vollständige Vertrauen Stadion's und Dietrichstein's, und als der Oberstkämmerer Graf Czernin 1826 die unmittelbare Leitung des Theaters übernahm, änderte sich vorerst nichts in der Stellung des Dramaturgen. Czernin war ein schroffer und herrischer Chef, dazu des Glaubens, daß es in ganz Oesterreich keinen Mann gebe, der sich auf Kunstangelegenheiten so gut verstehe, als er; Schreyvogel dagegen kein Hofmann, nicht selten ironisch, im Alter ein Hypochonder. Eine Sachlage, die nichts Gutes verhieß. Solange Hofrath Mosel Director des Hoftheaters war, vermittelte er als gewandter Diplomat den oft schwierigen Verkehr zwischen dem Oberstkämmerer und dessen Untergebenem, und letzterer konnte Stücke in der Burg aufführen, wie „Fiesko", „Tell", die bis dahin durch die Censur von dieser Bühne fern gehalten worden waren. Das änderte sich im Jahre 1829, als Mosel zum ersten Custos der Hofbibliothek ernannt und seine Stelle bei den Hoftheatern vorläufig nicht besetzt wurde. Schreyvogel verkehrte jetzt unmittelbar mit dem Grafen. Es kam zu Reibungen, welche sich im Anfange noch beilegen ließen, doch konnte Jedermann schon damals voraussehen, was sich im Jahre 1832 zutrug.

Auch in anderer Hinsicht war das Jahr 1829 für das Burgtheater nicht glücklich. Madame Schröder, obwohl durch Vertrag an Wien gebunden, gieng ohne Urlaub nach Deutschland und verblieb daselbst. Sie wurde nicht ersetzt und war nicht zu ersetzen. Sophie Müller, die tragische Liebhaberin, lag ferne gehalten von der Bühne, die ihre Triumphe gesehen, auf dem Siechbette und starb am 20. Juni 1830 zu Hietzing in der Blüthe der Jahre. Es giebt Zeugniß von dem Geiste dieser großen Schauspielerin, daß sie Aufzeichnungen über dramatische Kunst und Memoiren hinterließ, die Mailath zu veröffentlichen versprochen, aber meines Wissens nicht veröffentlicht hat. Nachdem die Schröder durch die unaufhaltsame Zeit dem jüngeren Rollenkreise entrückt war, gab Sophie Müller die schönen, liebeglühenden Frauen Grillparzer's, die Bertha und Kunigunde. Im Jahre 1830 trat Madame Wilhelmine Korn, erst 43 Jahre alt, in den Ruhestand. Unvergleichlich im feinen Lustspiele, war die sinnige Frau auch bewunderungswürdig als Melitta und geradezu das Vorbild dieser Rolle. So wurde das Repertoire der Tragödie sehr gestört, besonders litten darunter die Grillparzer'schen Stücke; konnten sich doch die Wiener viele Gestalten derselben nicht anders verkörpert vorstellen, als in den genannten Frauen. Julie Gley, der Zögling der Dresdener Schule, war keine ebenbürtige Nachfolgerin der Sophie Müller; das erwies sich verhängnißvoll schon in der nächsten Zeit für das Schicksal der Hero. Noch ein ander Moment kömmt in Betracht. Solch' große Künstlerinnen, begeisterte und begeisternde Naturen üben auch einen nicht unbedeutenden Einfluß auf des Dichters Production aus. Nicht daß Grillparzer den Schauspielerinnen die Rollen auf den Leib geschrieben hätte, aber, wie jedes naive Genie, war auch er in seiner Kunst abhängig von der Erfahrung, vom Leben.

Noch ein größerer Verlust traf die Schöpfung Kaiser Josef's, die Entlassung Schreyvogel's. Vor Kurzem, im September 1830, hatte ihn Bauernfeld in einem formvollendeten Gedichte, das in Wien viel Aufsehen machte, gefeiert. Es ruht auf den schönen Verszeilen ein Strahl der Julisonne, die, von Frankreich ausgehend, verstohlen durch die Gitter lugte, hinter denen der Geist in Oesterreich gefangen lag. Und der Mann, der in den neunziger Jahren der An-

hängerschaft jakobinischer Lehren verdächtigt worden war, mochte wohl jetzt die gewaltigen Ereignisse jenseits des Rheines als Boten einer neuen Zeit für sein Vaterland betrachten. Wie bald sollte er erfahren, daß dort noch der alte Geist spucke! Der große Dramaturg und Kunstrichter, der Bearbeiter des „Leben ein Traum“, der „Donna Diana“ und des „Don Gutierre“, der „Tochter der Luft“, des „Landmädchens“ wurde wie ein alter Souffleur jählings aus seinem Theater fortgeschickt und pensionirt, weil er endlich einmal, der ewigen Nergeleien und Plackereien müde, seinem Chef, dem Grafen Czernin gesagt hatte: „Excellenz! das verstehen Sie nicht.“ Natürlich konnte der 64jährige Mann ohne sein Burgtheater nicht leben. Am 13. Mai 1832 wurde er pensionirt, am 28. Juli desselben Jahres starb er an der Cholera, im Leben und Sterben ein Philosoph. Die Wiener Blätter erwähnten unter dem Drucke der Censur seines Hinganges mit keinem Worte. Er wurde auf dem Währinger Friedhofe begraben und Grillparzer schrieb auf den Stein, der die Ueberreste des geschiedenen Freundes deckte, die kurzen Worte: „Hier liegt Thomas West, Carl August West und Josef Schreyvogel. Drei Namen, bezeichnend nur einen Mann, aber einen völligen. Stand Jemand Lessing nahe, so war er es.“ Zedlitz widmete ihm 1835 in Kaltenbäck's Zeitschrift einen warmen Nachruf.[3])

Grillparzer verlor an Schreyvogel einen treuen Freund und einen gleichgesinnten, verständnißvollen Geist. Daß man auch nicht einen Augenblick daran dachte, den Dichter der „Medea“ und des „Ottokar“ zum Nachfolger des Dramaturgen zu bestellen, bedarf erst keiner Erwähnung. Deinhardstein, eine echte Phäakennatur, ohne Grundsätze, servil und jovial und bequem bis zum Uebermaße, wurde Vicedirector des Burgtheaters. „Immer lustig“ war die Devise des Mannes. Wenn nicht Raupach und Halm mit ihren Stücken an die Thore des Burgtheaters gepocht hätten, so wäre unter Deinhardstein dort keine Thräne vergossen worden. Und der Geschmack des neuen Directors stimmte ganz auffällig mit dem der hochadeligen Logenabonnenten überein. Doch nach drei Jahren machte Graf Czernin in einem allerunterthänigsten Vortrage die Anzeige, „daß er die unmittelbare Leitung der Verwaltung des Hoftheaters aufgegeben und die Leitung provisorisch Deinhardstein übertragen habe, ob-

wohl er an diesem alle Eigenschaften, welche zu einem solchen Amte erforderlich seien, vermisse, und Deinhardstein keine Bürgschaft für die gute Bestellung des Theaters weder in artistischer noch in finanzieller Hinsicht biete.“ Eine Selbstanklage des obersten Kämmerers in bester Form! Am 30. März 1835 war das erwähnte Schriftstück abgegangen, und am 6. April wurde — man höre — der Oberst-Küchenmeister Landgraf Fürstenberg zum Director des Hofburgtheaters ernannt, Deinhardstein blieb Dramaturg und Vicedirector und Czernin behielt die oberste Leitung! Erst im Jahre 1841 wurde Deinhardstein seines Postens enthoben und zum Censor gemacht, zu welcher Stelle er durch seine Abneigung vor jeder Lectüre wie geschaffen war.

Zunächst schien die Aenderung, die 1832 in der Leitung des Burgtheaters vor sich gieng, für Grillparzer ohne Nachtheil zu sein und dem „Traum ein Leben“ kam die neue Aera sogar zu Gute; doch war es ein Zeichen der Zeit, daß in demselben Jahre 1834, in welchem der „Traum ein Leben“ 14 mal gegeben wurde, kein anderes Stück Grillparzer's über die Bretter des ersten deutschen Theaters gieng.

Während sich diese Dinge zutrugen, hatten die Beziehungen Grillparzer's zur Wiener Gesellschaft einen angenehmen Wechsel erfahren. Jahre waren verfloßen, die der Dichter in Einsamkeit zubrachte, und kaum die nächsten Freunde wußten um das schwere Leid, das ihn traf und das er eifrig hütete und vor der Oeffentlichkeit ängstlich verbarg. Tiefe Melancholie lagerte auch nach der Rückkehr aus Deutschland über seinem Leben. Um die Mitte September 1827 schrieb er in seine Gedenkblätter: „Es hat den Anschein, als wollte es zu Ende gehen. Ich will aber sterben, die Waffen in der Hand.“ Und zu Ende desselben Jahres schrieb er: „Ich fühle meine Kraft erliegen und meine Seele ist betrübt bis in den Tod.“ [1]) Mit Wollust wühlte er in den Wunden seines Herzens und nannte den Kummer den einzigen Gefährten seines Lebens. Unter diesen Umständen trat ihm ein junger Mann nahe, welcher damals noch fast unbekannt war, bald aber unter den Schriftstellern Deutschlands sich einen klangvollen Namen erwarb und in der Geistesgeschichte Oesterreichs eine hervorragende Rolle spielte: Eduard

von Bauernfeld. Mit lyrischen Gedichten, die 1824 die „Wiener Zeitschrift" brachte, hatte er, ziemlich gleichzeitig mit Anton Auersperg, seine Laufbahn als Schriftsteller begonnen. Dann folgte eine Uebersetzung der lyrischen Gedichte Shakespeare's und 1828 debutirte er mit seinem Erstlingswerke „Brautwerber" in der Burg. Schon lange fühlte er sich zu Grillparzer hingezogen, wie denn alle jüngern Literaten Wiens zu diesem als ihrem Leitstern emporsahen. Durch Schwind war er, wie wir wissen, mit dem Dichter zusammengeführt worden und 1827 erschienen von ihm, jedoch anonym, in Schickh's Zeitschrift[5]) die schönen Strophen „An Grillparzer," in denen er den Dichter auffordert, trotz Neides und Mißgunst mit den Gaben seiner Poesie das Volk, das seinen Lippen lausche, zu erfreuen. Grillparzer antwortete mit dem Gedichte „Rechtfertigung", welches im Taschenbuch des Leopoldstädter Theaters für 1828 veröffentlicht wurde. Als Ursache seines Schweigens bezeichnet er die Ueberhebung der Recensenten, namentlich die zerstörende Kritik der Gebrüder Schlegel und die dadurch hervorgerufene gleichgiltige Stimmung des Publicums gegen die zeitgenössischen Dichter. Trotz oder vielleicht gerade wegen der grundverschiedenen Weltanschauung, die aus ihren Gedichten sprach, fanden sich die beiden Männer zusammen, einte sie doch der Haß des Schlechten, Gemeinen, mochte es sich nun in der Gesellschaft, im Staate oder in der Literatur darstellen. Grillparzern that es wohl, daß der jüngere Genosse ehrerbietig an seine Seite sich stellte, zu einer Zeit, da es um ihn, den einst so gefeierten Dichter, recht einsam geworden war. Er sagt von sich: „Es ist etwas vom Tasso in mir, nicht vom Goethe'schen, sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden und man wird mich nie mir selber untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element, sonst zieht sich das Innere zusammen und versagt den Dienst. Ich habe es wohl versucht, das zu überwinden, aber mir dabei nur Schaden gethan, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können." Bauernfeld war es nun, der diesem Herzensbedürfnisse Grillparzer's, sich als Dichter nicht nur anerkannt, sondern gehätschelt zu wissen, entsprach. Noch andere Schriftsteller traten hinzu, welche

sich mit ihm in die Bewunderung des Meisters theilten, vor Allen Friedrich Witthauer, ein Norddeutscher, der 1831 aus den Händen Weidmann's den literarischen Theil der Redactionsgeschäfte der „Wiener Zeitschrift" übernahm und die Recensionen über die Hoftheater lieferte. Nach Schickh's Tode im Jahre 1835 war er alleiniger Redacteur und Herausgeber der „Wiener Zeitschrift", welche er zu einem der geachtetsten deutschen Organe erhob. Zu Ende des Jahres 1844 zog er sich, körperlich und finanziell erschöpft, von dem ihm lieb gewordenen Unternehmen zurück und starb im September 1846 zu Meran. Witthauer war ein prächtiger Mann, hochgebildet, gewandt, begeistert für die Kunst und für sein Blatt, jedoch für einen Wiener Redacteur jener Zeit zu vornehm und edel, um mit Männern, wie Bäuerle, Saphir und Ebersberg auf die Dauer concurriren zu können. Witthauer schlug in seiner Zeitschrift in Betreff Grillparzer's sogleich einen andern Ton an. Mit Stolz wies er auf den großen Poeten hin, den Wien so glücklich war zu besitzen, und hielt es geradezu für seine Mission, die Theilnahme für denselben unter dem Publicum zu nähren und das Verständniß seiner Werke in immer weitere Kreise zu tragen. Und das war in jener Zeit kein allzu dankbares Beginnen.

Außer Bauernfeld und Witthauer gehörten dem Literatenkreise, der sich um Grillparzer, als sein geistiges Haupt, bildete, noch Feuchtersleben, Enk aus Mölk, Kaltenbaeck, Karajan u. A. an. Der neue Clubb war im Beginn der Dreißigerjahre, wo er entstand, beim Stern auf der Brandstätte einquartirt und die Mitglieder versammelten sich daselbst Mittags und Abends.[6]) Auch Schwind, Raimund, Castelli und L. A. Frankl erschienen ab und zu und fremde Literaten sprachen auf ihrer Durchreise daselbst ein. Man unterhielt sich über die Ereignisse des Tages, politisirte, tauschte Ansichten aus über die neuesten Erscheinungen des Theaters und der Literatur und muntere Scherze würzten die Mahlzeit. Hie und da ertönte auch ein heiteres Lied an der Tafelrunde. Sie machte bald in vielen Stücken die öffentliche Meinung in Wien. Laube schildert uns in seinen Reisenovellen[7]) einen solchen Abend im Stern. Der Schlesier hatte 1833 nach seiner Ankunft in Wien Grillparzern in dessen Wohnung aufgesucht, aber nicht

getroffen und begab sich daher zum Schriftsteller-Rendezvous auf die Brandstätte. Als er in das Extrazimmer, eine einfache Wiener Speisekneipe, eintrat, sah er an einem gedeckten Tische, wo etwa zehn Personen Platz hatten, drei Männer sitzen, zu denen sich später noch andere gesellten. Laube nennt sich und man nimmt ihn freundlich auf. Grillparzer präsidirt an dem bescheidenen Tische. Er trägt ein grünes Röcklein, ist sehr einfach und ein wenig pressirt höflich. Sein wohlgeformtes Gesicht wäre nicht leicht aus der Menge heraus zu finden, wenn man nicht den Namen dazu wüßte. Eine tadellose, gut gerathene Nase, eine Andeutung der österreichischen Unterlippe, blaue Augen, fragend wie die eines Kindes, ein stiller, sanfter Ausdruck in den Zügen, der nicht frei von Melancholie, ist das charakteristische desselben. Um die äußersten Mundwinkel ruht manch herbe Besorgniß. Er spricht mit einem weichen, geschmeidigen Organ. Neben ihm sitzt Bauernfeld, ein junger Mann mit ältlichem, verdrießlichem Gesichte und einer großen Brille. Das Gespräch drehte sich an dem Abende, da Laube zugegen war, um die „Europe literaire“, die Bauernfeld las und um Euripides, dessen sich Grillparzer auf's wärmste annahm. Grillparzer legte auch ein großes Interesse für Heine an den Tag und lobte dessen Urtheile über die deutsche Literatur. Besonders freute es ihn, daß Heine Tieck und die Romantiker scharf hernahm. Im Allgemeinen schien Grillparzer Lauben in allen Urtheilen sehr liebenswürdig. Ueber die junge Generation sprach er sich mild, schonend und mit mancherlei Hoffnungsgedanken aus. Auch Witthauer machte auf den Gast einen sehr guten Eindruck. Das waren die Abende beim „Stern“, die schüchternen Reformbankette in Oesterreich, für Grillparzer eine Zeit voll Anregung, da er Gelegenheit erhielt, die reichen Schätze seiner Bildung unter den Tischgenossen zu verwerthen. Die Gesellschaft hatte den Vorzug, daß es ganz zwanglos in derselben hergieng. Das junge Geschlecht nahm auf den Vierziger, der sich auf den gesetzten, alten Herrn spielte, gebührende Rücksicht. Er amüsirte und langweilte sich nach Gefallen und Niemand hatte etwas dagegen. Man freute sich des Ersteren und nahm ihn stets so, wie er sich gab. Die Schwermuth wich allmählich aus seinem Herzen

und der satyrische Zug seines Wesens, welcher schon in dem Knaben zum Vorschein kam, gedieh trefflich bei diesen Symposien.

Auch die Musik zog ihn damals wieder mehr an und die edle Kunst trug gewiß viel dazu bei, die Dissonanzen in seinem Innern auszugleichen. Er erschien in jener Zeit regelmäßig an Sonn- und Feiertagen in der Pfarrkirche am Hof und sang während des Hochamtes auf dem Chore seinen Baßpart inmitten der Universitätsstudenten, die sich hier redlich ihre kleinen Musikstipendien verdienten, und verkehrte mit den jungen Leuten auf sehr freundlichem Fuße. Gar mancher derselben wird sich noch jetzt des einstigen berühmten Sangesgenossen erinnern. Ein Zeugniß dafür, wie eifrig Grillparzer die Musik trieb, sind seine Rhapsodien für das Pianoforte. Sie erschienen 1832 bei Haslinger. Noch andere kleine Tongemälde haben sich von seiner Hand erhalten, ohne daß denselben ein besonderer Werth innewohnte. Doch zeigen sie alle die gründliche musikalische Bildung ihres Urhebers. Inmitten des Virtuosenthums, welches gerade auf seinem Höhepunkte angelangt war, pflegte Grillparzer mit einer nicht zu großen Gemeinde die classischen Ueberlieferungen Mozart's und Beethoven's und erhielt hie und da Gelegenheit, das große Ganze zu fördern. So wurde der neue Saal der Gesellschaft der Musikfreunde unter den Tuchlauben 1833 mit einem Weihgesange, dessen Text Grillparzer beigesteuert, eröffnet. Und als am 8. December 1834 die Gesellschaft der Musikfreunde eine große musikalisch-declamatorische Akademie zu Ehren Goethe's und Beethoven's veranstaltete und unter andern auch die Musik zu Goethe's „Egmont" von Beethoven aufführte, da versah Grillparzer die erklärende Dichtung Mosengeil's mit einer Einleitung und richtete dieselbe überhaupt für dieses Concert ein.

So klärte sich allmälig sein Inneres. Das kleine Aemtchen gewährte dem Inhaber eine bescheidene, aber sichere Existenz und eine gewisse Selbständigkeit. Der jubelnde Beifall, mit welchem „der Traum ein Leben" im Burgtheater aufgenommen worden war, zeigte, daß die Wiener ihren tragischen Dichter nicht vergessen hatten und verhieß Gutes für die Zukunft. Der Umgang mit geistvollen, gleichgesinnten und charaktervollen Männern erhöhte das Selbstgefühl des Mannes, wie des Dichters und gewährte ihm die Atmosphäre, ohne

welche auch das große Talent auf die Dauer nicht fortleben kann. Die freundlichen Verhältnisse der Gegenwart ließen ihn die Vergangenheit mit ihren trüben Erinnerungen in milderem Lichte schauen. Wenn auch das Leben viele Enttäuschungen gebracht und so manches Blatt aus dem Kranze, den ihm die schnell begeisterte Mitwelt vor Jahren auf's Haupt gesetzt, verwelkt oder abgefallen war, so hatte sich doch nicht Weniges erfüllt von dem, was er einstmals geträumt. War der glänzende Palast, den der Jüngling voll kühner Zuversicht zu bauen begonnen, ein Stückwerk geblieben, so reichte das Getrümmer noch mehr als hin, um in einem seiner Theile dem Eigner ein bescheidenes Heim zu gewähren, das Schutz bot gegen Sturm und Regen und die sengende Hitze des Mittags. Und wie die Jahre die Ruinen mit Moos und üppigem Eppich umzogen und sie seltsam verschönten, so trat die Zeit auch versöhnend an den Meister selbst heran und wand ihm schmeichelnd Silberfäden durch sein Lockenhaar. Nichts ist ein deutlicherer Beweis der behaglichen Stimmung, in der sich Grillparzer im Herbste 1834 befand, als daß er endlich die „Tristia ex ponto", diese schwermüthigen Gedichte, die den bittersten Stunden des Poeten ihr Dasein verdankten, veröffentlichte. Er war versöhnt und freute sich, als die Welt seine poetischen Bekenntnisse ehrerbietig aufnahm, mit jener Achtung vor dem Unglück, die indiscrete Neugier verbannt.

Die Reform des Wiener Literatenwesens, welche der Sternclubb sich ernstlich zur Aufgabe machte, mußte eine harte Probe bestehen, als 1834, in dem gesegneten Weinjahre, M. G. Saphir aus München, dessen Luft ihm nicht mehr behagte, nach Wien kam und daselbst seinen dauernden Aufenthalt nahm. In der lebensfrohen Donaustadt fand der speculative Journalist den Boden, dessen seine Individualität bedurfte und in dem sie auf's beste gedieh. Der Mann wußte sogleich, wo er die Wiener zu packen hatte. Er versammelte sie alsbald zu einer Akademie zum Besten der abgebrannten Wiener-Neustädter und entzündete vor ihren erstaunten Augen jenes Brillantfeuerwerk von flachem Witze und kunterbuntem Wortspiele, worin der Gaukler des Wortes Meister war. So gewann er die halbgebildete Menge in Wien, wie er sie in Berlin und München gewonnen, und der Erfolg machte ihn zum souveränen Herrn der

kleinen Journalisten der Residenz, deren schmutzige Feder vom Lobe des neuen Großkophtas überfloß. Schmiegsam nach oben und rücksichtslos gegen seine Gegner gewann er allmälig Terrain und hatte bei dem literarischen Scandal, den er pflegte, die Lacher in der Regel auf seiner Seite. Mit den Herren im „Stern" suchte er sich vorerst auf guten Fuß zu stellen; als aber seine Bitte um Aufnahme in die Gesellschaft durch die Einsprache Grillparzer's und Bauernfeld's zurückgewiesen worden war, indem diese mit dem anrüchigen Menschen nicht an einem Tische sitzen wollten, da füllte der böse Mann seinen Köcher mit Giftpfeilen und zielte zu gelegener Zeit nach den verwundbaren Stellen seiner Gegner. Saphir war der häßlichste und zugleich der eitelste Mann von Wien. Er glaubte Geist und Witz gepachtet zu haben und konnte deßhalb den Schimpf der Zurückweisung eben so wenig ertragen, als die beifällige Aufnahme, welche Bauernfeld's Lustspiele fanden. Die „Bekenntnisse" und ein Jahr später „Bürgerlich und romantisch" machten ihren Verfasser zum ersten Lustspieldichter Deutschland's, und das ärgerte Saphirn nicht wenig. Noch ein anderer Grund zu ernstlicher Verstimmung Saphir's kam hinzu. Von 1835 bis 1838[8]) gab Kaltenbaeck statt des eingegangenen Ridler'schen Archives ein neues Blatt heraus, die „österreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde". Kaltenbaeck rechnete auf ein größeres Publicum und brachte besonders in den beiden ersten Jahrgängen seiner Zeitschrift werthvolle Beiträge zur österreichischen Geschichte und Landeskunde in gemeinverständlicher Form. Die Beilage, die „Blätter für Literatur, Kunst und Kritik", das Organ des Sternclubb's, übertraf an Gehalt weitaus das Hauptblatt. Bauernfeld, Braun von Braunthal, Michael Enk, Feuchtersleben, Ferdinand Wolf, Zedlitz waren Mitarbeiter und Grillparzer eröffnete den Reigen mit einem Aufsatze „über den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Kunst in Deutschland",[9]) der übrigens Bruchstück blieb. Die Tendenz sämmtlicher Artikel dieses Schriftstellerkreises war: Hervorhebung eines gesunden, selbstbewußten, österreichischen Standpunktes gegenüber den anmaßenden und absprechenden Urtheilen des Auslandes über die deutsch-österreichische Literatur und eine Reform der wahrhaft kläglichen Zustände der Wiener

Kritik, die seit Saphir's Ankunft sich noch verschlechtert hatten. Die Besserung sollte durch gehaltvolle literaturhistorische Abhandlungen, mustergiltige Recensionen und durch eine Kritik der schlechten Kritik erzielt werden. Damit war der Anlaß zum Kampfe mit Saphir gegeben, denn dieser war nicht gewohnt, einem Gegner auszuweichen, selbstverständlich nur so lange, als sich die Sache in einer Zeitung abthun ließ. Die Fehde zwischen Bauernfeld und Saphir, die uns deßhalb interessirt, weil auch Grillparzer in dieselbe hineingezogen ward, entwickelte sich folgendermaßen. Bauernfeld veröffentlichte in Nr. 7 der „Blätter für Literatur" einen Artikel: Kritik und Kritiker unserer Zeit. Der Artikel, scharf und gut geschrieben, legte dar, wie noth es thue, daß sich die bessern Kräfte Wiens zusammenfänden, wie einst zur Zeit Schreyvogel's im „Sonntagsblatte", um dem Unwesen des Recensententhums zu steuern, die Achtung vor der Dichtung wieder herzustellen und Bosheit und Gemeinheit niederzuhalten. Obwohl keine Namen genannt waren, fühlte sich Saphir getroffen, und brachte in der „Theaterzeitung" [10]) eine Erwiderung. Sie begann mit den Worten: „Ein recht mittelmäßiger Autor hat einmal gesagt: Es war eine schöne Zeit, in der die Kritik noch nicht erfunden war", und schmückte dann diesen mittelmäßigen Autor mit Prädicaten wie: Dünkel, Arroganz, Talentlosigkeit, Machwerke eines dürren und mageren Geistes, der die Lorbeersauce in dem weltberühmten Bierhause empfangen, notorische Nullität u. s. w. So sprach Saphir von einem der angesehensten Schriftsteller Deutschland's. Bauernfeld erwiederte für's erste nichts. Grillparzer glaubte für seinen Freund eintreten zu sollen. Die „Blätter für Literatur" brachten am 18. Februar 1835 folgendes Eingesendet:

Meine Ansicht.

Herr Saphir berichtet in einem der jüngsten Blätter der Wiener Theaterzeitung: Ein mittelmäßiger Schriftsteller habe gesagt: Es wäre eine glückliche Zeit gewesen, da es noch keine Kritik gab. Da nun unser Landsmann Bauernfeld sich vor Kurzem auf eine ähnliche Art über die Nachtheile der Kritik geäußert hat, sind einige auf den Gedanken verfallen, Herr Saphir habe mit

seinem mittelmäßigen Schriftsteller auf Bauernfeld anspielen wollen. Ich glaube es nicht. Erstens weiß Herr Saphir, wie ganz Deutschland es weiß, daß Bauernfeld kein mittelmäßiger, sondern ein sehr guter Schriftsteller ist. Dann — wollte man auch das Wort gut in einer so übertriebenen Steigerung gebrauchen, daß es mit fehlerlos zusammen fiele — auf welcher Stufe müßte derjenige selbst stehen, der über Bauernfeld das Mittelmäßig aussprechen wollte? Nein, nein, Herr Saphir denkt nicht daran.

Grillparzer.

Saphir druckte diese Erklärung in der „Theaterzeitung", deren Hauptmitarbeiter er damals war, ab und begleitete sie mit folgender Bemerkung [11]): „Ich habe die obige Erklärung des so sehr geehrten Herrn Grillparzer nicht ohne Lächeln gelesen. Erstlich weil unser Landsmann Herr Grillparzer, den ich als Dichter so hoch schätze, den ich aber als Kritiker kennen zu lernen noch nicht Gelegenheit hatte, also weil Herr Grillparzer sehr wohl weiß, daß ich besser weiß und wissen muß, was Deutschland weiß, weil ich zehn Jahre in Deutschland — gelebt habe. Zweitens muß ich Herrn Grillparzer sehr höflich, aber auch sehr bestimmt für die Güte danken, dem Publicum zu sagen, was ich denke oder was ich nicht denke. Wer das Glück hat, selbst mit dem Publicum reden zu können, der soll nicht so schwach sein, sich von einem Andern — und wollte man auch den Andern noch so hoch stellen — vertreten zu lassen. Denn auf welcher Stufe müßte derjenige stehen, der sich und seine Meinung nicht selbst vertritt und dann auch derjenige, der einem anderen Schriftsteller oder auch dem Publicum seine Ansicht aufdringen wollte?!! Nein, nein, Herr Grillparzer denkt nicht daran. Saphir."

Der literarische Klopffechter war in der Polemik seinem Gegner überlegen und Saphir behielt in dieser Angelegenheit das letzte Wort, denn Grillparzer antwortete nicht. Es hatte sich also in Wien wiederholt, was sich in Berlin begeben, als die angesehensten Schriftsteller Fouqué, Gubitz, Förster, W. Alexis u. a. eine Erklärung gegen Saphir veröffentlichten und letzterer mit seiner Antwort sich den Beifall seines Publicums erwarb. Grillparzer war

durch die Affaire verstimmt. Die Fortsetzung seiner Studie über das Drama, die in den „Blättern für Literatur" erscheinen sollte, blieb im Pulte liegen und manche werthvolle Arbeit ähnlicher Art, die wir erst aus dem Nachlasse des Dichters kennen gelernt haben. Es war übrigens das erste und einzige mal, daß Grillparzer in die Arena hinabstieg. Er that es nie wieder. Doch blieb die Antwort Saphir's nicht ungerächt; Bauernfeld war boshaft genug, das journalistische Treiben Saphirs und seines Genossen Bäuerle im nächsten Jahre auf die Bühne zu bringen. Im „literarischen Salon" wanderten die beiden Ehrenmänner auf's beste getroffen durch ganz Deutschland. Deßgleichen waren Grillparzer's Epigramme, die zu den furchtbarsten ihrer Gattung gehörten, in Wien in aller Munde. Grillparzer war stark im Hassen, wie im Lieben. Ich weiß nicht, ob er Zeit seines Lebens eine Person mehr gehaßt und dann wieder verachtet hat als Saphirn.

Inzwischen war Kaiser Franz am 2. März 1835 zu seinen Vätern hinabgegangen und Ferdinand I. zum Throne gelangt. In Oesterreich änderte sich gar nichts an dem „Systeme". Der Einfluß Metternich's war größer als jemals, denn der Staatskanzler hatte an dem Erzherzoge Ludwig eine kräftige Stütze. Seit 1836 regierte die Staatsconferenz, oder vielmehr, sie verwaltete den Kaiserstaat auf Grund uralter Hofdecrete etwa mit demselben Gesichtskreise, wie ihn die bessern Kreishauptleute in Galizien besaßen. Den Anforderungen der Zeit stellte man sich nach wie vor entgegen, aber nicht so sehr aus Vorliebe für das Alte, als weil man ganz und gar keinen neuen Gedanken hatte und auch nicht den Muth, einen solchen, falls er ja im Keime vorhanden gewesen wäre, durchzuführen. Und wie es mit der Pflege des materiellen Wohles, auf die sich das patriarchalische Regiment so viel einbildete, aussah, das bezeugen wohl am besten die Namen der österreichischen Finanzminister, die von 1830 bis zur Berufung Kübeck's am Ruder waren! Nur in einer Hinsicht unterschied sich das Regiment seit 1836 von der früheren Periode. Vor Kaiser Franz hatte die Opposition in den österreichischen Erbländern Respect. Die neue Regierung dagegen achtete und fürchtete Niemand. Die Opposition bemächtigte sich aller Gebildeten, der jüngern und fähigen Staatsbeamten zuerst; sie fand in der Familie, im Gast-

hause, in allen gesellschaftlichen Cirkeln, in Vereinen, im Theater und in der Literatur offenen oder versteckten Ausdruck. Die kleinen Mittelchen der Geheimpolizei erwiesen sich viel zu schwach und wurden nur mehr belächelt. Es galt in Wien nicht für anständig, auf Seite der Regierung zu stehen; so verächtlich hatte sich dieselbe gemacht. Und war das freie Wort in Oesterreich verpönt, so gab es ja genug Schriftsteller im Auslande, die sich kein Blatt vor den Mund nahmen und der Schmuggel brachte die verbotenen Bücher, Broschüren und Journale massenhaft über die Gränze. Die jüngern Schriftsteller in Oesterreich emigrirten und in Leipzig siedelte sich ein Nest solcher Wespen an, die den Staatskanzler und dessen Collegen nicht wenig ärgerten. Grillparzer blieb in der Heimat, er kam seinen Pflichten als Staatsbeamter pünktlich nach, veröffentlichte keine Zeile gegen die Regierung und galt doch als eines der Häupter der Mißvergnügten, als ein Ritter vom Geiste. Wacker hielt er unter elenden Verhältnissen aus, aber er bedurfte, um in der Wiener Stickluft weiter leben zu können, von Zeit zu Zeit der Fremde und einer freieren Atmosphäre. Im Jahre 1819 hatte er Italien gesehen und die Eindrücke der Kunst wirkten für's ganze Leben. Sieben Jahre später war er nach Deutschland gegangen, um das Land der Dichter und Denker kennen zu lernen. Die Wirkung war eine halbe; er fand nicht, was er gehofft und das Oesterreicherthum war gerade nach seiner Rückkehr in ihm zum vollen Durchbruche gekommen. Wieder zog es ihn jetzt in die Ferne. Er wußte eine Lücke in seiner Bildung und es trieb ihn mit Macht zu den Culturstaaten des Westens, nach Frankreich und England. Die kräftigen Formen einer constitutionellen Verfassung wollte er aus eigener Anschauung kennen lernen, sich erbauen an dem Leben einer großen Nation, die sich selbst regiert oder sich Achtung und Gleichberechtigung bei den Regierenden erzwingt. Also flugs den Wanderstab in die Hand, aus der armen Heimat hinaus in die weite Welt, wo die freien Menschen wohnen!

VII.

Mit einem vierteljährigen Urlaube in der Tasche, hinreichenden Geldmitteln und Empfehlungsbriefen für Paris und London versehen, machte sich Grillparzer am 30. März 1836 auf den Weg. Er gieng in den April. Nach seiner Gewohnheit, auf Reisen sich mit nebensächlichen Dingen nicht abzugeben und immer die Hauptsache im Auge zu behalten, durcheilte er, fast ohne auszuruhen, Deutschland und fuhr über Straßburg und Nancy nach Paris, wo er Sonntag den 9. April eintraf. Um die großen Eindrücke, die er in der Seinestadt und in London gewärtigte, festzuhalten, führte er ein Tagebuch. Es ist in seiner gegenwärtigen Gestalt offenbar nicht zur Veröffentlichung bestimmt gewesen, gleichwohl gewährt es außer dem historischen noch viel ästhetisches Interesse.

Das Jahr 1836 war die Glanzzeit des Bürgerkönigthums. Der Wiener Dichter staunte über die großartigen Verhältnisse der Hauptstadt Frankreichs. Das war nicht das Centrum eines östlichen Völkergewimmels, sondern Kopf und Herz eines mächtigen, selbstbewußten Volkes und der Mann, welcher die Krone des Landes auf seinem Haupte trug, lauschte aufmerksam den Pulsschlägen desselben. Wie alle Welt, so überschätzte auch Grillparzer Louis Philipp. Er hält ihn für einen Ehrenmann und für einen erzgescheiten Regenten. Zehn Jahre später stimmte wohl Metternich, aber nicht Frankreich diesem Urtheile zu.

Grillparzer wohnte in der bescheidenen Mansardenstube eines kleinen, aber guten Hotels der Rue Richelieu und flanirte, ehe er von seinen Empfehlungsbriefen Gebrauch machte, auf gut Glück in den Straßen der Weltstadt. Der Zufall ließ ihn mit einem Engländer Mr. Brant, den er vor Jahren in Wien kennen gelernt, zusammentreffen. Der ehrenwerthe Gentleman war die Gefälligkeit selbst, er fügte sich den Wünschen wie den Launen seines neuen Freundes und hielt als guter Wirth diesen vor mancherlei überflüssigen Ausgaben zurück. Grillparzer, niemals gewohnt und geschickt, die Gelegenheit auszunützen, machte diesmal eine Ausnahme und trieb

mit Braut fleißig englisch, freilich versäumte er dabei das Nächstliegende, in Paris französisch zu sprechen. Auch sonst fand er oft wildfremde Menschen, die sich von dem Sonderlinge angezogen fühlten, seine Schwächen gerne in den Kauf nahmen und ihm den Aufenthalt in der Fremde erträglich und angenehm zu machen suchten. Wenn er derlei Dinge nur immer nach Gebühr gewürdigt hätte! In Paris interessiren Grillparzern vor allem die Theater, die Kammern, das französische Volk und Börne und Heine. Als er am Tage seiner Ankunft das Theater Français besuchte, wird Delavigne's „Don Juan" zum fünfundsiebzigstenmale bei gedrängtvollem Hause gegeben und das Publicum harrt bis nach Mitternacht aus und folgt der Handlung mit größtem Antheile. Glückliche Autoren! ruft der deutsche Dichter aus. Das Zusammenspiel ist vortrefflich, die Mimik der Schauspieler einzig in ihrer Art, die Sprache der Darsteller etwas geziert. Grillparzer besuchte noch oft diese hohe Schule des recitirenden Drama's, findet aber im feineren Lustspiele das Burgtheater überlegen. Auch in den andern Theatern, wo mitunter recht gräßliche Stücke aufgeführt werden, spielt eigentlich niemand schlecht. Doch gerade die Pariser Berühmtheiten haben bei ihm kein Glück. Die Mars gefällt ihm nicht, die Dejazet ist bei all ihrem guten Spiel gemein. In der Oper ist er ein besonders strenger Kritiker, denn der gründliche Wiener Musikus war nicht leicht zu befriedigen. Die Zuvorkommenheit Meyerbeer's und Dr. Koreff's verschafft ihm öfter Sitze in der Oper, wo gerade die „Hugenotten" das Ereigniß des Tages bildeten. Auch im Ballette zeigte er sich als Sachverständigen und seine Landsmännin, die gefeierte Fanny Elsler, gewinnt ihm keinen Beifall ab.

Für den patriarchalisch regierten Oesterreicher mußten natürlich die Verhandlungen der französischen Kammern einen besonderen Reiz haben. Er wohnt den Sitzungen, besonders der Deputirtenkammer, wiederholt bei, und wir lesen in seinem Tagebuche nicht ohne Rührung, wie bei aller Anerkennung der Ueberlegenheit der fremden Einrichtungen doch immer die Liebe zu seinem Vaterlande und ein gewisser Stolz auf bedeutende Persönlichkeiten desselben zum Vorscheine kommt. So erinnert ihn der Handelsminister Passy, der in der Deputirtenkammer gut, bündig und überzeugend, wenn auch in

geschäftsmäßigem Tone, spricht, an Pillersdorf und er schreibt in sein Tagebuch: „Ungefähr so, obgleich gewiß besser, würde bei uns Baron Pillersdorf sprechen.“ Und als er in der Kunstausstellung im Louvre ausgezeichnet schöne Portraits sieht, da denkt er sich: „Unser Landsmann Amerling fände hier würdige Nebenbuhler.“

Die zahlreichen guten Empfehlungen, welche Grillparzer mitbrachte, und zum Theile wohl auch sein Name, gewährten ihm Zutritt in verschiedene Salons der Pariser Fremdencolonie und überall wurde er in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen. Der österreichische Gesandte Graf Apponyi ladet ihn zu Tische, und seine Gemahlin überbietet sich in Aufmerksamkeiten gegen ihren Gast, spricht ihm zu Liebe von Literatur, was ihr gewiß selten begegnete, und von Heine und Börne. Der arme Grillparzer in seinem alt-österreichischen Mißtrauen wittert hinter alldem eine kleine Falle und besorgt, man wolle ihn ausforschen und einen Uriasbrief nach Wien schicken! Bei Rothschild ist er mit Heine und Rossini zu Gaste; den Banquier findet er gemein, die Hausfrau erscheint neben ihrem Gemahl wie eine Göttin. In der Familie Neuwall trifft er mit Börne zusammen, auf den er sich so sehr gefreut. Er speist bei Meyerbeer und verfällt beim Diner in seine gewöhnliche Geistesabwesenheit, und taugt in Paris ebensowenig als in Wien in eine Gesellschaft, der gegenüber er Rücksichten zu beobachten hat. Ueberall begegnete man ihm freundschaftlich und zuvorkommend, und doch ist er nur selten ohne Rückhalt und entschließt sich schwer, Jemandem zu vertrauen. Ein anderer an seiner Stelle wäre in dem schönen Paris fröhlich mit dem großen Strome geschwommen, und hätte die Blüthen gepflückt, die das Leben dem reifen Manne bietet. Grillparzer fühlt sich in Paris trotz seiner zahlreichen gesellschaftlichen Verbindungen unbehaglich und sein Tagebuch enthält fast auf jeder Seite hypochondrische Ergießungen und wunderliche Grillen. Bald nach seiner Ankunft in Paris schreibt er: „Ich fürchte, die Reise umsonst gemacht zu haben; der Gedanke nach Hause zurückzukehren, macht mich schaudern, und doch fühle ich, daß ich hier nichts zu thun habe.“ Und acht Tage später: „Ich wäre froh, Paris wieder im Rücken zu haben. Was brauche ich all das Zeug zu sehen und zu

hören! Ich werde Wien wieder angenehm finden, wo ich wenigstens allein sein kann. Wenn nur dort der schändliche Geistesdruck nicht wäre und die Erniedrigung der Nebenmenschen! Was mit mir selber geschähe, sollte mich wenig anfechten; mich erniedrigen sie nicht und wenn sie tausend Jahre daran versuchten." Und einige Tage später schreibt er: „Was war der Zweck der Reise nach Paris? Zu sehen? Ich suche Zerstreuung! Zerstreut wäre ich wohl genug: Wenn ihr Zweck aber Sammlung, Fassung, Ermuthigung gewesen wäre, so bin ich davon so weit entfernt, als da ich vom Hause abgieng. Indeß vielleicht kommt die Wirkung, wie bei den Bädern, hinten nach." Sein empfindlicher Organismus, der durch die Veränderung der gewohnten Lebensweise litt, mochte nicht wenig zu der hypochondrischen Stimmung beitragen.

Nur einmal war er froh und heiter. Es war in der Stunde, als er Heinen einen Besuch abstattete. Er traf den ungezogenen Liebling der Grazien einquartirt in zwei kleinen Stuben, mit sehr dürftigem Hausrath, aber zwei Frauenzimmern ausgestattet. Der hübsche, junge, runde Mann mit dem breiten Nacken sprühte von Lebenslust und, wie es Grillparzern schien, von Lebenskraft. Der arme Heine hat die Zumuthung Grillparzer's nicht ganz gerechtfertigt. Die beiden Männer stimmten in ihren Ansichten über die deutsche Literatur merkwürdig überein. Was Heine in seinem kurz vorher erschienenen Buche „Die romantische Schule" über Tieck, Jean Paul, Raupach, Zacharias Werner, de la Motte Fouqué sagte, war ja dem Wiener Dichter aus der Seele gesprochen und dieser erfreute sich jetzt in Paris, wie er sagte, des seltenen Vergnügens, bei einem deutschen Literator gesunden Menschenverstand zu finden. Nach einer Stunde schied er, herzlich entlassen und der Besuch hatte ihn so heiter gestimmt und angeregt, daß er bei Neuwall, wo er speiste, sich selbst überraschend liebenswürdig fand.

Börne, seinen berühmten Kritiker, besuchte er wiederholt in Auteuil. Das erstemal traf er ihn allein. Sie waren gerade im besten Gespräche, als zwei pfälzische Flüchtlinge in's Zimmer traten. Man sprach über Politik und Literatur und obwohl Grillparzer alsbald sein Glaubensbekenntniß als Liberal-Conservativer ablegte,

war er doch noch so vorsichtig, Börne's Einladung zum Diner nicht anzunehmen, um nicht Stoff zu einem Gesandtschaftsberichte zu liefern!! Er bemerkt in seinem Tagebuche: „Ich weiß wohl, daß ich Unrecht habe; die Gemäßigten werden weder geliebt noch gefürchtet, stehen daher nach allen Seiten schlecht. Sei's! Ich hege auch weder Furcht noch Liebe, höchstens Mitleid und Verachtung."

Ein andermal wurde Grillparzer von Börne zu einem Frühstück nach Auteuil eingeladen. Börne befand sich in Gesellschaft seiner Hauswirthe, des Herrn und der Madame Strauß und sprach aus Schonung für seinen Gast wenig über Politik. Man speiste gut und unterhielt sich prächtig. Als man auf Göthe zu sprechen kam, den man doch füglich nicht übergehen konnte, standen die Ansichten einander wohl schnurstracks gegenüber; doch gab es auch da manche Punkte, in denen Grillparzer und Börne übereinstimmten. In dem harten Urtheile über die deutsche Nation waren beide Männer einig, wenn sie auch ein verschiedenes Motiv leitete. Börne liebte die Freiheit, er liebte aber auch das deutsche Volk und war einer seiner besten Söhne; nur glaubte er in seinen „Briefen aus Paris" recht kräftige Mittel anwenden zu müssen, um dasselbe aus seiner politischen Gleichgiltigkeit aufzurütteln. So ist es gekommen, daß Börne's Buch die Lieblingslectüre der Feinde unseres Volkes geworden ist. Wie anders dachte und fühlte Grillparzer! Er ist froh ein Deutscher zu sein, nicht als ob er die Nation so hoch gestellt hätte, eher that er das Gegentheil; aber er meint, wenn der Mensch Papier sei, worauf das Leben schreibe, so wolle er als unbeschriebenes zur Welt gekommen sein, da der Deutsche unter allen Völkern die wenigsten Vorurtheile mitbringe. Das sei sein Vorzug, vielleicht der einzige.

Nach Tische fuhren Dichter und Kunstrichter, die trotz grundverschiedenen Wesens an einander Gefallen fanden, in die Stadt. Börne lud noch seinen Gast scherzend zu einem radikal-politischen Diner, was dieser natürlich ohne Bedenken ausschlug und verabschiedete sich dann herzlich von dem Manne, dem er vor Jahren in der deutschen Heimath die Unsterblichkeit geweissagt hatte. Wie nahe verwandt der Kritiker dem Künstler, das hat Börne durch seine Recensionen bewiesen; sie sind wahre Kunstwerke.

Sonntag den 15. Mai verließ Grillparzer Paris. Die letzten Tage wurden ihm durch schlechtes Wetter und Abschiedsbesuche verleidet. Dr. Koreff, der Allerweltsmann, Varnhagen's Jugendgenosse, vor Zeiten Vertrauter Hardenberg's, Magnetiseur und Dichter, schleppte ihn noch zu einem Frühstücke bei Alex. Dumas, wozu sich Grillparzer nur bewegen ließ in der Hoffnung, Victor Hugo zu sehen, der zugesagt hatte, aber nicht erschien. Was wußte Victor Hugo von einem deutschen Dichter Grillparzer; kannte er doch höchstens die deutsche Literatur aus dem Buche der Frau von Staël und den Aufsätzen Heine's! Den Tag vor der Abreise lud Grillparzer Mr. Brant und den jungen Neuwall zu einem Diner bei den Frères Provencaux. Die Chezy, welche in demselben Gasthofe mit dem Dichter wohnte, besserte ihm noch kameradschaftlich die kleinen Schäden seiner Garderobe aus und fort giengs dann mit der Post nach Boulogne uud von da mit dem Dampfer nach London. Als er vor der Einschiffung auf dem Hafendamme einen Spaziergang unternahm, befiel ihn Angesichts des Oceans ein Gefühl der Einsamkeit und Weltverlassenheit. Er war traurig, daß er von allen Banden des Lebens losgetrennt war, ebensowenig im Stande, das Vergessensein zu ertragen, als die kleine Last der Berühmtheit. Warum war er auch ein deutscher Dichter und ein Junggeselle dazu!

Nicht ohne Beklommenheit betrat Grillparzer Albions Küste, sagt er doch selbst, daß seine Aussprache des Englischen so originell gewesen sei, wie Grabbe's Tragödien oder die Romane des jungen Deutschland. Um das Brett dort anzubohren, wo es am dicksten war, nahm er nach seiner Ankunft in London Unterstand in einer englischen Pension, in der auch die wenigen Deutschen, welche daselbst zu finden waren, sich aus Grundsatz ihrer Muttersprache nicht bedienten. Das gesellschaftliche Leben und die Küche des boarding house behagte ihm zu Anfange durchaus nicht und die bestimmten Speisestunden waren für den Reisenden, welcher die Merkwürdigkeiten der ungeheuren Stadt und ihrer Umgebung in vier Wochen besehen wollte, oftmals ein Hemmniß. Schließlich fand er sich darein, wie in manches andere, das ihm zu Anfang nicht gefiel. Nur mit der englischen Sonntagsfeier konnte er sich nicht befreunden.

Am nächsten Morgen stürzte sich Grillparzer als rüstiger Schwimmer in das Gewoge der Weltstadt und fand sich allmälig mit Hilfe seines Stadtplanes und der Weisung freundlicher Policemänner zurecht. Große Dienste leistete ihm bei der Besichtigung der Londoner Merkwürdigkeiten, namentlich auf dem Gebiete des Handels und der Industrie, der junge Figdor, der Sohn eines angesehenen Wiener Großhandlungshauses und als zufällig noch dessen Vater und Schwester, ein höchst liebenswürdiges Fräulein, auf kurze Zeit in London eintrafen, da fühlte sich Grillparzer in dieser Familie, mit der er täglich verkehrte, ungemein angemuthet. So wenig er sich in der Heimath um Fabriken und mercantile Dinge bekümmerte, in London interessirte ihn alles Technische wegen seiner Großartigkeit. So die gewaltigen Docks, die Brauerei von Barklay und Perkins in Bankside, die 15 Jahre später Haynau gefährlich werden sollte, der Themsetunnel, der gerade gebaut wird, und dessen Vollendung Grillparzer bezweifelt. Er bewundert die Brücken und sagt, seit der Asenwelt, wo der Regenbogen eine bildete, seien so schöne nicht wieder gebaut worden, als in London. Er geht nach Southwark und besichtigt die Dampf- und Schnellpressen, mit welchen unter andern auch das „Pfennigmagazin" gedruckt wird. Die zwanzig Pressen bringen in zehn Stunden 200,000 Bogen fertig. Für jene Zeit eine außerordentliche Leistung. In der Sammlung der Adelaidengallerie wird er fast zum Physiker und findet auffallende Beweise der Einerleiheit der magnetischen und elektrischen Kraft. Und hat er den Triumph der Materie zur Genüge kennen gelernt, dann geht er in's britische Museum und vor den Elgin'schen Marmorwerken verschwindet die ganze moderne Pfeffer- und Theewelt. Dagegen macht die Paulskirche, die puritanisirte Copie von St. Peter, auf ihn, wie auf die meisten Reisenden, wenig Eindruck und der Tower bleibt weit unter seiner Erwartung. In der Westminsterabtei tritt ihm die Bedeutung Englands entgegen und er ruft aus: „Dies Land hat eine Geschichte. Wir haben nur Curiositäten."

Die größte Anziehungskraft übten auf den Oesterreicher, der dem Metternich'schen Regimente auf ein Vierteljahr entschlüpft war, die Parlamentsverhandlungen. England befand sich gerade in einem gewaltigen Gährungsprocesse. Die Katholikenemancipation gab

dem Irländer kein Brod und die Reform vom Jahre 1832 war für die englischen Radicalen nur eine kleine Abschlagszahlung. Die beiden großen historischen Parteien des Landes schienen sich allmälig auflösen zu wollen; die Tory's murrten gegen Peel, wie Roebuck und Genossen gegen die Whigs. Die Administration Melbourne, die soeben, 1836, die Orange-Logen unterdrückt hatte, versuchte vergebens den Lords auch nur die bescheidensten Zugeständnisse an Irland, die Abschaffung des protestantischen Kirchenzehnten und die Einführung einer neuen Städteordnung abzuringen und wenn auch O'Connel und Lalor Sheil das Whigministerium unterstützten, so waren sie doch immer bereit, den alten Feldruf Repeal auszustoßen. Dazu kam der regnerische Sommer 1836, welcher schwere wirthschaftliche Schäden über England brachte und die Bewegung der Chartisten anfachte; alles Dinge, die in den Sitzungen der beiden Häuser einen mächtigen Widerhall fanden. Es erschien wie ein böses Omen für die starre englische Aristokratie, als im Herbste 1834 das alte Parlamentsgebäude, in welchem seit Eduard VI. die Schicksale des Landes entschieden worden waren, abbrannte. Die beiden Häuser tagten lange Zeit in provisorischen Gebäuden.

Grillparzer besuchte häufig das Parlament, besonders das Haus der Gemeinen. Hinreißend war der Eindruck, wenn er in letzterem die beiden Parteien einander gegenüber sitzen sah, wie feindliche Heerschaaren, die Redner den homerischen Helden gleich zum ringsbewunderten Einzelnkampfe vortraten und die Beifallssalven der Freunde und die Entrüstungsrufe der Gegner Zeugniß gaben von der Wirkung der Sprecher und dem leidenschaftlichen Interesse der Hörer. Und wie verschieden die Individualitäten! Hier die glühende Leidenschaft der Parteimänner Sheil und O'Connel, dort die klare, ruhige Sprache des Staatsmannes Robert Peel. Der Zauber des Wortes, die Wichtigkeit der behandelten Fragen und die Bedeutung des Ortes, das alles machte auf Grillparzer einen berauschenden, aber zugleich erschöpfenden Eindruck. Er schreibt nach einer solchen Sitzung: „Die Engländer mögen nur ruhig sein. Sie kennen die andern Nationen vielleicht nicht genug, um ganz zu wissen, wie allmächtig sie sind. Wenn sie einmal ernsthaft wollen, wird Alles vor ihnen zerstäuben, wie selbst Napoleon zerstäubte. Die Welt ist gesichert."

Auch die Atmosphäre des Hauses der Lords war in jenen Tagen, wo Melbourne und Lyndhurst einander gegenüberstanden, nicht selten gewitterschwül. Neugierig betrachtete Grillparzer die Züge Wellington's; er findet ihn entschlossen, aber geistlos aussehend und hat darin nicht ganz Unrecht. Der Mann besaß einen eisernen Willen, davon erhielt er ja seinen Beinamen, aber als Staatsmann dachte er immer mit dem Kopfe Peel's.

Der englische Richter ist ebenso ein Grundpfeiler der Freiheit seines Landes, wie der englische Parlamentarier, und so ist es begreiflich, daß unser Dichter häufig den Gerichtsverhandlungen beiwohnte. Er interessirt sich als Jurist für das mündliche Verfahren und folgt als Dramatiker den Vorgängen an der Barre mit großer Spannung. Bewunderungswürdig für den Fremden ist der Anstand, mit welchem die heikelsten Dinge von einem Publicum aufgenommen werden, das doch den Proceß der Königin Karoline in allen seinen Details verfolgt hatte.

Grillparzer huldigte nicht der Ansicht, welche einzelne deutsche Kritiker nach 1870 predigten, daß die poetische Beredsamkeit hinter der politischen zurücktreten müsse. Er hört die großen Redner des Parlamentes an und lauscht dann wieder andächtig im Theater den gewaltigen Worten Shakespeare's, die ihm ja aus dem englischen Originale geläufig sind, wenn ihm auch die Interpretation des großen Briten durch die Schauspieler nicht zusagt. Desto besser gefällt ihm die Darstellung in der Komödie. In Drurylane hört er die Malibran.

Alles in Allem genommen, gefiel London unserem Reisenden ungleich mehr als Paris, wenn auch letztere Stadt auf den Ankömmling überwältigender wirkte. Nicht wenig mochte zu seiner guten Stimmung beitragen, daß Grillparzer in der Themsestadt von seinen Empfehlungen nur einen sehr bescheidenen Gebrauch machte und ungehindert durch gesellschaftliche Verpflichtungen sich gehen lassen konnte. Außer seinen Mitpensionären waren es meist Oesterreicher, mit denen er verkehrte, so z. B. der Secretär Hummelauer von der kaiserlichen Botschaft, ein grundgescheiter Mann und genauer Kenner der englischen Verhältnisse, der ihm in manchen Dingen an die Hand gieng. Zufällig kam Grillparzer in London

auch mit Eötvös, „einem armen Teufel von Ungar" zusammen, welcher damals die Absicht hatte, nach Amerika auszuwandern. Er hat sich die Sache noch überlegt, hat den „Dorfnotär" geschrieben und ist in seinem Vaterlande Minister geworden. Wegen ununterbrochener Regengüsse mußte Grillparzer, auch wenn er die Zeit erübrigt hätte, auf den Besuch anderer Orte in England verzichten; er begnügte sich, einige interessante Punkte in der Nähe der Hauptstadt zu besuchen. Windsor, das er in der Abendbeleuchtung sieht, entzückt den Dichter. Er findet die Luft so weich, rein und angenehm, wie nirgends in der Welt und nennt es einen bezaubernden Ort.

So nahte der Urlaub seinem Ende und es war Zeit, sich auf den Heimweg zu machen. Nicht ohne Rührung sahen ihn die Damen seiner Pension scheiden, als er am 16. Juni auf dem Dampfboote sich nach Antwerpen einschiffte. Nur einen Tag hielt er sich daselbst auf und staunte über die Meisterwerke der flandrischen Schule. Er bemerkt, daß Antwerpen in Hinsicht auf Kunstschätze außer den italienischen Städten der merkwürdigste Ort sei, weil alle die Herrlichkeiten, die man da findet, nicht gekauft noch gestohlen, sondern auf eigenem Boden gewachsen seien. Mit der Eisenbahn fuhr er nach Brüssel und dann mit der Post über Lüttich und Aachen nach Köln. Trotzdem er eine Antipathie gegen die Gothik hat, findet er den Dom herrlich. Die Rheinfahrt bis Mainz war vom schönsten Wetter begleitet. Frankfurt hat für ihn nur Interesse als Geburtsstadt Goethe's. Nachdem er die Stadt betrachtet, schreibt er in sein Tagebuch: „Von wo der Mensch ausgeht, dahin kommt er endlich zurück. Goethe fing mit den Ritterburgen und Naturschönheiten seines Jugendgesichtskreises an, kam bald in das bereits förmliche der Nachahmung des Antiken und hörte mit den Schnörkeln und der Steifheit seines Geburtsortes auf. Ehre und Bewunderung ihm, wo er das Rechte im Mittel traf, wo er abirrte und selbst wo er irgend fehlte." So hatte Grillparzer in der alten Reichsstadt etwas gefunden, was sich kecklich neben die Größe Alt-England's stellen konnte, und er schlug als Deutscher wieder die Augen auf.

In einer wunderschönen Mondnacht passirte er die Bergstraße, besah flüchtig Heidelberg und kam nach Stuttgart, um Uhlanden aufzusuchen. Uhland war gerade in der Kammer, als Grill-

parzer bei ihm vorsprach und so begab sich dieser dahin. Der prächtige Schwabe hielt eben eine Rede, was bekanntlich nicht seine stärkste Seite war, und auch sonst fand Grillparzer mit seinen noch frischen englischen Eindrücken an der Sitzung des deutschen Duodez-Parlamentes kein Gefallen. Nach Tisch wiederholte er seinen Besuch und traf diesmal Uhlanden zu Hause. Sie giengen in den Museumsgarten und poculirten bis in die Nacht hinein. Manch gehaltvolles Wort wurde da gewechselt. Sie sprachen über die altdeutsche Literatur und über die neuesten Erscheinungen der deutschen Lyrik. Dem Manne, der ganz im Geiste Schreyvogel's in der Pariser Bibliothek, statt sich in stiller Andacht in den Manesse'schen Codex zu versenken, lieber den Katalog der Kirchenväter einsah und der die Volkslieder für eine Art Unkrautes hielt, mußte das innerste Wesen Uhland's unverständlich bleiben; gleichwohl respectirte er ihn als den einzigen ihm ebenbürtigen Dichter der nachclassischen Zeit.

Von Stuttgart fuhr Grillparzer nach München. Hier ereilte ihn eine Hiobspost. Sein Tagebuch schließt mit den Worten: „In München angekommen, fand ich Briefe mit der Nachricht, daß mein Bruder Carl Weib, Kinder und Amt verlassen und die Amtscasse sich leer befunden habe. In Wien klagte er sich des Mordes an und gab alle Zeichen des Wahnsinns." So grüßte den armen Dichter die Heimat!

Unendlich trübe gestimmt langte er in Wien an. Das erste, was er that, war, sich des unglücklichen Bruders anzunehmen. Karl saß Monate lang in Haft. Die Untersuchung stellte heraus, daß er sich in Salzburg, wo er Beamter gewesen war, eines Versehens im Dienste schuldig gemacht und sich in einem Anfall von Geistesstörung fälschlich angeklagt habe. Er wurde als unschuldig aus dem Gefängnisse entlassen, verlor aber Amt und Brod. Grillparzern kränkte es tief, daß sein Name in so peinlicher Weise vor die Oeffentlichkeit gebracht worden war. Doch was ließ sich thun? Bruder Carl litt eben an dem Erbübel seines Hauses, welchem die Mutter und ein Bruder schon früher erlegen waren und dem nach vielen Jahren noch ein anderes Glied der Familie zum Opfer fallen sollte. Im Januar 1880 entleibte sich ein Großneffe des Dichters, Dr. Ludwig Grillparzer, am Vorabende seiner Verlobung.

Schon früher hatte Grillparzer viel für seine Verwandten gethan, jetzt war die Unterstützung der Familie des Bruders eine seiner Hauptsorgen. Daß seine dichterische Production durch diese Ereignisse nicht gefördert wurde, läßt sich begreifen. — Auch sonst brachte das Jahr noch manch' trauriges Erlebniß. Am 5. September 1836 starb Ferdinand Raimund in Folge eines Pistolenschusses, den der große Humorist und noch größere Hypochonder einige Tage zuvor gegen sich abgefeuert hatte. Ein Stück Alt-Wien wurde mit ihm zu Grabe getragen; aber noch viel mehr. Nicht mit Unrecht bemerkt ein Geschichtsschreiber unserer Tage, daß Raimund seit Hans Sachsens Zeiten der erste deutsche Poet war, der in Wahrheit das ganze Volk an die Bühne zu fesseln verstand und die Massen ebenso wie die Gebildeten durch seine Dichtungen ergötzte. Seine Stücke entzückten die Wiener und die Verehrer der Castelli'schen Muse fanden sich darin ebenso befriedigt, als die Anhänger der classischen Kunst. Der blasirte Gentz fühlte sich immer tief ergriffen, so oft er im Leopoldstädter Theater die Stücke des genialen Mannes besuchte. Und in München, Berlin und Hamburg fanden sie den gleichen enthusiastischen Beifall. Auch Grillparzer schätzte in Raimund den Dichter wie den Schauspieler, den ersten in der Reihe jener großen Talente, die wie Therese Krones, Ignaz Schuster, Korntheuer, den Capellmeister Wenzel Müller nicht zu vergessen, das Leopoldstädter Theater auf seinem Gebiete ebenso zum ersten Deutschland's machten, wie es das Burgtheater mit Schreyvogel, Grillparzer, Sophie Schröder und Sophie Müller in anderer Richtung war. Die Parallele wird noch leibhaftiger, wenn man bedenkt, daß Grillparzer und Raimund manches mit einander gemein hatten, eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit der Gesichtszüge, die gleiche Nervosität und Hypochondrie. Während aber der weichere Charakter dem tückischen Dämon erlag, war Grillparzer seiner schon vor Jahren Meister geworden. Nicht ohne Rührung lesen wir, wie Raimund einst über Grillparzer's „Traum ein Leben“ sich ausgesprochen. Raimund gieng häufig in's Burgtheater, um sich dort, wie er sagte, von seiner Possenreißerei zu erholen. So sah er auch einmal dem genannten Stücke zu, wurde immer unruhiger, ohne ein Wort zu sprechen, und sagte

endlich am Schlusse der Vorstellung ganz wehmüthig zum Nachbar, einem Wiener Schriftsteller: „Sehen Sie, das habe ich immer wollen und eigentlich ist mein „Bauer als Millionär“ derselbe Gedanke. Hier träumt der Held, bei mir ist Hexerei im Spiel. Hier wird er reich und mächtig; bei mir auch, nur muß er Galläpfel aufbeißen, in denen Ducaten stecken, was sagen will, daß es bitter und schwer ist, reich und mächtig zu werden. Hier flieht der Held die Liebe, bei mir flieht die Jugend den Helden, und so geht es Scene für Scene fort. Nur die vielen schönen Worte habe ich nicht, die möchten's in meiner Vorstadt draußen a nit versteh'n. Es ist ewig schad' um mich.“ [1]) So verzehrte sich ein großes Talent, statt sich seines Pfundes zu freuen, in endlosem Grame. Wie schön sagt der Altmeister:

„Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.“

Mit Wehmuth sah Grillparzer den langjährigen Genossen vom „Stern“, das echte Wiener Kind, vorzeitig scheiden. Als dunkles Schreckbild stand der Unglückliche vor ihm, nicht etwa der Zukunft, sondern als Schreckbild der eigenen Vergangenheit, die er so mühsam und männlich bekämpft hatte.

Die Wirkung der großen Reise nach dem Westen war durch die traurigen Familienereignisse beeinträchtigt worden; immerhin blieb noch ein Vorrath wohlthuender Frische zurück und dieser kam dem Drama zu Gute, mit welchem sich Grillparzer damals beschäftigte. „Weh dem, der lügt“ ist ein Schmerzenskind unseres Dichters in vielfachem Sinne. Der Stoff aus Gregor von Tours und zum Theile aus Thierry's „Recits des Temps Merovingiens“ entnommen, war ihm an's Herz gewachsen und im Vorhinein durchaus naiv gedacht. Wohl hatte Grillparzer mit seinen naiven Schöpfungen oftmals Unglück, so mit dem Gedichte auf die Genesung Ferdinand des Gütigen. Es war das eine Folge der großen Verbitterung, die sich tief im Herzen abgelagert hatte und die sich wider den Willen des Meisters in die Gebilde seiner Kunst eindrängte. Noch ein ander Moment fällt bei der Entstehung dieses Stückes in's Auge. Gar oft mußte Grillparzer den Vorwurf hören, daß die Idee in seinen Dramen nicht deutlich

genug zum Vorschein käme. Instinctmäßig suchte er jetzt diesem Einwande zu begegnen und führte in dem neuen Stücke mit Strenge den Grundgedanken durch, daß die Wahrheit das oberste Gesetz im Verkehre der Menschen sein solle, daß aber auch der lauterste Charakter sich nur schwer im Gewirre des Lebens frei von Trug und dem Vorwurfe der Lüge erhalten könne. Ein ganz neues Verfahren und entgegen dem bisherigen Schaffen des Dichters, denn bei ihm stand das deutliche Bewußtsein der Idee eines Werkes der Gediegenheit der Ausführung entschieden im Wege. Auch daß Grillparzer an einem Lustspiele sich versuchte, nachdem er bisher sieben Trauerspiele geschaffen, fällt auf und überraschte besonders seine Zeitgenossen. Die Sache findet ihre Erklärung nicht darin, daß Grillparzer über einen reichen Fond von Satyre verfügte, den er in der Gesellschaft und in zahlreichen Epigrammen ausstreute, und daß er ein klein wenig Mitarbeiter an einem der besten Lustspiele Bauernfeld's war. [2]) Wie kam er gerade dazu, sich jetzt mit einem Lustspiele zu befassen? Es mag das als ein Zeichen der im Allgemeinen besseren Stimmung des Dichters gedeutet werden. Die Eindrücke der trefflichen englischen Komödie und des englischen Lebens kamen ihm gewiß zu statten. Vielleicht trug auch der Umstand bei, daß seit Ende des Jahres 1835 ein neuer Tragiker mit ihm um die Palme rang, Friedrich Halm. So sehr scharfe Kritiker schon nach der „Griseldis" erkennen wollten, daß von Halm noch viel Gutes, aber nichts Großes zu erwarten sei, so war das Publikum vorerst von dem neuen Dramatiker wie im Sturme fortgerissen und Grillparzer, in derlei Dingen sehr empfindlich, wollte vielleicht zeigen, daß er auch auf einem bisher unbetretenen Gebiete Bedeutendes zu leisten im Stande sei. Wie dem immer sein mag, das Lustspiel wurde vollendet und den literarischen Beiräthen Bauernfeld und Feuchtersleben mitgetheilt. Beide hatten gewichtige Bedenken gegen die Aufführung, welche Grillparzer durch den Hinweis auf den Erfolg von „Traum ein Leben" alsbald zu entkräften wußte. Schreyvogel, eine unbestrittene Autorität in allem, was sich auf das Theater bezog, wollte von „Traum ein Leben" nichts wissen und trotzdem erwies sich das Stück als außerordentlich zugkräftig. Damit verglichen schien „Weh dem, der lügt" nicht

einmal sonderlich gewagt. Das Werk wurde also der Direction des Burgtheaters überreicht, fleißig einstudirt und am 6. März 1838 zum ersten Male gegeben. Die Vorstellung fand zum Besten der Regie statt, mit Anschütz als Gregor, Fichtner als Atalus, Löwe als Leon, Lucas als Galomir und Frau Rettich als Edrita. Ein Prolog, von Eduard Anschütz gedichtet und von Korn gesprochen, eröffnete die Vorstellung. Wie aus den gleichzeitigen Berichten hervorgeht, brachte das zahlreiche Publicum die beste Stimmung für den Dichter mit, und die ersten Acte wurden beifällig aufgenommen. Nach und nach stellte sich das Gefühl der Leere ein, und am Schlusse war ein Theil der Zuschauer fast geneigt, seinem Mißfallen entschiedenen Ausdruck zu geben. [3]) Das Stück erlebte in den nächsten Tagen noch die drei pflichtschuldigen Respectsvorstellungen und verschwand auf Jahrzehnte von den Brettern.

Ein so durchschlagender Mißerfolg auf der ersten deutschen Bühne und vor dem geschultesten Publicum ist noch immer nicht der Gradmesser für den Unwerth eines Drama's. Dasselbe Publicum hat Shakespeare's „Romeo und Julie" bei der ersten Aufführung im Jahre 1816 ganz entschieden abgelehnt und fünf Jahre später den Kleist'schen „Prinz von Homburg" tüchtig ausgelacht. Aber dem Landsmanne Grillparzer gegenüber, welcher über eine Schaar begeisterter Anhänger in seiner Vaterstadt verfügte, die gewiß der ersten Vorstellung seines Lustspieles beiwohnten, ist der Mißerfolg ein auffälliger, umso mehr, wenn man weiß, daß die dankbaren Wiener ihre Lieblinge nicht leicht vergessen. Die Thatsache der vollständigen Ablehnung von „Weh' dem, der lügt" durch das Publicum des Wiener Burgtheaters ist daher immerhin ein beachtenswerthes Moment. Fragen wir, was die Gleichzeitigen über das Stück sagen. Auch die rücksichtsvollsten Beurtheiler, wie Witthauer in der „Wiener Zeitschrift" und Hermann Meynert in der „Theaterzeitung" [4]), die mit wahrer Pietät an Grillparzer hangen, sprachen dem Drama theatralische Wirksamkeit ab und ein erfahrener Theaterpraktikus unserer Tage schloß sich diesem Urtheile an. Laube hat alle Tragödien Grillparzer's in das Repertoire des Burgtheaters wieder aufgenommen; von einer Aufführung des Lustspieles sah er gänzlich ab. So zart die genannten Schriftsteller ihre Meinung

genug zum Vorschein käme. Instinctmäßig suchte er jetzt diesem Einwande zu begegnen und führte in dem neuen Stücke mit Strenge den Grundgedanken durch, daß die Wahrheit das oberste Gesetz im Verkehre der Menschen sein solle, daß aber auch der lauterste Charakter sich nur schwer im Gewirre des Lebens frei von Trug und dem Vorwurfe der Lüge erhalten könne. Ein ganz neues Verfahren und entgegen dem bisherigen Schaffen des Dichters, denn bei ihm stand das deutliche Bewußtsein der Idee eines Werkes der Gediegenheit der Ausführung entschieden im Wege. Auch daß Grillparzer an einem Lustspiele sich versuchte, nachdem er bisher sieben Trauerspiele geschaffen, fällt auf und überraschte besonders seine Zeitgenossen. Die Sache findet ihre Erklärung nicht darin, daß Grillparzer über einen reichen Fond von Satyre verfügte, den er in der Gesellschaft und in zahlreichen Epigrammen ausstreute, und daß er ein klein wenig Mitarbeiter an einem der besten Lustspiele Bauernfeld's war.[2]) Wie kam er gerade dazu, sich jetzt mit einem Lustspiele zu befassen? Es mag das als ein Zeichen der im Allgemeinen besseren Stimmung des Dichters gedeutet werden. Die Eindrücke der trefflichen englischen Komödie und des englischen Lebens kamen ihm gewiß zu statten. Vielleicht trug auch der Umstand bei, daß seit Ende des Jahres 1835 ein neuer Tragiker mit ihm um die Palme rang, Friedrich Halm. So sehr scharfe Kritiker schon nach der „Griseldis" erkennen wollten, daß von Halm noch viel Gutes, aber nichts Großes zu erwarten sei, so war das Publikum vorerst von dem neuen Dramatiker wie im Sturme fortgerissen und Grillparzer, in derlei Dingen sehr empfindlich, wollte vielleicht zeigen, daß er auch auf einem bisher unbetretenen Gebiete Bedeutendes zu leisten im Stande sei. Wie dem immer sein mag, das Lustspiel wurde vollendet und den literarischen Beiräthen Bauernfeld und Feuchtersleben mitgetheilt. Beide hatten gewichtige Bedenken gegen die Aufführung, welche Grillparzer durch den Hinweis auf den Erfolg von „Traum ein Leben" alsbald zu entkräften wußte. Schreyvogel, eine unbestrittene Autorität in allem, was sich auf das Theater bezog, wollte von „Traum ein Leben" nichts wissen und trotzdem erwies sich das Stück als außerordentlich zugkräftig. Damit verglichen schien „Weh dem, der lügt" nicht

einmal sonderlich gewagt. Das Werk wurde also der Direction des Burgtheaters überreicht, fleißig einstudirt und am 6. März 1838 zum ersten Male gegeben. Die Vorstellung fand zum Besten der Regie statt, mit Anschütz als Gregor, Fichtner als Atalus, Löwe als Leon, Lucas als Galomir und Frau Rettich als Edrita. Ein Prolog, von Eduard Anschütz gedichtet und von Korn gesprochen, eröffnete die Vorstellung. Wie aus den gleichzeitigen Berichten hervorgeht, brachte das zahlreiche Publicum die beste Stimmung für den Dichter mit, und die ersten Acte wurden beifällig aufgenommen. Nach und nach stellte sich das Gefühl der Leere ein, und am Schlusse war ein Theil der Zuschauer fast geneigt, seinem Mißfallen entschiedenen Ausdruck zu geben.[3]) Das Stück erlebte in den nächsten Tagen noch die drei pflichtschuldigen Respectsvorstellungen und verschwand auf Jahrzehnte von den Brettern.

Ein so durchschlagender Mißerfolg auf der ersten deutschen Bühne und vor dem geschultesten Publicum ist noch immer nicht der Gradmesser für den Unwerth eines Drama's. Dasselbe Publicum hat Shakespeare's „Romeo und Julie" bei der ersten Aufführung im Jahre 1816 ganz entschieden abgelehnt und fünf Jahre später den Kleist'schen „Prinz von Homburg" tüchtig ausgelacht. Aber dem Landsmanne Grillparzer gegenüber, welcher über eine Schaar begeisterter Anhänger in seiner Vaterstadt verfügte, die gewiß der ersten Vorstellung seines Lustspieles beiwohnten, ist der Mißerfolg ein auffälliger, umso mehr, wenn man weiß, daß die dankbaren Wiener ihre Lieblinge nicht leicht vergessen. Die Thatsache der vollständigen Ablehnung von „Weh' dem, der lügt" durch das Publicum des Wiener Burgtheaters ist daher immerhin ein beachtenswerthes Moment. Fragen wir, was die Gleichzeitigen über das Stück sagen. Auch die rücksichtsvollsten Beurtheiler, wie Witthauer in der „Wiener Zeitschrift" und Hermann Meynert in der „Theaterzeitung"[4]), die mit wahrer Pietät an Grillparzer hangen, sprachen dem Drama theatralische Wirksamkeit ab und ein erfahrener Theaterpraktikus unserer Tage schloß sich diesem Urtheile an. Laube hat alle Tragödien Grillparzer's in das Repertoire des Burgtheaters wieder aufgenommen; von einer Aufführung des Lustspieles sah er gänzlich ab. So zart die genannten Schriftsteller ihre Meinung

vorbringen, sie träfe doch tödtlich das Stück, wenn sie begründet wäre, denn immer war es Grillparzern mit seinen Werken um die Aufführung zu thun. Er war wie Schreyvogel ein abgesagter Feind des Buchdrama's und verstand es meisterhaft einen vom Hause aus epischen Stoff für die Bühne zu gestalten: Zeugniß dessen die „Medea", das beste seiner Stücke.

Man hat weiter als Ursache der Niederlage vom 6. März 1838 die falschen Erwartungen angeführt, welche die Bezeichnung „Lustspiel" erregt habe, falsch deßwegen, weil die Bezeichnung selbst falsch sei. Doch das war Nebensache; das Publicum hielt sich daran, was ihm im Theater gebracht wurde und nicht an den Titel des Drama's. Uebrigens kann das Stück recht gut als Lustspiel gelten. Es liegt gewiß Humor darin, daß der Küchenjunge, der Lehre des Bischofs eingedenk und die gute Wirkung der Wahrheit erkennend, im Verlaufe des Stückes aus einem Lügner zum bewußten Vertreter der Wahrheit wird, während der heilige Mann die ursprüngliche Strenge seines Satzes mildert und endlich die Lüge entschuldigt. Auch das Auftreten Leons in der Burg des Barbaren ist von entschieden komischer Wirkung. Die eigentliche Bedeutung der Komödie liegt übrigens, ob mit oder gegen den Willen des Dichters, anderswo. Nicht leicht enthält ein Stück eine schärfere Satire gegen den Adel als „Weh' dem, der lügt". Welch' ein Gegensatz zwischen Leon und Atalus! Der erstere ein prächtiges Kind aus dem Volke, dem die Mutter Natur als Ersatz für die Niedrigkeit der Geburt alle andern Gaben verschwenderisch zutheilt, vor Allem die Energie des Willens, die ihn befähigt, sie geschickt anzuwenden und sich aus den Tiefen der Gesellschaft emporzuarbeiten; Atalus dagegen ein Bild des Aristokraten im schlechten Sinne des Wortes. Pochend auf den Zufall der Geburt sieht er mit Verachtung auf das Volk herab. Von der Gunst des Glückes, die ihm zu seiner privilegirten Stellung verholfen, erwartet er auch alles Andere und legt lieber thatenscheu die Hände in den Schooß, als daß er sich aus eigener Kraft aus der Niedrigkeit, in die ihn widrige Verhältnisse urplötzlich gestürzt, herausgerungen hätte. Weit mehr, als an dem vielgeschmähten Galomir, nahmen die vornehmen Logenbesucher, die bei der ersten Aufführung Zischlaute von sich gaben, an der Figur des Atalus Anstoß.

Es liegt ein kleiner Hohn darin, wenn Atalus, durch die Noth gedrängt, Küchengehilfe wird und dadurch Leon zu Ehren bringt, der dieses Metier bisher ausübt, aber genug Witz und Geist und Thatkraft hat, um seinen blasirten Gesellen überall auszustechen. „Weh' dem, der lügt" heißt das Stück, und es ist eine Lüge, wenn der Adel, der seine Stellung nicht ausfüllt, Ansprüche auf Anerkennung seines vermeintlichen Vollwerthes erhebt. Wie gesagt, das Alles liegt im Stücke zum Greifen nahe und die vornehme Gesellschaft Wiens hat es auch rasch herausgefunden. Saphir, der es mit diesen Kreisen nie verdarb, weist in seiner Recension ziemlich deutlich darauf hin. [5])

Wir kommen nun zu den Charakteren des Stückes. Kein Zweifel! Alles Licht fällt auf Leon, wie in „Nathan" auf den Juden und den Muselmann. Leon ist die beste männliche Figur, welche der Dichter bisher geschaffen hatte. Die Träger des Adels sind dießmal Stiefkinder seiner Muse, nicht zum Wenigsten die Figur des Galomir. Es ist sonderbar, was oft Mütter und Poeten für Neigungen haben. Wie die ersteren gerade ihre mißgestalteten Kinder, denen die Natur Alles versagt hat, zum Gegenstand ganz besonderer Zärtlichkeit machen, so hat Grillparzer auf seinen Galomir immer große Stücke gehalten, gerade deßwegen, weil man ihn so schwer angegriffen hat. Sagt er doch einmal, Galomir sei eine Rolle, auf die ein tüchtiger Schauspieler reisen könne, und bemerkt erläuternd, Naturmenschen sprächen nicht in Sätzen, sondern in einzelnen Worten; nur Lucas habe aus dem Galomir einen Cretin gemacht. Gewiß! Als Cretin tritt uns Galomir im Stücke nicht vor die Augen. Die Art, wie er sich ausdrückt, erinnert uns hie und da schüchtern an die Gespräche der beiden Virginier, der stehenden Figuren eines Wiener Witzblattes unserer Tage. Aber seine ganze Umgebung, Kattwald und besonders Edrit, hält ihn für blöde. Durch den Eindruck, welchen Galomir auf diese beiden Personen macht, wirkt er auf uns und wir denken uns ihn zuletzt so, wie sich Edrit ihn zurechtlegt. Wie kam nun der Dichter dazu, eine solch' unglückliche Figur zu zeichnen? Grillparzer brauchte dieselbe dringend, denn nur, wenn Edrit vor der Ehe mit diesem thierischen Wesen zurückschaudert, wird ihre Flucht mit Leon gerechtfertigt. Die Thatsache der Flucht fällt unter solchen Umständen gar nicht auf, denn daß eine Grafentochter

einem hübschen Koche nachläuft, das kömmt nicht bloß im Lustspiele vor, zumal wenn der Koch ein solch' gescheiter und braver Bursche ist, wie Leon. Der Hauptfehler des Stückes ~~liegt anderwärts~~: Galomir ist keine komische Figur. Er ist für uns vielmehr ein Gegenstand halb des Ekels, halb des Mitleides, und der Dichter hat mit dieser Gestalt weit über sein Ziel hinausgeschossen. Deßhalb ist sie eine verfehlte Zeichnung, die nicht gerechtfertigt wird, wenn man auf Shakespeare's „Kaliban" hinweist. Wir lachen, wenn Leon die Wahrheit als ein Mittel anwendet, um zu täuschen, und wenn ihm das gelingt, gelingt der rohen Kraft des Barbaren Kattwald gegenüber; aber wir lachen nicht, wenn Edrita dem Verlobten die Waffen entlockt und mit ihren zwei Verbündeten den Armen an den Baum fesselt.

Edrit selbst ist eine frische, lebens- und darum auch wirkungsvolle Gestalt von starkem Temperamente, wie die Frauen Grillparzer's alle, ein echtes Barbarenkind, das zu dem fröhlichen Franken in Liebe hingezogen gerne auf alle Vorrechte der Geburt verzichtet. Nur an einzelnen Stellen tritt dieses Naturkind ein wenig über die Schranken der Weiblichkeit hinaus, wird übrigens im Verlaufe des Stückes besser und edler, gerade so wie Atalus.

So haben zwei Menschen dem Küchenjungen ihre Läuterung zu danken und dieser verdient es voll und ganz, wenn er das wilde Reis auf fränkischen Boden verpflanzt und sie zum Weibe erhält. Er hat ja am Ende alle Aussicht nobilisirt zu werden!

Wenn wir so das Stück betrachten, das voll Lebens ist und die Spuren des Alters so wenig verräth, wie ein hundertjähriger Tannenbaum, der im Walde mit reichen Aesten bis zum Boden behangen dasteht, wenn er die Pelzmütze des Winters abgelegt hat, seinen würdigen Duft ausströmt den Enkeln, wie er vor Jahren den Vätern gethan, dann können wir wohl sagen: „Weh' dem, der lügt" ist ein gewagtes Stück, wie alles Menschliche nichts weniger als tadelfrei, aber ein Werk, das wir uns aus den Schöpfungen des Dichters um keinen Preis wegdächten. Es hat nicht gefallen, hat auch in jüngster Zeit, wo das Wiener Publicum demselben mit Andacht, wie bei der Todtenmesse des Dichters, lauschte, nur einen Achtungserfolg davongetragen. Indeß die Zeiten kommen und gehen

und mit ihnen die Meinungen. Sind wir Kunstrichter für die Ewigkeit, daß wir zu sagen vermöchten, das, was uns nicht ganz behagt, werde auch ein fernes Geschlecht nicht ergreifen, erheitern und rühren? Nein! Deßwegen braucht man auch an dem vielbestrittenen Lustspiele des Meisters nicht zu verzweifeln.

Grillparzer war durch die Scenen des 6. März 1838 auf's Tiefste verletzt und gekränkt. Gewohnt, das Publicum des Burgtheaters als den berufenen Richter seiner poetischen Leistungen anzusehen, nahm er dießmal das Urtheil mit Groll auf, ohne sich dabei verhehlen zu können, daß es doch nicht ganz ungerecht sei. Bauernfeld läßt in einem kleinen Lustspiele „Weh' dem, der dichtet", einem allerliebsten Sächelchen, das am 13. März 1838 in einem Wiener Blatte erschien,[6]) den Dichter zu seinem Freunde sagen:

„Der Dichter und sein Publicum sind Eins!
Ein Werk ist fertig nicht, wenn es vollendet
Und abgelöst von seines Schöpfers Seele, —
Nein, dann erst, wenn's in Andre übergieng,
Wenn sein geheimer lebensvoller Geist
In alle Adern sich der Welt verbreitet.
In Einsamkeit wird die Idee empfangen,
Die doch Gemeingut ist der ganzen Menschheit
Und die, wenn ächt, in's Allgemeine wirkt.
Der ist kein Dichter, der die Welt verachtet,
Der ist kein Dichter, der, in sich verschlossen,
Nicht emsig nach dem leisen Urtheil horcht,
Das aus der allgemeinen Stimme spricht:
Die Wirkung erst vollendet das Gedicht."

Das mochten wohl auch die Gedanken Grillparzer's sein.

Das Verhalten der Kritik trug nicht dazu bei, die Wunde, so ihm das Publicum seiner Vaterstadt geschlagen, zu heilen. Wenn auch die „Wiener Zeitschrift" und die „Theaterzeitung", welches Blatt damals den größten Lesekreis in Oesterreich hatte und 4000 Abonnenten besaß, für die damalige Zeit eine große Zahl, mit Zartheit und Tact das Stück besprachen, so benützten dafür die kleinen Blätter die willkommene Gelegenheit, bei der Verurtheilung eines erlauchten Mannes mitzuwirken. Saphir namentlich, seit 1837 Herausgeber des „Humorist", ein alter Gegner Grillparzer's, goß über den Gegenstand eine kräftige, wohlgepfefferte Brühe aus, gewiß zum

Vergnügen seiner Leser. Der Aufsatz, in welchem Lob und Invective bunt durcheinander gemengt sind, trägt das Motto:

„Weh' dem, der lügt", Lustspiel.
„Weh' dem, der die Wahrheit sagt", Trauerspiel.
„Wohl dem, der schweigen kann", Pantomime.

Es liegt in der Macht des Künstlers, sich in einer solch' peinlichen Lage Genugthuung zu verschaffen. Bauernfeld und Halm waren mehr als einmal im gleichen Fall. Bei ihrer raschen Production verschlug ein Mißerfolg nichts. Hatte ein Stück nicht gefallen, so erschien nach einem halben Jahre ein anderes, das vielleicht durchgriff. Dazu gehört aber Jugend und Selbstvertrauen. Grillparzer war nicht mehr in der Lage, jedes Jahr ein Stück zu bringen. Die Wahl des Gegenstandes bereitete ihm Verlegenheiten; es lag ihm nämlich eine Menge alter liebgewordener Stoffe vor, zwischen denen er schwankte. Nach Laune und Herzensbedürfniß trat er an sie heran, ohne doch von einem so mächtig ergriffen zu werden, daß er ihn rasch vollendet hätte. Dazu waren es Vorwürfe, welche dem Bedürfnisse einer nach starken Eindrücken begehrenden Zeit nicht entgegenkamen und keinen Erfolg versprachen. Noch aus andern Gründen verlangsamte sich damals seine Production. In Grillparzer vereinte sich von Jugend an die lebhafteste Phantasie mit dem kältesten, durchdringenden Verstande. Der letztere überwog schon seit einer Reihe von Jahren. Unendlich belesen in der Literatur aller Völker genügten ihm die eigenen Schöpfungen nicht mehr, wenn er sie verglich mit denen der großen Meister, und das Ziel, das der Jüngling schon zu erreichen gewähnt, es rückte sich allmälig dem reifen Manne in die Ferne. Er wußte, daß „Weh' dem, der lügt" für den Augenblick sein bestes Können bedeute und doch an Werth den früheren Stücken entschieden nachstand. Sein Unvermögen, das Höchste in der Kunst zu erreichen, drückte ihn gewiß schwer, und doch fühlte er sich überlegen allen Dichtern deutscher Nation, die nach Göthe und Schiller gekommen waren und überlegen der Kritik und Afterkritik. Undankbar nannte Grillparzer seine Zeit, und mit Recht, denn selbst in seiner Vaterstadt wurden die besten Schöpfungen seiner Muse nicht mehr gelesen und nicht mehr gespielt. Die „Medea", der „Ottokar" und die „Hero" waren

vergessen von dem leichtlebigen Geschlechte. Besseres zu bieten war er nicht im Stande, darum schloß er sich von der Bühne nach dem Mißerfolge des Jahres 1838 ab. Kein neues vollständiges Werk hat Grillparzer seitdem veröffentlicht. Ab und zu erschienen lyrische Gedichte oder Epigramme in Almanachen und Zeitschriften zerstreut über ganz Oesterreich, ein oder das andere Mal auch das Fragment eines Drama's. Der Tragiker, den die Deutschen in Oesterreich in unserem Jahrhunderte zu besitzen so glücklich waren, war verstummt.

Als Grillparzer 1836 mit Rossini in Paris bei Rothschild zu Tische war, antwortete ihm der Maestro auf die Frage, ob er noch eine Oper zu schreiben gedenke, mit: Nein; denn erstens habe er genug geschrieben und dann gebe es Niemanden mehr, der singen könne. Jetzt erzählte man sich in Wien ähnliche Aeußerungen von Grillparzer. Es hieß, er schreibe nichts mehr oder gebe nichts heraus, weil man seine Stücke nicht mehr zu spielen verstehe. Wenn der Dichter, um zudringliche Frager fern zu halten, derlei Worte wirklich sprach, so wußte er am besten, daß sie nur einen Theil der Wahrheit enthielten. Deutlicher drückte er sich in dem Gedichte „Stabat mater“ aus.

Wollte man aber glauben, daß die Wiener sich über das Schweigen Grillparzer's sonderlich gegrämt hätten, so wäre das ein Irrthum; sie dachten sich oder sagten es gar: „Glaubt er uns damit zu strafen, so straft er viel härter sich selbst, und sein Verstummen ist ein Zeichen, daß es mit seinem Pfunde zu Ende geht.“ Die Residenz war um einen Sonderling reicher und das war alles; höchstens, daß man den „Traum ein Leben“ bald vom Repertoir absetzte. — So urtheilte die Menge. Den gebildeten Wienern blieb Grillparzer natürlich noch immer eine Art Respectsperson, die man schon aus dem Grunde in Evidenz halten mußte, um damit von Zeit zu Zeit dem übrigen Deutschland gegenüber groß zu thun; denn es brach eine Zeit an, in der man in der Hauptstadt Oesterreichs mit einem unklaren Deutschthum prunkte. Nur ein kleine Gemeinde blickte andächtig und unverwandt zu ihrem Meister empor und vertraute der Zukunft.

Und der Dichter selbst? Wenn er auch im Amte verdrießlich war, die Menschen mied, über sein Oesterreich sich grämte und

raisonnirte und über Deutschland spottete; es kamen Augenblicke, wo das alles vergessen war. Die Morgenstunden waren im reifern Mannesalter den geistigen Geschäften gewidmet. Da saß er in seinem Arbeitsstübchen im alten Sorgenstuhle und las in den Werken der Dichter und Denker aller Nationen und nahm auch an den Bestrebungen der Gegenwart regen Antheil. Hie und da legte er das Buch aus der Hand und sann. Die Hand griff nach dem Stifte und schöne und große Gedanken fanden die passende Form. Auch die Erinnerung an vergangene gute Zeiten überkam ihn. Das waren die glücklichen Stunden des alternden, einsamen Junggesellen.

VIII.

Grillparzer nannte sich selbst einen Stocköstereicher zu einer Zeit, als seine „Ahnfrau" in Deutschland einen ungeheuern Erfolg hatte; doch fühlte er sich immer als deutscher Dichter und empfand es jetzt, wo ihn Oesterreich zu den Todten warf, doppelt schmerzlich, auch draußen im Reiche nichts zu gelten. Zwar seine ersten Dramen wurden da noch manchmal als Paraderollen älterer Schauspielerinnen gegeben, aber mit der Aufführung der übrigen machte man nur sehr schüchterne Versuche. Die Grillparzer'schen Stücke verhallten spurlos jenseits des schwarzgelben Schlagbaumes. Der „Ottokar" griff 1830 weder in Hamburg noch in Berlin durch. Der „Treue Diener" und der „Traum ein Leben", die in Prag, welche Stadt Wien gegenüber eine gewisse Selbständigkeit des Urtheils behauptete, außerordentlich gefielen, fanden in Deutschland die kühlste Aufnahme. Das erstgenannte Stück mißfiel 1830 zu Dresden und Mainz und der „Traum ein Leben", machte 1835 in München einen so flauen Eindruck, daß er nach ersten Vorstellung von der Bühne verschwand. Nur in Hamburg hat er Glück gemacht. In Berlin trieb man die Ignorirung Grillparzer's so weit, daß das königl. Hoftheater die „Hero" im Februar 1874 und den „Traum ein Leben" sogar im December 1878 zum erstenmal brachte. Und wenn man sich vor 1848 auf die nie ruhende Production Raupach's und Gutzkow's,

welch' ersterer von der Berliner Bühne kaum zu bewältigen war, berufen konnte, so fällt auch dieser bescheidene Vorwand Angesichts der sprichwörtlichen Dürre dramatischen Schaffens nach 1848 weg. Die Ignorirung Grillparzer's, eines so bedeutenden dramatischen Dichters, ist eine ganz merkwürdige Thathsache, die viel zu denken giebt. In Deutschland wundert man sich in unsern Tagen selbst darüber und spürt den Ursachen dieser Erscheinung nach. Gustav Freytag will als Hauptursache die großen Theatergebäude Deutschlands heranziehen, in denen die duftigen Gebilde der Grillparzer'schen Muse nicht zur Geltung kämen [1]). Diese Erklärung, so feinsinnig sie ist, berührt unsere Frage doch nur an der Oberfläche. Dasselbe norddeutsche Publicum, welches der „Ahnfrau" und der „Sappho" zugejubelt hatte, gieng an der „Medea" und dem „Ottokar" achtlos vorüber, also an Stücken, die den vorgenannten an Werthe gewiß nicht nachstehen. Wilhelm Scherer sieht tiefer; er findet die unangenehme Ursache obiger Erscheinung in der verhältnißmäßig niedern Stufe der ästhetischen Cultur in Deutschland, in dem Mangel einer festen Tradition der Kunstübung und des Kunsturtheils und einer einheitlichen Meinung in künstlerischen Dingen [2]). Grillparzer hat auch hier dem trüben Wasser bis auf den Grund gesehen. Er sagt, es habe in Deutschland seit dem Beginne der 20er Jahre an Schauspielern und endlich am Publicum gefehlt. Den größten Schaden aber habe die Kritik angerichtet, die damals die Production überholt hatte. Die Stücke Grillparzer's bedürfen guter Schauspieler, Wahrheit der Darstellung und eines tüchtigen Zusammenspiels, schon aus dem Grunde, weil sie ganz für die Bühne und nur für die Bühne gedichtet sind. Bei mittelmäßigem Spiele wird auch die große Scene in der „Esther" unleidlich, bei gutem ist sie hinreißend schön. Der sinnliche Reiz der Frauengestalten geht verloren, wenn die Darstellerin diesem Zuge nicht Rechnung tragen kann und in den weiblichen Figuren liegt ja die Stärke der Grillparzer'schen Stücke. Wenn die tragische Kunst der Sophie Schröder die Zuschauer über ihren Mangel an Jugend und Schönheit hinweg half, so glückte das eben der ersten Schauspielerin Deutschlands und die hatte wenig Nachfolger! Die Stücke Grillparzer's bedürfen aber auch, wie jede Dichtung, die nicht vorweg den Stempel anerkannter Classicität

an sich trägt, gegen den ein Widerspruch nicht aufkömmt, empfänglicher Hörer. Bei uns in Oesterreich erhält das Publicum seine Eindrücke durch keine fremde, vielleicht gefärbte Brille, urtheilt ohne Voreingenommenheit, hie und da zu warm, im Großen und Ganzen in theatralischen Dingen richtig. Das Stammpublicum des Burgtheaters von Schreyvogel herangezogen, der eben den theatralischen Instinct seiner Landsleute bildete und regelte, ließ sich von Männern wie Hebenstreit, Ebersberg, Pietznigg und selbst Saphir nicht so leicht beeinflußen. Erst nach Schreyvogel's Tode trat allmälig ein Umschwung ein, nicht zum wenigsten bestimmt durch den Rückschlag der öffentlichen Meinung von draußen. Anders war es in Deutschland. Die angesehensten Männer, deren Urtheil für die Gebildeten — und dazu wollte sich dort jedermann, der in's Theater gieng, zählen —, maßgebend war, Solger[3]), Zelter, Tieck, Wolfgang Menzel sprachen sich in den wegwerfendsten Ausdrücken über Grillparzer's Dichtungen aus oder sie beobachteten, wie Gutzkow, tiefes Schweigen über den Dichter aus Oesterreich, der sich in einem so entwickelten Zeitalter noch immer nicht zur Höhe des Buchdramas aufzuschwingen vermochte. Die Literaturhistorie nahm seit Gervinus in ihre Compendien auf Grund der Autoritäten das Verdict bereitwillig auf, in vielen Fällen, ohne die Werke des be- und verurtheilten Dichters auch nur gelesen zu haben. [4]) Und nichts hat zur Verflachung unserer Bildung, zum seichten Urtheil und zur Scheu vor gehaltvoller Lectüre so viel beigetragen, als das Studium der Literaturgeschichte, mit dem nach einer seltsamen Pädagogik der Knabe schon auf der Schulbank gequält ward; denn von den zum ewigen Gedächtniß aufgestapelten Gemeinplätzen machte sich der Mann oft im ganzen Leben nicht mehr los. Erhält einmal ein hervorragend kritischer Menschenschlag, wie die Norddeutschen in der Mehrzahl der Gebildeten es sind, ein Leitmotiv, dann greift ein solches bei der Uniformität der deutschen Bildung viel leichter durch und ist unendlich schwer aus dem Ohre zu bringen. So wurde das norddeutsche Publicum, das dem mit den Eigenthümlichkeiten des Südens ausgestatteten Poeten noch heute in Manchem fremd gegenüber steht, in der Beurtheilung seiner Werke wesentlich beirrt. Die Romantiker, die Hegelianer hatte Grillparzer zu Feinden; daß

er sich vermöge seiner Richtung das junge Deutschland und die ganze politische Lyrik seit 1830 vom Leibe hielt, trug dazu bei, seine Persönlichkeit [5]) ebenso wie seine Werke als unbedeutend hinzustellen und ihn vollends als Dichter zu discreditiren. Man merkt den deutschen Schriftstellern, die nach Wien zu Besuche kamen, um dann ihre flüchtigen Eindrücke oft in ebenso flüchtiger Darstellung mitzutheilen, an, wie verlegen sie in der Regel waren, wenn sie mit Grillparzer zusammen kamen. Sie kannten ihn zumeist nur aus alten Recensionen und viele mögen zum erstenmale die auf ehrwürdigem Löschpapier gedruckten Wallishauser'schen Ausgaben zur Hand genommen haben, ehe sie beim Dichter der „Ahnfrau" — das war der Titel Grillparzer's draußen im Reiche — ihre Karte abgaben.

Diese nicht wegzuläugnenden Thatsachen sind beschämend für das deutsche Volk. Sie erklären uns vieles, aber nicht alles. Wenn sich der edle Theil einer großen Nation von einem seiner besten Söhne abwendet, ja denselben bei seinen Lebzeiten vergißt, so vergißt, als ob die Blätter seiner Poesie sogleich nach ihrer Geburt den Winden preisgegeben worden wären, dann muß doch auch dieser Sohn, und wäre er wie gesagt der Besten einer, etwas verschuldet haben. Die Schuld Grillparzer's, um sich dramaturgisch auszudrücken, liegt vor und sie begründet mit die Tragik eines reichen Dichterlebens.

Wenn Grillparzer's Name in Deutschland wenig genannt wurde, so ist das gewiß auch auf den Umstand zurückzuführen, daß er seine Werke bei einem österreichischen Verleger erscheinen ließ, welcher sich auf sein Geschäft recht schlecht verstand. Der Dichter spricht sich in einem Briefe an Böttiger [6]) über die Gründe aus, die ihn veranlaßten, den wiederholten Verlagsantrag des rührigsten Buchhändlers in Deutschland, F. A. Brockhaus, abzulehnen. Das niedrige Anbot, der Wunsch des Autors, seine Dramen früher auf den bedeutenderen Bühnen aufgeführt zu wissen und sich hiedurch eine Einnahmsquelle zu verschaffen, die Abneigung, die „Sappho" in einem Taschenbuche einem beschränkten Leserkreise vorzulegen, die Gefahr, welcher der deutsche Verlag durch den Nachdruck in Oesterreich ausgesetzt war und, was vielleicht den Ausschlag gab, das

Stocköſterreicherthum Grillparzer's, welches ſeinen Stolz darein ſetzte, daß die Werke eines Wiener Dichters auch in Wien erſchienen, waren ſicher nicht kleinliche Motive, aber ſie hatten zunächſt zur Folge, daß die Werke Grillparzer's nur in einer ſpärlichen Zahl von Exemplaren ihren Weg nach Deutſchland fanden, wo man damals Theaterſtücke lieber las, als daß man ſie von der Bühne herab hätte auf ſich wirken laſſen. Noch eine andere Thatſache, die in's Gewicht fällt, kam hinzu. Dem Zeitalter der claſſiſchen Literatur war in Deutſchland eine Periode der Ermattung gefolgt. Die Epigonen waren nicht im Stande, es Schillern und Göthen auf dramatiſchem Gebiete gleich zu thun. Die gewaltigen Weltereigniſſe im Anfange des Jahrhunderts und beſonders die Befreiungskriege hatten eine Einkehr der Nation und die Vertiefung und Verſenkung des Einzelnen zur Folge und waren demgemäß der Entwicklung der Lyrik günſtig. Hier ſchien auch noch ein Feld zu ſein, auf welchem man nicht ohne Erfolg mit den großen Meiſtern zu ringen vermöchte. Ein geiſtvoller Kritiker des Berliner „Geſellſchafters", dem Varnhagen'ſchen Kreiſe angehörig, nannte 1822 Müllnern, den hochangeſehenen Dramatiker, ein großes Talent, fügte aber hinzu: „Damit wir den Dichter in ihm wahrhaft erkennen, wolle er uns einmal lyriſche Gedichte geben." [7]) Die Aeußerung iſt bezeichnend für die Auffaſſung jener Zeit. Hofrath Müllner gieng auf die Herausforderung natürlich nicht ein und er wußte recht gut, warum er es nicht that. Grillparzer war nun als Lyriker in Deutſchland faſt ſo wenig gekannt, als Müllner, wenn er auch mit dieſem trockenen Patron ſonſt ganz und gar nicht zu vergleichen iſt. Einzelne Gedichte, z. B. der „Abſchied von Gaſtein" und „die Ruinen des Campo Vaccino" machten wohl in allen deutſchen Blättern die Runde und wurden mit Begeiſterung aufgenommen, aber viel mehr kannte man von Grillparzer's lyriſchen Gedichten nicht. Die „Aglaja", in der Grillparzer, beſonders von 1819—22, ſeine Gedichte erſcheinen ließ, kauften in Deutſchland faſt nur Sammler wegen der prächtigen John'ſchen Stiche, und die übrigen öſterreichiſchen Taſchenbücher und Zeitſchriften, welche hie und da Gedichte von Grillparzer brachten, nahmen nur ſelten den Weg über die Grenzen des Kaiſerſtaates. Alle deutſchen Poeten in Oeſterreich

fühlten, daß, wenn sie sich mit ihrer Production auf Oesterreich beschränkten, sie damit vorweg auf die Anerkennung Deutschland's verzichteten, und wir begegnen deßhalb ihren Namen häufig in deutschen Almanachen und Zeitschriften. Auch die loyalsten, wie Caroline Pichler, Zedlitz, Castelli, Seidl, Dräxler-Manfred, Marsano, Halirsch, Deinhardstein, Schlechta, ja sogar Ludwig Jeitteles und W. Schießler ließen sich entweder im „Morgenblatte" oder im „Gesellschafter", zum Mindesten in der bereitwilligen „Dresdener Abendzeitung" vernehmen. Nur Grillparzer hat eine Ausnahme gemacht. Nie hat er einer außerösterreichischen Zeitschrift einen Beitrag zugeschickt, denn die beiden „Episteln", welche 1844 in den „Grenzboten" erschienen, [8]) sind offenbar nur durch Indiscretion dahin gelangt. Das Gleiche gilt von dem Nachrufe an Beethoven, welcher 1827 in einem Berliner Journale zu lesen war, und, von Nachdrucken abgesehen, sind mir bloß drei Fälle bekannt, wo ein Poem unseres Dichters in einem außerösterreichischen Almanache veröffentlicht wurde. Becker's Taschenbuch für 1821, herausgegeben von Friedrich Kind, brachte „das Urbild und die Abbilder" und „Licht und Schatten"; [9]) Hell's Penelope für 1834 den „Weihgesang" [10]) und Justinus Kerner's „lyrische Blätter" vom Jahre 1847 die „Wintergedanken". [11]) Dagegen erschienen Grillparzer's Gedichte in Almanachen, Zeitschriften und in den Wohlthätigkeitsalbums fast aller Länder Oesterreich's, so daß man dieselben häufig nicht einmal in Wien, geschweige denn jenseits der Grenze zu Gesichte bekam. Und wie oft auch davon die Rede war, daß Grillparzer seine Gedichte gesammelt dem Publicum vorlegen werde, [12]) die Sammlung kam bei seinen Lebzeiten nicht zu Stande. So entzog Grillparzer Deutschland beharrlich gerade jenen Theil seiner Poesie, auf den es einen großen Werth bei der Beurtheilung eines Dichters zu legen gewohnt war. Gewiß hat das Publicum eine Verpflichtung gegen den Dichter, der Dichter hat sie aber auch gegenüber dem Publicum und er muß sich bescheiden, wenn er sie zu erfüllen versäumt hat. Es gieng Grillparzern nicht besser, als dem Staate, welchem er angehörte. Oesterreich hat sich von Deutschland seit Ferdinand II. geistig getrennt und isolirt; wer durch und durch Oesterreicher war, der

theilte eben das Schicksal seines Vaterlandes, zumal wenn er unter dem Regimente des Fürsten Metternich lebte.

Welche Wandlungen hat die alte Ostmark im Laufe der Jahrhunderte erfahren! Und doch haben sie bis in die Zeit Josef's II. den deutschen Charakter der Erbländer im Wesentlichen nicht alterirt. Erst mit der Einverleibung Galiziens und der Bukowina erlitt dieser eine erhebliche Einbuße und der Versuch Kaiser Josef's, durch Vereinigung des gesammten bairischen Stammes unter dem Doppelaar das alte Verhältniß der Bevölkerung wieder herzustellen, scheiterte an den Gegenbestrebungen des alten Friedrich, wie die Germanisirung des gesammten Donaustaates schon an der Undurchführbarkeit der Idee. Die beiden mißlungenen Pläne blieben eine Warnungstafel für die zukünftigen Staatsmänner Oesterreichs. Dazu kam, daß seit der Erstarkung Ungarns dieses Land einen bedeutenden Einfluß auf die Centralleitung gewann, zum wenigsten in der Art, daß sein Widerstand als ein gewaltiger Factor bei der Politik der Monarchie in Rechnung gezogen werden mußte.

Wir wollen uns nicht mit historischer Casuistik abgeben, noch fragen, ob nicht ein Sieg Oesterreich's im Jahre 1809, der keineswegs außer dem Bereiche der Möglichkeit lag, und die Ausnützung desselben durch eine kräftige, zielbewußte, deutsche Regierung im Sinne Stadion's bei der Ohnmacht Preußens der Geschichte unseres Landes etwa eine andere, entscheidende Wendung gegeben hätte. — Auf Stadion folgte Metternich, auf den Volkskrieg des Jahres 1809 der Cabinetskrieg von 1813—15. Der Sieg über Napoleon erhöhte die Macht Oesterreich's nach außen und kräftigte die Staatsidee im Innern. Gleichwohl übernahm auf Grund der Wiener Verträge die Monarchie Aufgaben, die schier nicht zu lösen waren, gewiß nicht zu lösen waren von Staatsmännern, wie wir sie seit jener Zeit in Oesterreich hatten. Durch die Erwerbung Lombardo-Veneticus wurde Oesterreich vollständig ein internationaler Staat, der in Italien wie in Deutschland durchaus österreichische Politik trieb, dort als italienische, hier als deutsche Macht auftrat und in beiden Ländern die Führung an sich riß, aber wegen seines fremden Charakters, und weil es sich bloß auf die kleinen Fürsten stützte, den nationalen Geist gegen sich wach rufen mußte und so

seine Gegner Sardinien und Preußen großzog. Und das zu einer Zeit, wo Oesterreich im Oriente und in der polnischen Frage der Gegnerschaft Rußland's, und in der italienischen der Frankreich's sicher war. Die internationale Stellung Oesterreichs war verlockend für den Staatskanzler, machte sie ja den Minister der auswärtigen Angelegenheiten halb und halb auch zum Minister des Innern. Die Schwierigkeit der Lage war dem leichtlebigen Manne nicht einmal ein Sporn, von der sprichwörtlich schlechten österreichischen Finanzverwaltung abzuweichen, deren Besserung doch die einzige Gewähr für die Durchführung des gewagten Problemes geboten hätte. Die Stabilität, der leitende Gedanke Metternich's in seiner Politik nach außen, der einzige, welchen er überhaupt seit 1815 hatte, wurde unter diesen Umständen auch die Richtschnur für die Regierung im Innern. Nicht bloß vor dem Liberalismus graute Metternich, auch vor einem anderen Kinde dieser mächtigen Bewegung und des Cäsarismus, vor der nationalen Idee, die in Italien, in Deutschland und im Oriente spuckte, suchte er ängstlich den Kaiserstaat und Europa zu bewahren. Das eine gelang ihm so wenig wie das andere. Der elegante Salonmann mühte sich vergeblich als neuer Sisyphus ab, mit kleinlicher Mechanik den Felsblock, der in's Rollen gekommen war, zum Stehen zu bringen; er wurde schließlich von demselben mit seinem ganzen Systeme zerschmettert. Wenn er übrigens so lange Widerstand leistete, so dankt er das neben anderen glücklichen Umständen von großer Tragweite auch einem kleinen Factor — dem Temperamente der Deutschen in Oesterreich.

Diese Deutsch-Oesterreicher sind ein ganz merkwürdiges Völkchen. Aus allen deutschen Stämmen zusammengewürfelt, unter denen jedoch der bairische in den Alpenländern in geschlossener Masse auftritt, haben sie durch tausendjähriges Zusammenwohnen mit andern Racen viel fremdes Blut in ihren Adern und mit einzelnen Vorzügen auch manche Unart ihrer Nachbaren geerbt. Dieselben Eigenschaften, die sie im Zeitalter der Kreuzzüge auszeichnen, bilden noch heute den Grundzug ihres Charakters. Leicht im Erwerbe und froh im Genusse, tief im Empfinden und schwach im Wollen, durch große Begabung die mangelnde Ausdauer ersetzend, schnell verzagt und doch

nicht verzweifelnd, auch in trübster Zeit noch den Spott auf den Lippen, treuer dem Lande als ihrem Volke, immer mehr versprechend als haltend, so stellen sie sich dem Auge des sorgsamen Beschauers dar und, als ob das schöne Land, in dem sie wohnen, ihnen etwas von seiner Anmuth mitgetheilt hätte, ziert das elastische Volk der eigenthümliche Zauber der Jugend; deßhalb weilen auch die Fremden gerne unter ihm, wenn sie nicht gescheit, sondern jung werden wollen. Der physische und geistige Typus der Deutsch-Oesterreicher steht in solcher Weise fest, immerhin waltet mancher Unterschied zwischen dem kernigen Deutsch-Böhmen und Schlesier auf der einen, dem Wiener Kinde auf der andern Seite.

Solche Leute zu regieren war für den Fürsten Metternich trotz des Finanzpatentes nicht allzu schwer. Weil sie den Staat von seinen Fundamenten an aufgebaut hatten, weil sie denselben in geistiger und wirthschaftlicher Hinsicht beherrschten und Jahrhunderte lang mit einem leutseligen Herrscherhause Freude und Leid getheilt hatten, waren sie in ihrer Selbstlosigkeit die besten Unterthanen der Welt, die sich zufrieden gaben, wenn sie in der äußersten Bedrängniß — ein wenig raisonniren konnten. Da der Zusammenhang mit Deutschland längst unterbunden, der Adel durchaus österreichisch gesinnt war, die besten Köpfe aus dem Volke sich in der Bureaukratie befanden, so verstand sich der Deutsche in Oesterreich willig zu der seltsamen Rolle, die ihn Fürst Metternich spielen ließ. Er lehrte als geborener Idealist seine schwächeren Brüder, die armen Slaven, stehen und gehen, erwärmte sich für ihr Wesen und Treiben, ihre Geschichte und Idiome und vergaß darüber gar oft sich selbst. Er erwachte erst, als die bösen Jungen dem Schulmeister die Ruthe, die er doch nie gebraucht, vor die Füße warfen und den Culturträger, wie sie ihn nannten, mit Spott und Hohn übergossen.

Fürsorglich wahrte der Staatskanzler die Deutschen in Oesterreich vor dem nationalen Luftzuge. Während die anderen Stämme des Kaiserstaates seit 1815 und besonders seit 1830, zum Theile, wie in Böhmen, sogar mit leiser Unterstützung Kolowrat's, an der Erstarkung ihres Volksthumes arbeiteten, haben sie, die Mitglieder des deutschen Bundes, das übrige Deutschland schon lange vor 1866 als Ausland angesehen und, die nationale Idee preis-

gebend, sich mit der politischen Führung in den Erbländern zufrieden gestellt, statt daran zu denken, daß die einzige Bürgschaft dieser Führung die Stärkung des deutsch-nationalen Gedankens sei. Der Deutsche in Oesterreich war der Oesterreicher schlechthin, die Ungarn und die Polen haben sich nie so genannt und die Czechen verlernten es bald, auf diesen Namen zu hören. Auf Bildung, auf religiöse und politische Freiheit legte er Werth und gewiß mit Recht, denn das sind ja die höchsten Güter der Menschheit; aber er vergaß darüber seines Heiligthumes, wenn nicht der Pflege, so doch der Ausbreitung seiner Muttersprache, der uralten Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volke. Und wie sehr in Oesterreich Geistesbildung und Deutschthum zusammenhängen, das hat sich in trauriger Weise an den Deutschen in den Bergstädten Ungarn's bewahrheitet. Dort ließen sich unsere Landsleute nicht am Ende magyarisiren; nein! sie sind Slovaken geworden und gehören jetzt einem Volke an, das der stolze Magyare zum Schemel seiner Füße macht und verachtet. So giengen noch im 19. Jahrhunderte im Süden und im Norden Oesterreichs einzelne verstreute Glieder deutscher Zunge inmitten fremden Stammes unter und die Regierung sah zu und die Deutschen selbst, stolz darauf, Kitt des Völkergemenges zu sein, betrachteten nicht ohne Interesse, aber kühl und ruhig die Zerbröckelung ureigenen Wesens, als ob es denn ihre historische Aufgabe wäre, ein Volk der Vergangenheit, und nicht der Zukunft zu sein! Alles grünte und blühte, nur unsere Welt war todt!

Doch nein! nicht ganz todt war diese Welt. Wenn auch engherzige, beschränkte und wohldienerische Leute in Wien und zum Theile auch in der Provinz eine eigene österreichische Kunst, eine österreichische Literatur und eine österreichische Kritik schaffen wollten und Johann Nepomuk Berger sich noch in den Vierzigerjahren mit den Trägern dieses Gedankens herumschlagen mußte, [13]) so war doch ein solches Streben im Vorhinein aussichtslos. Man erwärmte sich bei uns um so mehr für deutsche Kunst und Wissenschaft, als ja im eigenen Lande Männer auftraten, die einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur einnahmen. Freilich stand das herrliche Geisterreich, welches die großen Dichter und Denker der Nation aufgebaut hatten, im grellen Gegensatze zu den jämmerlichen staatlichen Ver-

hältnissen der Gegenwart und ließ letztere nur als ein Zerrbild erscheinen. Ueber die deutsche Kleinstaaterei machten sich die Oesterreicher nur lustig und gegen Preußen herrschte noch seit des alten Friedrich's Zeiten eine entschiedene Abneigung. Wenn Schiller und Göthe einst recht nebensächlich von diesen Dingen gedacht hatten, wenn die Betrachtungen Schiller's und Körner's über die mißglückte Campagne in Frankreich alles andere, nur nicht Nationalgefühl, verrathen und ersterer seinen Plan, Friedrich II. zum Helden eines Epos zu machen, aufgab, weil er den Charakter des Mannes nicht lieb gewinnen konnte und die Riesenarbeit der Idealisirung nicht über sich brachte; was Wunders, daß Grillparzer, ganz in den herrlichen Weimarer Ueberlieferungen befangen, keinen Sinn für die Gegenwart und ihre politischen Bestrebungen hatte und die Gestalt Friedrich's des Großen ihm widerlich war?

Der Drang nach Einheit und Freiheit, wie er nach den Befreiungskriegen zuerst unter der deutschen Jugend, dann allmälig unter dem ganzen Geschlechte sich geltend machte, blieb Grillparzern unverständlich und die wirthschaftliche Einigung Deutschlands durch den Zollverein bespöttelte er noch in den 40er Jahren. Als Zögling Schreyvogel's verläugnete Grillparzer sein Lebelang nicht die Abneigung gegen das neu erwachte Studium des deutschen Alterthums und all' dasjenige, was drum und dran hieng; das war ihm nur eine Ausgeburt der Romantiker. Die Hegel'sche Philosophie erschien dem alten Kantianer eine Absurdität, lange zuvor, ehe Trendelenburg und Exner auf die Schwächen derselben hinwiesen. Die politische Poesie gar, wie sie seit Anastasius Grün gepflegt wurde, war ihm aus innerster Seele zuwider, nicht zum wenigsten aus dem Grunde, weil er seine eigenen Poesien, welche dieser Richtung angehörten, zu veröffentlichen nicht wagen durfte, wobei es ihm freilich geschah, daß er aus lauter Opposition gegen diese neue Richtung zuletzt selbst unter die politischen Poeten gieng. Der Umstand, daß er in Deutschland nicht zur Anerkennung gelangen konnte und daß man dort auf sein Oesterreicherthum vornehm herabsah, trug nicht dazu bei, die Bitterkeit seiner Gefühle zu mindern und so stand er denn dem größten Theile seines Volkes fremd gegenüber.

Ein scharf ausgeprägtes Oesterreicherthum, mochte es immerhin

ein Oesterreicherthum des Jahres 1809 sein, legte Grillparzer in seine Dichtungen hinein. Was war die Folge? Wenn er im „Ottokar" sein Vaterland verherrlichte, so erinnerte man sich in Deutschland daran, daß der Hort des conservativen Europa seine Macht dazu benützte, um allerwärts die Geister in Fesseln zu schlagen, und wenn er im „treuen Diener" eine Apotheose der Vasallentreue schuf, so sah man darin draußen nur nackten Servilismus, denn man hielt es eines Mannes für unwürdig, im 19. Jahrhundert den königlichen Despotismus zu glorificiren. Grillparzer's Dichterthum war durchaus loyal, in Deutschland war die Literatur seit dem Absterben der Romantik oppositionell. Hier regte sich ein kräftiges Nationalgefühl, in Grillparzer's Dichtungen waren nur recht leise Anklänge davon zu verspüren und so wurde er im Reiche von vielen halb und halb als ein Fremder angesehen, der nur als Laune oder, weil er nicht ungarisch oder czechisch verstehe, deutsch schriebe. Dieser Conflict zwischen dem Deutsch- und Oesterreicherthume, den die besten in unserem Lande durchzukämpfen hatten, uneins mit sich und der Welt, der endlich zum Frommen Deutschlands auf den böhmischen Schlachtfeldern durch einen großen Mann gelöst wurde, nachdem sich ein unklares Geschlecht endlos abgemartert hatte, denselben beizulegen, erklärt uns zur Genüge, warum Grillparzer in Deutschland bei seinen Lebzeiten nicht gewürdigt wurde. Er selbst durchschaute die Sachlage. So sagte er einmal zu seinem Subalternen Otto Prechtler, als dieser über den mangelnden Erfolg seiner (Prechtler's) Werke klagte: [14]) „Ja, ja! Wir sind Deutsche! aber wir sind halt auch Oesterreicher und Sie, lieber Freund — sein's nicht bös — sind nur Oesterreicher"! Und darauf gab er ihm den Rath, auf einige Jahre nach Berlin zu gehen, offenbar noch aus einem andern Grunde als „weil der reifende Mann nach dem stetigeren Norden gehöre."

Jetzt freilich urtheilt Deutschland über Grillparzer anders. Nur Sonderlinge finden noch, daß er sich niemalen über Mangel an Anerkennung zu beklagen hatte [15]) und immer seinen Leistungen entsprechend geschätzt worden sei. Die Kritik ist seitdem ruhiger, unbeeinflußter von politischen Factoren und Vorurtheilen, gerechter geworden. Sie begriff, daß Dichtungen wie der „Ottokar" und der

„treue Diener“ doch echt deutsche Werke sind, die eben nur ein urdeutsches Gemüth so denken und schreiben konnte. Sie hat auch gelernt haushälterisch zu sein. Wie viel bedeutende dramatische Dichter zählt denn unsere Literatur? Wenn wir die fünf Finger unserer Hand ausstrecken, so werden sie bei der Zählung gerade noch in Anspruch genommen.

Das Bild des Dichters strahlt jetzt hehr und hell durch alle deutschen Lande. Der arme Spielmann hat das nicht erlebt. Er hat als Knabe von der Undankbarkeit der Griechen gegen ihre großen Männer im Plutarch gelesen und als Mann das landläufige Dichterschicksal genoßen, ohne dabei ein Schicksalsdichter zu werden. Die alten aegyptischen Schulmeister prägten bei solcher Gelegenheit ihren Zöglingen den Spruch ein: Das wahre Leben des Menschen ist die Erinnerung an ihn, den Gestorbenen, im Munde der Nachkommen durch alle Ewigkeit.

IX.

Es giebt Ströme, die im Ober- und Mittellaufe von großer Mächtigkeit sind, die ihre Arme weit ausspreiten, die Brüder von der Ebene und den Bergen aufzunehmen, ein Quell des Segens für das weite Land. Da führt ihr Lauf durch öde Steppen, glühender Sonnenstrahl zehrt an ihrem herrlichen Naß, die Wässerlein, so zu ihnen eilen wollen, sind längst im Binnenlande versiegt; ohne Zufluß mindert sich die Wassermenge des Stromes und in unzählige Silberadern verzweigt vermischen sich endlich die schüchternen Wellen, deren gewaltiges Rauschen längst verklungen ist, mit dem Allvater Ocean. Das Bild fällt mir ein, wenn ich an Grillparzer's Dichtergestalt überhaupt und insbesondere an sein poetisches Schaffen nach 1838 denke. Die innige Verbindung mit dem Publicum, für den dramatischen Dichter der Lebensodem, aus welchem er frische Kraft schöpft, blieb ihm fortan versagt und nur hie und da fand eine poetische Kleinigkeit aus der Werkstätte des Meisters den Weg unter die Leute. Oft war es ein Act der Wohlthätigkeit, den Grill-

parzer ausübte, indem er mit seinem Pfennig von schwerem Unglück betroffenen Bürgern seines Vaterlandes zu Hilfe kam. So war im März 1838 durch die große Ueberschwemmung unsägliches Drangsal über die Bewohner Pest-Ofens hereingebrochen und Grillparzer, nichts weniger als ein Magyarenfreund, steuerte bereitwillig einige Beiträge zu dem Wohlthätigkeitsalbum, das Redacteur Witthauer mit so großem Erfolge zum Besten der Ueberschwemmten herausgab. [1]) Außer mehreren Epigrammen unseres Dichters brachte das Album auch die dramatische Scene „Hannibal und Scipio". Der Beisatz „Scene aus einem unvollendeten Trauerspiele" ist von Witthauer und gieng auch in die Cotta'sche Gesammtausgabe über, ohne daß der Verfasser, wie es scheint, jemals die Absicht hatte, die kleine Improvisation, zu der ihn die Lectüre Plutarch's angeregt, zu erweitern oder gar zu einem Drama zu vollenden. In welcher Zeit „Hannibal und Scipio" entstanden, das ist schwer zu ermitteln. Der Ton des Ganzen läßt auf die Mannesjahre nach 1831 schließen. Ein Menschenalter später wurde das Bruchstück bei der Schillerakademie, die zum Besten des Schillerdenkmalfondes im März 1869 in Wien stattfand, mit Lewinsky als Hannibal auf die Bühne gebracht, wie es nicht anders sein konnte, mit großem Erfolge. Die Schlußworte, die der Dichter damals für Lewinsky hinzufügte, sind matt.

Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß M. L. Schleifer, ein Dichter aus Oberösterreich, für das Witthauer'sche Album gleichfalls eine dramatische Scene „Hannibal und Scipio" einschickte. Sie kam aber zu spät und wurde dann in der „Wiener Zeitschrift" veröffentlicht. [2])

Einförmig verfloß das Leben unseres Dichters. Die Musik hob ihn über manche bange Stunde hinweg. Unter den vielen Virtuosen, die damals nach Wien kamen, machten namentlich zwei Frauen einen bedeutenden Eindruck auf ihn: Clara Wieck und Mistreß Shaw. Die erstere gab im Winter von 1837 auf 1838 in Wien sechs Conzerte und glänzte durch ihre sinnige Interpretation Beethoven's. Grillparzer spendete ihr in einem zarten Gedichte seine Huldigung, was einen übelwollenden Musikkritikus veranlaßte, in einem Wiener Blatte zu erklären, die junge Dame habe Beethoven nicht verstanden, und auch ihres Leibpoeten wurde in nicht gerade

schmeichelhafter Weise gedacht. Das hielt Grillparzern nicht ab, im nächsten Jahre eine andere Vertreterin der classischen Musik, die Concertsängerin Mistreß Shaw in tief empfundenen Worten zu feiern.

Im Jahre 1840 erschienen bei Wallishauser die drei letzten Dramen Grillparzer's: „Hero", der „Traum ein Leben" und „Weh' dem, der lügt". Einzelne Scenen daraus waren schon in Almanachen oder Zeitschriften veröffentlicht worden. Das Publicum drängte sich übrigens in den Buchhandlungen nicht sonderlich nach den neuen Büchern. Andere Schriftsteller waren aufgetreten, die seine Gunst im Sturme eroberten, z. B. Adalbert Stifter, dessen „Condor" und „Haidedorf" die Leser der „Wiener Zeitschrift" entzückten. In demselben Jahre betrat Gutzkow mit seinem „Werner oder Herz und Welt" die Bretter der Burg und beherrschte bald dieselben in gleicher Weise, wie die übrigen deutschen Theater. Unter diesen Umständen wurde die Resignation für Grillparzer eine Tugend. Vielleicht geschah es in der Absicht, das Publicum auf den Dichter der „Medea" und des „Ottokar" wieder aufmerksam zu machen und dem letztern einen Anlaß zu geben, seinem Gelöbniß, kein neues Stück mehr aufführen zu lassen, untreu zu werden, als Bauernfeld in der „Wiener Zeitschrift" [3]) in einem prächtigen Gedichte den Meister, den er vor 13 Jahren nicht ohne Erfolg angefleht, sein Schweigen zu brechen, auf's Neue beschwor, mit kunstgeübter Hand in den Schatz der Poesie zu greifen und das Menschenschicksal zu gestalten. Die Stanzen trugen das Motto aus der „Libussa": „Wer handelt geht oft fehl, auch wer betrachtet." Wenn Bauernfeld nichts Anderes beabsichtigt hatte, als dem Dichter die Einwilligung zur Aufführung der „Libussa" abzuringen, so war der Zweck erreicht. Am 23. November 1840 fand im Burgtheater zum Besten der barmherzigen Schwestern eine dramatische Vorstellung statt. Den Schluß derselben bildete, wie die Anzeigen besagten, das Vorspiel eines noch unvollendeten dramatischen Gedichtes von Grillparzer, der „Libussa". Kann man den Recensionen jener Tage glauben, so war die Wirkung der wenigen Scenen, die den ersten Act des Drama's ausmachten und deren Darstellung nicht viel über eine halbe Stunde in Anspruch nahm, eine außerordent-

liche[4]) und von allen Seiten wurde der Verfasser aufgefordert, das Werk zu vollenden.

In welche Zeit die Entstehung und Vollendung dieses Trauerspiels fällt, kann ich nicht angeben. Hans Hopfen sagt,[5]) die „Libussa“ sei im Anfange der dreißiger Jahre vollendet worden. In Wien bildete sich ein förmlicher Mythos über das Stück. So berichten die Frankl'schen „Sonntagsblätter“ im Juni 1844 in zuversichtlichem Tone, daß Grillparzer sein vor Jahren begonnenes Trauerspiel „Libussa“ vollendet habe. Die Hauptrolle sei der plastisch gestaltenden Mlle. Enghaus zugedacht. Und im September 1847 enthält dieselbe Zeitschrift, die mit Grillparzer Fühlung hatte, da sie einzelne seiner lyrischen Gedichte brachte, in der Beilage, dem „Wiener Boten“, in bestimmter Form die Nachricht, daß die „Libussa“ wirklich geschrieben sei — man hatte also schon daran gezweifelt — aber als Trilogie. Der Dichter halte mit dem Stücke zurück wegen der unzureichenden Kräfte des Burgtheaters.[6]) Man sieht, wie gut die Wiener Journalistik jener Tage über die Production des Poeten unterrichtet war!

Vom Dichter selber fehlen uns nähere Aufschlüsse. Die Autobiographie meldet nur, daß 1826 während des kurzen Aufenthaltes in Prag vorbereitete Stoffe aus der böhmischen Geschichte auffordernd durch seinen Sinn giengen. Offenbar ist hier die „Libussa“ und der „Bruderzwist in Habsburg“ gemeint. So lange nicht bestimmte Anhaltspunkte vorliegen, können wir also nur Vermuthungen bringen.

Schon die ganze Natur des Stoffes zeigt, daß dieser verhältnißmäßig früh den Autor beschäftigte. Es ist ein Stück köstlicher Romantik, was wir da vor uns haben, wie denn auch der Gegenstand von einem und dem andern Dichter der romantischen Schule betastet wurde. Anderseits verweist die sententiöse, gedankenschwere und — was bei Grillparzer nicht häufig ist — durchaus correcte Sprache, der gnomische, grübelnde Zug, welcher durch das Ganze geht, auf die Mannesjahre des Dichters, auf die Zeit nach 1831, wo ein neuer, mächtiger Schaffensdrang ihn überkam. Vollendet wurde aber das Werk damals nicht, sonst hätte der Freundeskreis den Dichter ohne Zweifel bewogen, dasselbe statt „Weh' dem, der lügt“ auf die

Bühne zu bringen und fertig war es auch 1840 noch nicht, denn im andern Falle hätte der Verfasser schwerlich seine Einwilligung zur Aufführung eines Actes ertheilt; das war ganz gegen seine Gepflogenheit. Der glückliche Erfolg des sogenannten Vorspieles vermochte ihn zur Vollendung, vielleicht auch zu einer Aenderung der ursprünglichen Anlage, denn ein Blick auf die Composition des Stückes offenbart, daß der Schlußact, welcher sich von dem übrigen Drama merklich abhebt und mit demselben durchaus nicht organisch verwachsen ist, erst nach einem, vielleicht mehrjährigen, Intervalle hinzugefügt worden ist. Ungleich mehr als Lessing treffen die Worte, die Grillparzer über „Emilia Galotti" geäußert, ihn selbst und seine „Libussa". Er sagt: „Lessing kam erwiesenermassen mit dem Schlusse nur spät und da mit einer Art Uebereilung zu Stande. Er hatte sich das ganze Stück deutlich gemacht, nur den Schluß nicht und da merkte er vielleicht, daß er ein vortreffliches Schauspiel, aber ein schlechtes Trauerspiel geschrieben habe." Die „Libussa" ist nun eben so wenig ein schlechtes Trauerspiel als „Emilia Galotti", aber der tragische Schluß der ersteren geht nicht mit Nothwendigkeit aus der vorausgehenden Handlung hervor und entspringt weniger dem Bedürfnisse der Fabel, als der Laune des Dichters.

Die Handlung wird beinahe nur von Libussa und Primislaus getragen, alles Andere ist Staffage und macht mehr den Eindruck des epischen als dramatischen. Bewunderungswürdig gelungen ist wieder die Exposition des Stückes. Mit einem Waldesidyll beginnt der erste Act und dann kommen wir in eine Art Amazonenregiment, wo Frauen, wie Wlasta, durch Waffengewalt oder, wie die Töchter Kroks, durch ererbte Weisheit und Willensstärke über das dunkle Volk herrschen. Aus dem astrologischen Cirkel der Schwestern hebt sich Libussa hervor, eine stolze, spröde und starke Mädchenseele, eine Brünhilde des Geistes, die ihren Freiern Räthsel zu lösen gibt, eine Arbeit, fast so schwer zu bestehen, als die Kampfspiele auf Isenstein. Sie hat den Mann ihres Herzens in dem Manne aus dem Volke gefunden, will sich ihre Neigung nicht gestehen und wird doch durch dieselbe stetig beirrt und beunruhigt. Weil das Volk nicht länger von einem Weibe regiert sein will, so grollt sie dem, der an ihrer Stelle als Richter dem Lande vorstehen soll und lenkt gleich-

wohl mit listigem Sinn die Fäden des Orakels, die nach dem Orte führen, wo sie Primislaus mit starker Hand dem tückischen Waldstrome entrungen. Primislaus ist so stolz und klug als Libussa. Er liebt das Weib und liebt die Herrscherin, d. h. die Herrschaft. Er besteht alle Proben, die man ihm auferlegt, er löst das Räthsel, nicht nur der Wladyken, sondern auch das eines Frauenherzens und endlich ist das herrliche Weib, das so lange um sein Magdthum gekämpft und gerungen, überwunden. Der Ackersmann wird ihr Gemahl.

Mit dem vierten Acte ist eigentlich das Stück zu Ende und es gäbe das ein prächtiges Schauspiel oder meinetwegen ein Lustspiel im Sinne von „Weh' dem, der lügt". Der fünfte Act enthält die Gründung von Prag und läßt uns trotz hübscher Einzelheiten kälter. Die Prophetie der Weltgeschichte, die aus dem Munde Libussens quillt, ist mehr rhetorisch als eigentlich dramatisch, und um den Tod Libussa's zu begreifen, muß man sich an den Mythos des Alterthums erinnern, wornach die Sphinx sich in das Meer stürzt, nachdem Oedipus ihr Räthsel gelöst.

„Wer handelt geht oft fehl, auch wer betrachtet." Der Gedanke liegt in dem Stücke, nur schärfer ausgedrückt. Wer nur betrachtet, der hat das Spiel im Gewirre der Welt verloren. Die contemplative Einsamkeit der Schwestern muß Raum geben der frischen, fröhlichen und doch überlegten That und deren Träger, dem Manne Primislaus. Hätte doch Grillparzer in seinem Leben stets die Consequenzen dieses Satzes gezogen!

Der erste Act der „Libussa" erschien 1841 in einem Wiener Wohlthätigkeitsalbum, das ganze Werk in der Cotta'schen Gesammtausgabe. In der Burg wurde es zum erstenmale nach dem Tode des Dichters aufgeführt, am 21. Januar 1874, als Löwe und Frau Rettich, die Darsteller der Hauptrollen bei der Vorstellung im Jahre 1840, schon längst dahin gegangen waren.

In die Zeit nach 1840 fallen einige Veränderungen im Regimente des Burgtheaters. Landgraf Fürstenberg starb im September 1840, und im April des nächsten Jahres verließ Deinhardstein die Stelle seiner langjährigen Mißwirthschaft. Verschiedene Candidaten tauchten auf. Einer, der sich als der

berufene in die Brust warf, war, man traut seinen Ohren nicht, M. G. Saphir. Doch abgesehen von seinen andern Qualificationen befliß sich dieser Mann, trotzdem oder vielleicht weil die Wiener Finanzwelt regelmäßig seine Schulden zahlte, einer so schlechten finanziellen Gebahrung und genoß eines so grundschlechten Leumundes, daß man nicht daran denken konnte, ihn zum Leiter des Burgtheaters zu ernennen. Es hieß, daß auch Gutzkow sich um die Stelle ansetzte, damals und 1845. Ohne sein Zuthun wurde Franz von Holbein aus Hannover nach Wien als Nachfolger Deinhardstein's berufen, ein Mann von etwas abenteuerlicher Vergangenheit — er war eine Zeit lang Gemahl der Gräfin Lichtenau gewesen — und durch seine Spectakelstücke mehr bekannt als berühmt. Ihn empfahl langjährige Bühnenerfahrung, vielleicht auch der Umstand, daß sein Großvater k. k. Hofrath und Lottodirector gewesen. Nach Czernin's Tode († im März 1845) war sein Nachfolger im Amte des Oberstkämmerers, Graf Moriz Dietrichstein, der eigentliche artistische Leiter des Burgtheaters. Unter Holbein's Direction wurde, man sagt durch den Einfluß Kolowrat's, im Februar 1844 die Tantième in dem Burgtheater eingeführt. Man zahlte z. B. für ein Stück, welches den ganzen Abend ausfüllte, zehn Procent der Tageseinnahme und der Abonnementsquote. In früherer Zeit eingeführt, hätte diese vernünftige Maßregel Grillparzern zum wohlhabenden Manne gemacht. In den Vierzigerjahren klang das Wort Tantième für den Dichter wie Ironie, denn man gab seine Stücke fast nicht mehr; hie und da die „Sappho" und „den Traum ein Leben", um sich die schüchternen Mahnungen der Tagespresse vom Leibe zu halten. Der Beneficeabend der vier Regisseure des Burgtheaters war immer der Glanzpunkt der theatralischen Leistungen Wien's gewesen. Der Hof, die Aristokratie, die gebildete Welt versammelten sich in ausgesuchter Toilette im gedrängt vollen Theater. Lange Zeit war es Ehrensache für die Regisseure, ein hervorragendes deutsches Werk als Novität zu bringen und Grillparzer's Schöpfungen adelten in der Regel diesen Abend. Jetzt brachten die Regisseure auch schon leichtere französische Waare. Die Schreyvogel'sche Schule erlosch allmälig.

Einer Aufforderung an Grillparzer, aus seiner Zurück-

gezogenheit herauszutreten, sahen solche Verhältnisse nicht gleich. Dazu kam, daß das Wiener Publicum seit dem Beginne der Vierzigerjahre allmälig politisch erregt ward und daß die Leitung des Burgtheaters unwillkürlich diesem Zuge Rechnung trug. Selbst Halm in seinem „Sampiero“ und der Censor Deinhardstein, der keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, dem Fürsten Metternich und seinem Hause Weihrauch zu streuen, im „Modestus“ wurden, natürlich in discretester Weise, politisch. Grillparzer war nicht gewillt, dem Zeitgeiste auch nur um eines Haares Breite Zugeständnisse zu machen. Er lebte damals schon der Vergangenheit, wenngleich er in der Stille seines Arbeitsstübchens noch immer poetisch thätig war und die „Wiener Zeitschrift“ im Jahrgange 1841 unter ihren lyrischen Gedichten auch mehrere Nummern von Grillparzer brachte. An seinem 50. Geburtstage sagte Grillparzer zu einem Gratulanten: [7]) „Nun bin ich 50 Jahre alt und ruhe, wenn nicht auf meinen Lorbeeren, doch auf meiner faulen Haut aus. Ich habe mir bei 24 Stoffe aufgeschrieben, aber es kommt zu nichts. Wenn ich Weib und Kind hätte, müßte ich schreiben. Ich fühle den innern Drang nicht mehr. Was liegt am Ende daran, ob ich noch ein Stück schreibe? Es freut mich nicht. Was mich freuen würde, kann ich doch nicht erreichen.“

Auch die kleine Grillparzergemeinde Wiens trieb den Cultus der Vergangenheit, als sie aus Anlaß des 50. Geburtstages des Meisters durch den Medailleur Schön eine Denkmünze anfertigen ließ, welche auf der einen Seite das Brustbild des Dichters mit der Umschrift: Franz Grillparzer, geb. 15. Januar 1791 zu Wien; auf der andern eine mit einem Eichenkranz umwundene Harfe zeigt, mit der Umschrift: Von seinen Verehrern zur Feier des 15. Januar 1841. Die Grillparzermedaille war in Silber und Bronze geprägt und im Wege des Buchhandels zu haben. Ob sich zahlreiche Abnehmer fanden, darüber sind wir nicht unterrichtet.

Hatte man so Grillparzern geehrt, so nahm auch dieser seinerseits an allen Huldigungen, die man in seiner Vaterstadt einem großen Genius zollte, Antheil. Am 6. December 1841 fand in den Räumen des Wiener Casino's ein Bankett statt zu Ehren W. A. Mozart's, der vor fünfzig Jahren gestorben war. An

140 Personen waren versammelt, darunter der Sohn Mozart's, Gyrowetz, Nicolai, Löwe, Wild, Staudigl u. a. Grillparzer, einer der Theilnehmer, brachte einen vierzeiligen, poetischen Trinkspruch auf den Meister der Tonkunst aus, Mozart, der Sohn, componirte ihn sogleich und die anwesenden Sänger trugen ihn unter lautem Jubel vor. Er lautete:

„Dem großen Meister in dem Reich der Töne,
Der nie zu wenig that und nie zu viel,
Der stets erreichte, nie überschritt sein Ziel,
Das eins und einig war mit ihm — das Schöne."

Die Verse können gewissermaßen als Motto dienen dem wunderbaren Gedichte Grillparzer's „Zur Mozartfeier", welches ganz sonderbare Schicksale hatte. Bestimmt, bei der Enthüllung des Standbildes Mozart's in Salzburg am 4. September 1842 vorgetragen zu werden, langte es zu spät an und wurde durch einen von Eduard Anschütz gedichteten, von seinem Bruder gesprochenen Prolog nicht ersetzt. Dann sollte das Gedicht als milder Beitrag ein Wohlthätigkeitsalbum zieren; dasselbe kam aber nicht zu Stande. Endlich erschienen die herrlichen Verse in der „Wiener Zeitschrift". [8]) Wie schade, daß sie nicht bei dem schönen Feste begeisternd auf die Versammlung wirken konnten!

Grillparzer glaubte in jener Zeit schon die leisen Boten des Alters zu verspüren und doch sollte der stille kränkliche Mensch, als den ihn Zelter 1819 schildert, das 80. Lebensjahr überschreiten! Geschriebenes zu lesen fiel ihm wegen seiner Augenschwäche, einer Folge frühzeitiger bei schlechtem Licht betriebener Lectüre, schon schwer und doch wandten sich alle die jüngern Dichter an ihn als den Seelenarzt, der sie von den Geburtsschmerzen der Poesie heilen sollte. Auch sein nervöses Kopfleiden stellte sich von Zeit zu Zeit wieder ein und unter solchen Umständen mußte eine für den Herbst 1842 geplante Reise nach Süddeutschland, auf der er namentlich München zu besuchen gedachte, unterbleiben.

Im Herbste empfand er wieder den Drang nach intensiverer poetischer Thätigkeit und schwankte zwischen mehreren Stoffen, welche alle vor acht bis zehn Jahren begonnen und fast gleich weit gediehen waren. Seine Ansichten über die Kunst hatten sich seit dem

Beginne jener Arbeiten so geändert, daß er fürchtete, das Neue möchte zu dem Alten nicht recht passen. Dazu kam eine gewisse Vorliebe für seltsame Verwicklungen, wunderliche Charaktere und derlei Dinge, von denen er sich selbst gestand, daß sie beim Publicum wenig Anklang finden würden. Glücklich wurden die „Libussa" und der „Bruderzwist" weitergeführt, die „Jüdin von Toledo" begonnen. Die Vollendung des zweitgenannten Drama's verzögerte sich dadurch, daß der Dichter an geschichtlichen Stoffen, die ihn vor Jahren so mächtig angezogen hatten, daß er unter den ungünstigsten Verhältnissen seine Historien aus der österreichischen Geschichte schuf, kein rechtes Gefallen mehr fand. [9])

Die Pausen seines poetischen Schaffens füllte er aus durch Lectüre der Meisterwerke aller Nationen und, als ob er sich absichtlich in Gegensatz zum herrschenden Geschmacke hätte bringen wollen, las er fleißig die vernachlässigten oder halb vergessenen Schriftsteller, z. B. Voltaire, Lope, Metastasio und zollte ihnen damit seine Anerkennung. Die gleichzeitige deutsche Literatur stieß ihn fast ab. Am schärfsten traf sein Spott die deutschen Freiheitsdichter.

Nach wie vor blieb er ein fleißiger Besucher des Burgtheaters.

Die Reise, 1842 nicht zur Ausführung gelangt, wurde im nächsten Jahre unternommen. Grillparzer beabsichtigte ursprünglich, Spanien zu besuchen, das Land, mit dessen Dichtern er sich so sehr befreundet hatte, und dessen Sprache er gerne sprach und las. Vielleicht wollte er sich auch die Localfarben für die „Jüdin von Toledo" holen. Allein die Unruhen des Jahres 1843, die zum Sturze Espartero's führten, brachten ihn von seinem Plane ab und er gieng, aus einem Extreme in das andere, nach dem Oriente. Die untere Donau, Constantinopel, die trojanische Ebene und vor allen Griechenland wollte er sehen, sich wieder verjüngen an dem Anblicke des schönen Landes und der Denkmale der classischen Kunst. Grillparzer hinterließ über die Orientreise keine Aufzeichnungen und wir sind deßhalb über die Einzelheiten derselben ungenügend informirt. [10])

Am 27. August 1843 trat er auf einem Boote der mächtig sich entwickelnden Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft die Reise an.

In Pest traf er die Gräfin Ida Hahn-Hahn an Bord, und Dichter und Dichterin fuhren auf demselben Dampfer nach Stambul. Da die Gräfin damals noch heidnisch war, so mochte sich Grillparzer während der Fahrt mit der geistvollen Dame immerhin leidlich amüsiren. Ein Unstern schwebte über der ganzen Reise. Als er nach Athen kam, brach gerade die September-Revolution aus. Am 11. September waren die letzten bairischen Truppen nach Triest gesegelt, am 15. brach der Sturm gegen den König Otto los. General Kalergis führte die Truppen gegen das königliche Schloß und zwang dem König die Verfassung ab und die Entlassung der bairischen Beamten. Die Bewegung war ganz unblutig, Kalergis hatte sogar für die Zeit derselben den Verkauf von Spirituosen eingestellt. Gleichwohl war die Lage der zurückgebliebenen Deutschen nicht ganz ungefährlich; die Bavaresen, darunter gehörte für die Zeit seiner Anwesenheit in Athen auch Grillparzer, waren dem Volke auf's äußerste verhaßt, und so mußte der deutsche Dichter seine Muttersprache verläugnen, unter der Maske eines Italieners die alten Denkmäler besuchen, immer in Gefahr, erkannt und von einem Pöbelhaufen mißhandelt zu werden. Die Obrigkeit gab sich natürlich alle Mühe, Grillparzern gefällig zu sein. König Otto sandte ihm einen Officier aus seiner Umgebung zur steten Begleitung; aber was war das für ein Vergnügen, mit gebundener Marschroute Kunststudien zu machen? Der österreichische Gesandte Herr von Prokesch bot ihm sein Hotel als Wohnung an und beorderte einen seiner Attachés, sich an die Fersen Grillparzer's zu heften; allein dieser Beamte war vielleicht des Schutzes in gleichem Grade bedürftig, als sein Pflegebefohlener. Grollend sagte sich Grillparzer, daß einem Franzosen oder Engländer ein solches Schicksal im Orient nicht widerfahren könne. Er durfte es nicht wagen, einen Ort außerhalb Athen's zu besuchen und beschleunigte deßhalb seine Abreise. Das Land seiner Träume, welches er durch die Gebilde seiner Kunst in unnachahmlicher Weise verklärt hatte, es stieß den deutschen Dichter aus und heilte ihn und seine Landsleute von allem Philhellenismus. Fallmerayer kam jetzt auch bei ihm zu Ehren. Aequinoctialstürme und Seekrankheit machten die Rückfahrt beschwerlich und er war froh, als er am 7. November

wieder in Wien anlangte. Der Hauptzweck, Befreiung des Geistes von Schwere und Bedrückung war vielleicht erreicht, doch auch hier trennte eine gewaltige Kluft Erwartung und Erfüllung. Wie keck hatte er den Wienern beim Abschied die geflügelten Worte vom „Capua der Geister“ zugerufen und jetzt zog er recht verstimmt in seine Vaterstadt ein, froh den Neugierigen aus dem Wege zu gehen, die ihn über seine griechischen Erlebnisse ausholten. Sogar zum Fürsten Metternich wurde Grillparzer geladen, um ihm seine persönlichen Anschauungen über die Lage der Dinge in Athen mitzutheilen. Der Staatskanzler war übrigens in jener Zeit von seiner Feindseligkeit gegen Griechenland schon zurückgekommen und es geschah in der Affaire nichts, höchstens gab sie Anlaß zu einer diplomatischen Redensart. Drei Jahre später machte die Wiener Hofbibliothek der Bibliothek in Athen 4000 Doubletten zum Geschenke, ein Dank für die freundliche Aufnahme Grillparzer's.

Das Jahr 1844 brachte weniger Anregung, als Aufregung. Den ersten Anlaß hiezu bot die Grillparzerfeier am 15. Januar.[1]) Die Wiener Dichter, Künstler und Journalisten hatten einen Verein, „Concordia“ genannt, gegründet, der von der Regierung nicht anerkannt, aber geduldet wurde. Ein „Kreis von Künstlern“ war der officielle Titel des Wiener Schriftstellervereines, dessen Mitglieder jeden Sonnabend um 9 Uhr beim „goldenen Kreuz“ auf der Wieden zusammenkamen. Auch Grillparzer gehörte zu der Gesellschaft, deren Präsidium abwechselnd Bauernfeld und Castelli führten. Unter solchen Umständen stieg das Selbstbewußtsein des Wiener Literatenthums und dieses fand sich in hohem Grade verletzt, als bei der Vertheilung des preußischen Ordens pour le mérite der Ungar Liszt, der Slave Kopitar, und der Italiener Manzoni, alle drei Oesterreicher, das Ehrenzeichen erhielten, die Berühmtheiten der Deutschen in Oesterreich, Grillparzer und Hammer-Purgstall dagegen leer ausgiengen. Gewiß war die Auffassung kleinlich und verstieß ganz und gar gegen die demokratischen Grundsätze, welche die Herren sonst zur Schau trugen. Auch konnten naive Leute zur Entschuldigung des Berliner Hofes sagen, daß der Name Grillparzer dort nicht einmal gekannt war, der Träger desselben — und darum handelte es sich ja doch füglich — auch nicht im

eigentlichen Sinne des Wortes übergangen wurde. Von der Euripideischen Medea sprach 1844 in Folge der Tieck'schen Experimente jeder Berliner Eckensteher; daß eine Grillparzer'sche „Medea" existirte, das wußten in Berlin noch einige alte Schauspieler, vielleicht nicht einmal Herr Tieck, doch ein grundgelehrter Herr! Uebrigens war man an der Spree so vorsichtig gewesen, auch Ludwig Uhland den Orden nicht zuzusenden, und Grillparzer befand sich also in guter Gesellschaft. An Ordensschwäche litt Grillparzer sicher nicht, aber es ist schon möglich, daß er sich in jener Zeit mit den übrigen Wiener Literaten darüber ärgerte, als man in Berlin so ganz und gar seiner vergaß. So ließ er sich denn auch die Ovation gefallen, welche ihm die „Concordia" aus Anlaß seines 53. Geburtstages darbrachte.

Die Anregung zur Feier gieng von L. A. Frankl, dem Redacteur der „Sonntagsblätter" aus. Das Portrait Grillparzer's, von Waldmüller gemalt, und eine Allegorie von Schilcher schmückten den festlich gezierten Saal, in welchem sich an 100 Personen eingefunden hatten. Ein Prolog von Kaiser, gesprochen von Castelli, ein Festlied Kaltenbrunner's, mit Chorbegleitung gesungen von Staudigl, Gedichte von Bauernfeld, Halm, Prechtler, Trinksprüche in Versen und Prosa bildeten das Programm des Festes, welches einen erhebenden Eindruck auf alle Theilnehmer machte. Am schärfsten sprach sich der Charakter des Abends in dem Gedichte Bauernfeld's aus. Es enthielt als Thema den Satz: „Kein augustisch Alter blühte, keines Mediceers Güte lächelte der deutschen Kunst" und forderte das jüngere Geschlecht auf, im Sinne des Meisters zu wirken. Die Verse Bauernfeld's kehrten ihre Spitze eben so gut nach Wien als nach Berlin. Grillparzer erwiderte auf die schönen Dinge, so er da zu hören bekam, mit einem Toaste „auf das Wohl all' derer, die Freunde der Dichtkunst und des Vaterlandes nicht scheinen, sondern sind" und stempelte dadurch den Abend vollends zu einem Oppositions-Bankette. Am andern Morgen überreichte ihm eine Deputation in einem Album alle auf die Feier sich beziehenden Gedichte, und Beiträge von den meisten Schriftstellern und Künstlern Wiens. Bäuerle, Saphir und Ebersberg waren zu dem Abende nicht geladen worden,

Anastasius Grün, Zedlitz und Stifter waren demselben fern geblieben.

Grillparzer war kein Freund solcher Festlichkeiten. Immerhin freute es ihn, daß die Literaten Wiens erkannten, was sie ihm zu danken hatten. Sein Beispiel hatte Lenau, Grün, Bauernfeld und Halm vorgeleuchtet, an ihm sich ganz Wien gebildet und geadelt. Im Namen der Wiener Schriftsteller ergriff er auch das Wort gelegentlich der Abschiedsfeier zu Ehren Oehlenschläger's am 5. Juli desselben Jahres und toastete „auf den großen Dichter in zwei Sprachen zu einer Zeit, wo es so wenige in einer gibt“, worauf Oehlenschläger ein Hoch auf Grillparzer ausbrachte, in das Alle begeistert einstimmten. [12])

Die Mahnung vom 15. Januar verhallte übrigens bei der kaiserlichen Regierung nicht ganz ungehört. Der Finanzminister Kübeck erinnerte sich seines vergessenen Archivdirectors und mit allerhöchster Entschliessung vom 24. Februar 1844 erhielt Grillparzer „in Gnaden“ eine Personalzulage jährlicher 300 Gulden C.-M., „welche in dem Maße einzuziehen sei, als dem Inhaber derselben ein höherer Gehalt zu Theil werden sollte.“ [13]) Damit waren die Anstrengungen des Staates zu Gunsten seines größten Bürgers erschöpft und das Finanz-Aerar kam nie in die Lage, den Schluß des Decretes zur Anwendung zu bringen. Wohl schien noch zweimal Grillparzern die Hoffnung zu winken auf einen glänzenden Abschluß seiner Beamtenlaufbahn. Es war nur ein Trugbild. Im April 1844 starb Ignaz Edler von Mosel, Hofrath und erster Custos der k. k. Hofbibliothek. Um den Ehrenposten, der mit 5000 Gulden C.-M. Gehalt dotirt war, bewarben sich viele verdiente Männer und, wie es schon geht, auch manche Müßiggänger. Unter den Bewerbern befanden sich Grillparzer, Zedlitz, Deinhardstein u. a. [14]) Keiner der genannten wurde berücksichtigt, sondern der Slavist Kopitar. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Kopitar, bis dahin zweiter Custos der Hofbibliothek, war ein Mann von bedeutendem wissenschaftlichen Rufe und vor Kurzem mit einem Orden ausgezeichnet worden, welchen außer ihm in Wien nur noch der Fürst Staatskanzler trug. Indeß erfreute er sich der viel be-

neideten Stellung nur kurze Zeit. Er starb schon im August 1844. Auf's Neue war der Posten erledigt und auf's Neue strengte sich Grillparzer um denselben an, und dießmal war ganz Wien überzeugt, daß der Dichter am Abende seines Lebens den Dank des Staates für seine Verdienste empfangen werde, in einer Form, des Gebers eben so würdig als des Nehmers. Allein es kam anders.

Mittelst kaiserlicher Entschließung vom 21. December 1844 wurde Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen, mit dem Dichternamen Friedrich Halm geheißen, zum Präfecten der Hofbibliothek ernannt. Baron Münch war bis dahin, nach dem Beispiele vieler seiner Standesgenossen im Vormärze, unbesoldeter Regierungsrath gewesen. Er hatte aller Wahrscheinlichkeit nach wenig im Amte, gewiß Bedeutendes in der Kunst geleistet, aber die öffentliche Meinung schwankte nicht einen Augenblick zwischen den beiden Männern. Das verschlug alles nichts. Die mittelalterliche Einrichtung der Eideshelfer spielt in der neueren Zeit im Gerichtsverfahren nur mehr eine bescheidene Rolle, dafür eine um so größere bei Besetzungsvorschlägen, die am Rathstische entschieden werden.

Grillparzer erhielt durch einen tückischen Zufall gerade am Weihnachtsabende die Nachricht von der Ernennung des Baron Münch. Er fühlte sich in tiefster Seele gekränkt. Das war eine Wunde, die durch's ganze Leben blutete. Rührend ist die Klage, die der große Poet und Patriot damals niederschrieb:

„Man gab mir einen Kummer,
Man gab mir eine Qual,
Die tief am Leben naget,
Das längst schon geht zu Thal.

Man gab mir die Gewißheit,
Mein Streben sei verkannt,
Und ich ein armer Fremdling
In meinem Vaterland.

Man hat beim nah'nden Winter
Verweigert mir das Nest,
Und hieß mich weiter wandern
Für meines Lebens Rest.

Doch ist's der Lauf der Zeiten,
Ein Trost nur stellt sich dar:
Bin ich auch nichts geworden,
Ich blieb doch, der ich war.

Das ist eine schwere Anklage gegen sein Vaterland und an dem Grundgedanken der Verslein läßt sich nicht rütteln, noch deuten.

X.

Im Jahre 1844 machte ein Norddeutscher während eines kurzen Aufenthaltes in Wien Grillparzern einen Besuch und veröffentlichte zwei Jahre später seine Eindrücke in den „Grenzboten.“ [1]) Der kleine Aufsatz ist eine ungemein zarte Huldigung für den Dichter und hat diesem gewiß wohlgethan. Der Fremde kannte von Grillparzer, ehe er nach Wien kam, nichts als die „Ahnfrau“, und, als er die „Sappho“ in der Burg aufführen sah, machte ihn das Stück fast trunken vor Bewunderung. Staunend las er die übrigen Werke des Meisters und brannte vor Begierde, diesen selbst kennen zu lernen. Er sah ihn das erstemal auf der Bastei, allwo Grillparzer in einen großen dunkelgrünen Ueberrock gehüllt, seinen gewohnten Spaziergang machte, gewissermaßen der genius loci Wiens. Dann suchte er ihn im Archive auf und wurde äußerst liebenswürdig empfangen. Er beschreibt uns den Dichter. Der Kopf ist groß, die Züge sind markirt, von dem Geiste bis in's Kleinste ausgearbeitet, das faltige Gesicht ein reiches Buch von Gedichten und Geschichten, der große Mund gleicht den verstärkenden Masken der griechischen Schauspieler. Das Haar ist dicht mit Grau gemischt, es bedarf nicht des Lorbeers der deutschen Nation. Grillparzer klagt über Kränklichkeit und will von einer Gesammtausgabe seiner lyrischen Gedichte nichts wissen; sie seien nicht zeitgemäß, zu alt in der Form und würden kein Bedürfniß erfüllen, meinte der Dichter. Auch des Trauerspieles „Rudolf der Zweite“ wird gedacht; es liege seit Jahren fertig im Pulte, dürfe aber nicht aufgeführt werden wegen der Censur.

Wenn die Nachricht richtig ist, — und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln — so fällt die Vollendung des „Bruderzwistes in Habsburg" einige Jahre vor 1844, obgleich einzelne Scenen zu verrathen scheinen, daß die Ereignisse des Jahres 1848 für das Stück nicht ungenützt geblieben sind.

Es ist gewiß ein interessanter und dankbarer Stoff, der in diesem Drama behandelt wird. Die Zeit, in welcher der Protestantismus auch in den Erblanden den Kampf gegen Rom ausficht, ein trotziges Ständethum dem schwachen, in sich entzweiten Herrscherhause ein Zugeständniß nach dem andern abringt und der Türke auf's neue drängt, um die günstige Lage für sich auszunützen. Als Mittelpunkt die alte Königsburg auf dem Hradschin mit dem seltsamen Kaiser darin, dem Alchymisten und Sterndeuter, der umgeben ist von den gelehrtesten Männern und den durchtriebensten Abenteurern und der sich Monde lang aller Regierungsgeschäfte entschlägt, ein Tyrann und Spielball seiner Diener. Temporärer Wahnsinn macht ihn zum Regenten untauglich, hält ihn aber nicht ab, der erste Kunstkenner Europa's und ein hochgebildeter Dilettant in der Wissenschaft zu sein. Wie schön hat der junge Spindler diese Dinge in seinem „Bastard" gezeichnet! Man sollte meinen, das wäre für den Poeten ein Griff in's volle Leben. Wie ist Grillparzern derselbe geglückt?

Der Zeitraum von 1593—1618, also nahezu ein Menschenalter, rauscht in dem Stücke an uns vorüber. Welch' ein Probirstein für ein Drama, das doch vor allem Leben, das ist Gegenwart sein will! Eine Fülle von Ereignissen ist in die fünf Acte zusammengedrängt und der Dichter hat mit viel Freiheit die geschichtlichen Thatsachen sich zurecht gelegt, ohne gerade der Historie Gewalt anzuthun. So manches, was uns in der Geschichte jener Tage anzieht, mußte wohlberathener Oekonomie zum Opfer fallen z. B. der Kampf der Stände mit den Habsburgern, der im Stücke fast ganz zurücktritt. Und wie in Schiller's „Wallenstein", so erscheint auch hier die Liebe nur als Episode inmitten der Staatsactionen, noch dazu als eine Episode fast widerwärtiger Art. Das Thema, schon im Titel scharf ausgeprägt, ist der „Bruderzwist in Habsburg." Die Glieder des ehrwürdigen Hauses sind gespalten, sie conspiriren gegen das Haupt. Mathias entreißt dem Kaiser ein Land nach dem andern und der schwache

Rudolf stirbt zuletzt, nahezu ein Gefangener in seiner Burg. Aber warum das Alles? So fragt man sich immer im Stücke und erhält keine rechte Antwort. Doch nicht etwa wegen des Ehrgeizes eines so beschränkten Kopfes, wie Mathias es ist! Der Familienrath im kaiserlichen Lager in Ungarn, die Hauptscene des zweiten Actes und der Angelpunkt der Handlung, soll das Vorgehen der Erzherzoge motiviren. Zum Unglücke für das Drama gehört diese Scene zu den schwächeren des Stückes, nicht bloß wegen der Schwäche der darin auftretenden Personen. Wir tappen vollständig im Dunkeln über die letzten Gedanken der Herren und sind am Ende geneigt zu glauben, daß sie gar keine haben und von der Hand in den Mund leben. Zum mindesten hätte uns Klesel, der Leiter des Apparates, in einer vertraulichen Stunde seine Absichten darlegen sollen, aber er ist verschwiegen wie das Grab, eingedenk der Worte weiland Kaiser Carl's V., daß der Staatsmann seine Geheimnisse sich selber nicht laut vorsagen dürfe. Vielleicht hat der Dichter aus übergroßer Scheu alle schärfern Accente unterdrückt, doch geschah dieß leider auf Kosten der Wirkung des Stückes. Causalität, sagt Grillparzer mit Recht, zwingt den Geist, besonders im Drama. Und die vermißt man im „Bruderzwiste".

Wenn wir die Figuren des Drama's betrachten, so fällt zunächst auf, daß die Hauptstärke der Grillparzer'schen Stücke, die Frau, hier eine sehr bescheidene Rolle spielt. Damit verzichtet der Dichter im Vorhinein auf Kunstmittel, die ihm, wie nicht leicht einem Andern, zur Verfügung standen. Wie auf einem Bilde Rembrandt's fällt auf die Hauptfigur, aber auch nur auf gewisse Theile derselben, der volle Lichtstrom, während die übrigen Personen zumeist nur flüchtig skizzirt im Dunkel stehen. Der malerische Effect wird dadurch erzielt, ob der dramatische, das mag wohl verneint werden. Der Kaiser Rudolf des Drama's ist nicht ganz der zweite Rudolf, wie ihn die Geschichte kennt. Die Duldsamkeit, welche ihm im Leben gänzlich fehlte, das Ergebniß der spanischen Eindrücke — er war ja einige Zeit zum Nachfolger Philipps II. ausersehen — ist erborgt, sie gehörte seinem milden Vater zu. Max II. hat im Leben so schön und groß gedacht, wenn auch nicht so warm und tief gesprochen als der Held unserer Tragödie. Max gehörte zu jenen

Rittern vom Geiste, die in einer Zeit voll scharfer Gegensätze den Gedanken der Versöhnung vor Vernichtung retten, unverstanden von ihrem Geschlechte elend leben und elend sterben, aber noch im Tode ein glühend' Herz für die Humanität bewahren, deren Apostel sie bis zu ihrem Grabe gewesen, ein rührendes Beispiel für eine ferne, verständnißvollere Zeit.

Grillparzer's „Rudolf" hat mich immer, so sonderbar es klingt, an den Göthe'schen „Götz" erinnert. Wie sehr auch der Mann der grübelnden Contemplation sich von dem Manne der raschen, fröhlichen That abhebt, der eine Vertreter einer nie wiederkehrenden Zeit, des herrlichen, mittelalterlichen Ritterthums mit allen seinen Ausartungen, der andere Prediger der Toleranz; beide haben doch gemeinsam, daß sie pochend auf das innerste Gefühl ihres Herzens inmitten eines anders denkenden Geschlechtes einsam dastehen, nur von wenigen Getreuen begriffen wacker kämpfen und fallen, bis an ihr Ende unentwegt dienend der großen Idee ihres Lebens.

Wunderbar schön ist diese Figur, und auch sonst ist das Drama reich an gelungenen Einzelheiten und feinen Zügen. Das ändert aber nichts an dem Gesammturtheile, welches wohl immer dahin lauten wird, daß der „Bruderzwist" das schwächste Stück Grillparzer's ist. Der visionäre Zug, der durch das Ganze geht, indem nicht nur Rudolf, sondern auch Klesel und Wallenstein unter die Propheten gehen, mag als Zeichen der alternden Muse Grillparzer's gedeutet werden.

Wenn Laube uns erzählt, daß Grillparzer gesprächsweise durchblicken ließ, er habe den „Bruderzwist" geschrieben ohne den Gedanken einer Aufführung des Stückes auf der Bühne, [2]) so werden wir diese Aeußerung nicht ganz wörtlich nehmen. Daß der Dichter nicht gerade an eine Darstellung in der Burg dachte, ist begreiflich. Als sich durch die Fürsorge Laube's in den fünfziger und sechziger Jahren die Theilnahme Wiens an den Grillparzer'schen Schöpfungen außerordentlich gesteigert hatte, da übergab Grillparzer Lauben, der soeben die Direction des Wiener Stadttheaters übernommen, das Manuscript des „Bruderzwistes" und stellte es dem Ermessen des erfahrenen Dramaturgen anheim, das Stück aufzuführen. Er starb aber, ehe noch der Bau des Schauspielhauses voll-

endet war. Im Stadttheater wurde denn auch der „Bruderzwist“ zum erstenmale nach dem Tode des Dichters gegeben. Die Burg brachte das Stück am 28. September 1872. Es hatte hier wie dort keinen nachhaltigen Erfolg.

In die Zeit vor 1844 fällt auch die Entstehung der beiden letzten Dramen unseres Dichters, der „Jüdin von Toledo“ und der „Esther“.

Das erstgenannte Stück ist bekanntlich eine Frucht der eingehenden, liebevollen Beschäftigung Grillparzer's mit dem spanischen Dichter Lope de Vega. In seinen kritischen Analysen der hervorragendsten Dramen dieses Meisters bezeichnet Grillparzer das Stück „Las pazes de los Reyes y la Judia de Toledo“ als eines der besten Lope's und bewundert namentlich den Schluß. Im Uebrigen findet er an der Composition manches zu tadeln. Der Grundgedanke der Lope'schen Bearbeitung fesselte Grillparzern so sehr, daß er aus demselben eine Tragödie schuf, die freilich mit ihrer Vorlage nichts als die Idee gemein hat. In beiden treibt die Eifersucht einer Königin zur Tödtung ihrer Nebenbuhlerin, der Geliebten ihres Gemahls. Die Cotta'sche Ausgabe nennt den „Bruderzwist“ eine Tragödie schlechthin, die „Jüdin von Toledo“ ein historisches Trauerspiel. Wenn diese Bezeichnungen, wie es scheint, von dem Autor selbst herrühren, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie auch zutreffend sind. Die „Jüdin von Toledo“ ist eine Liebestragödie. mit solcher Wahrheit uns vorgeführt, daß sie der Bestätigung ihrer Realität durch die spanische Geschichte oder Sage gar nicht bedarf. Die Handlung wird mit großem Geschicke vom Dichter geleitet, ihrem Ziele, dem Untergange der schönen Rahel, mit unfehlbarer Sicherheit zusteuernd. Rahel hat durch ihren Zauber den König so bestrickt, daß er darüber seines Weibes, des Landes und der drohenden Feindesgefahr vergißt und selbstvergessen den schlimmsten Finanzmaßregeln des alten Isaak zustimmt. Die Königin beschließt im Rathe der Großen den Tod der Jüdin und schnell wird das Urtheil vollzogen. Die Blutthat ist also genügend begründet. Schwerer wird der Vorwurf zu widerlegen sein, der sich auf den Schluß des Stückes bezieht. Mit dem Fluche Esther's mußte das Stück endigen, und dieser Fluch durfte nicht zurückgenommen, er konnte sogar um einige

Tinten greller ausgestossen werden von dem Hasse der Tochter des getretenen Stammes. Niederlage und Tod auf dem Schlachtfelde muß sie ihm verkünden, das brechende Auge noch in der letzten Stunde gequält von dem Bilde der Gemordeten. Grillparzer war zu weich, als daß er sein Stück so herbe hätte ausklingen lassen. Ob der Dämpfer demselben zu Statten gekommen, wird der Leser und Zuschauer leicht merken. Jetzt läßt sich der Eindruck der Katastrophe in die Worte kleiden: Schade um das schöne Kind, daß es so früh und so furchtbar sterben mußte! Aber es war ja nur eine Jüdin.

Das Stück bildet mit seiner geschlossenen Handlung und den scharf ausgeprägten Charakteren einen merkwürdigen Gegensatz zum „Bruderzwiste“. Und auch sonst finden sich Unterschiede. Trägt das eine die Zeichen des grübelnden Alters an sich und bringt es in den hippokratischen Zügen seines Helden, so zu sagen, ein Abbild des lebens- und schaffensmüden Dichters, so ist das andere in das Gold der Jugend getaucht und wirkt wie ein Rausch auf den Leser. Und doch ist die „Jüdin“ später geschrieben als der „Bruderzwist“! Ein Zeichen, was Grillparzer vermöge der Stärke seines Talentes hätte leisten können zu einer Zeit, wo man ihn schon für unproductiv zu halten geneigt war.

Die „Jüdin von Toledo“ muß den Dichter schon frühe beschäftigt haben — die Eingangsscene ist in Trochäen geschrieben, was noch auf anderes, als auf das spanische Vorbild hinweist. Der Beginn und der Verlauf der Liebesgeschichte zwischen dem Könige und der schönen Jüdin ist mit außerordentlicher Wahrheit und Kunst gezeichnet. Die zwei letzten Scenen des dritten Actes sind von unsäglichem Reize und gehören zu dem Besten, was die deutsche Literatur geschaffen hat. Rahel ist ganz ein Kind ihres Volkes. Berechnend, ja schlau inmitten der Glut ihrer Leidenschaft, gefallsüchtig und eitel und wieder ganz Hingebung an den Mann ihres Herzens, dreist bei der ersten Begegnung mit dem Könige, launisch in den Stunden des Glückes und doch gefaßt im Angesichte der Gefahr; so stellt sich uns das Mädchen dar, das ganze Wesen durchtränkt von warmer, nirgend gemeiner Sinnlichkeit. Auch die Tragik gebricht ihr nicht. Ueber alle Vorurtheile hat sie sich hinweggesetzt, das kurze Glück der Liebe ganz und voll genossen, stolz darauf, daß der König

des Landes es war, der sie, das junge Geschöpf, aus dem Staube der Niedrigkeit zu sich emporgehoben. Schnell hat sie gelebt, jäh stirbt sie, so wie sie es einstmals gewünscht und gefürchtet hat. Sie büßt ihre Schuld, wenngleich zu hart und schwer.

Ihre Schwester Esther ist klug, scheinbar kalt und doch voll Gefühles; sie trägt einige Züge der Heldin des gleichnamigen Stückes von Grillparzer. Auch die übrigen Figuren sind bis zum Leben getroffen. König Alfons, eine kräftige, unverdorbene Natur, in der die schlummernde Sinnlichkeit plötzlich zur Flamme geweckt wird, die alles zu verzehren droht, was bisher der Stolz seines Lebens gewesen. Er erwacht aus seiner Leidenschaft, als er den blutigen Rumpf und das schmerzverzerrte Antlitz der Gemordeten vor sich sieht. Was hat er an ihr geliebt? Schönheit, Jugend und Leben; und der Leichnam zu seinen Füßen ist häßlich, kalt und starr. Entsetzt flieht er vor den Resten der einst so heiß geliebten Person. Das ist ein feiner Zug des Dichters, der den Menschenkenner verräth und der Tadel ob zu rascher Sinnesänderung des Mannes scheint mir unberechtigt.

Durch reiche Schönheit, auch durch die Sprache, reiht sich die „Jüdin" den beiden anderen Liebestragödien Grillparzer's „Sappho" und „Hero" an. In der Burg wurde das Drama am 21. Januar 1873 zum ersten Male gegeben. Der matte Schluß hat hier, wie anderwärts, den Theatereffect empfindlich beeinträchtigt.

Außer den bisher erwähnten Stücken besitzen wir noch von Grillparzer zwei Acte eines unvollendeten Trauerspieles „Esther", dessen Entstehung den Andeutungen des Dichters zu Folge [3]) in die Zeit nach dem Jahre 1829 fällt. Die „Esther" sollte ein Tendenzdrama der edelsten Form werden, in der Art des Lessing'schen „Nathan" und Veranlassung hiezu gab ihm der Tod der Erzherzogin Henriette, der allgemein verehrten Gemahlin Erzherzog Karl's. Die katholische Geistlichkeit Wien's trat damals zuerst aus ihrer Reserve heraus und machte Miene, der protestantischen Prinzessin die Begräbnißehren zu verweigern. Die schüchterne Opposition der Hierarchie wurde wohl von Kaiser Franz bei dieser Gelegenheit rasch gebeugt, doch bildete das Ereigniß lange das Tagesgespräch der Wiener Gesellschaft. Grillparzer, von der Sache auf's Tiefste

berührt, wollte nun in einem Drama seine Gedanken über Staatsreligion und Duldung aussprechen. Nicht so sehr die Liebe, als die Religion sollte den Inhalt der „Esther" ausmachen. Als das Stück ein Torso blieb, legte der Dichter dem Kaiser Rudolf sein Glaubensbekenntniß in den Mund.

Den Stoff des Drama's, so weit wir es vor uns haben, bilden die beiden ersten Capitel des Buches „Esther" der Bibel und der Dichter ist seiner Vorlage bis auf einen Punkt, freilich den wichtigsten, den Charakter der Heldin, getreu gefolgt. Die Anregung zu dem Stoffe gab ihm aber nicht die Bibel, auch nicht die „Esther" Racine's, sondern wieder Lope. Unter den Analysen Lope'scher Stücke, die wir von Grillparzer haben, befindet sich auch eine Analyse der „Esther", welches Drama Grillparzern gefiel. Am Schlusse seines kritischen Auszuges bemerkt er: „Dieser Lope bemeistert sich meiner mehr, als einem Dichter neuerer Zeit gut ist. Er ist die Natur selbst, nur die Worte gibt die Kunst. Wir aber wissen mit der gesunden Natur nichts mehr zu machen, höchstens ihre Extreme setzen uns in Spannung."

Die „Esther" ist also, wie die „Jüdin von Toledo" und zum Theile auch „der Traum ein Leben", auf den großen Spanier zurückzuführen, den Grillparzer um 1830 eifrigst las.

Die Natur liebte Grillparzer an Lope, doch er hat hierin sein Vorbild weit überboten. Ein Naturkind ist seine „Esther", eine Gestalt von unnachahmlichem Reize. Schlicht und treu, gescheit und schön, bescheiden für die verstoßene Königin das Wort führend und doch zuletzt gerne erliegend dem gesunden Egoismus der Liebe, in der Hütte des Oheims wie im Palaste des Königs geleitet von dem Takte eines adeligen Gemüthes, so enthüllt sie dem Könige in der großen Scene des zweiten Actes ihr reines, vom ersten Liebesschauer durchschüttertes Herz und zaubert ihm eine Zukunft voll unendlichen Glückes vor die Seele. Der gramverlorene Ahasvarus findet sich in der Liebe des Mädchens wieder und alsbald durchzuckt ihn das gleiche Gefühl.

Mit dem reizenden Wunder der so plötzlich in beiden Herzen erwachenden Liebe schließt das Fragment. Grillparzer ließ dasselbe liegen und kam nie mehr dazu, es zu vollenden. Der Faden

ging verloren. 40 Jahre später sprach er sich gegen eine befreundete Dame über die Ursachen aus, warum das schöne Werk in's Stocken kam. Es ist die alte Klage über die Polizei und Censur. Gewiß hat sie viel an Grillparzer verbrochen, doch nicht so viel, als er selbst glaubte oder wenigstens sagte. Die Kritik war eben im Dichter mächtiger geworden, als die Kraft der Production und das Reizmittel, welches er für die letztere mit bestem Erfolge anwendete, die Leidenschaft, sie zog sich vor der Ruhe frühzeitigen, nicht physischen, sondern geistigen Alters zurück. Grillparzer machte der oberwähnten Dame auch Andeutungen über die Fortentwicklung der Handlung in der „Esther".[4]) So interessant es für uns auch ist, zu wissen, wie sich der alte Grillparzer dieselbe 1868 gedacht hat, so schwer ist es, Dichtung und Wahrheit in seiner Auseinandersetzung zu unterscheiden. Die „Esther" blieb also ein Bruchstück,[5]) aber dieses Bruchstück enthält eine Scene, die immerdar eine Perle der Weltliteratur bleiben wird. Das Stück hat seit der ersten Aufführung in der Burg, die am 28. April 1868 stattfand, mit der Bognar als Esther und Sonnenthal als König, sich einen Ehrenplatz auf der deutschen Bühne errungen und die Meininger haben mit demselben seit 1873 in ganz Deutschland Jahr für Jahr Triumphe gefeiert. Die „Esther" hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, wenn man heut zu Tage in Norddeutschland Grillparzern respectirt. Gedruckt erschien sie zum ersten Male im Jahre 1863 in dem von Emil Kuh herausgegebenen „Dichterbuche aus Oesterreich". Damals war sich Wien auf's Neue bewußt worden, was es an Grillparzer besaß. In den 40er Jahren hatte der Dichter keine Veranlassung, mit neuen Erscheinungen vor das Publicum zu treten; ohne Bedenken wies er denn auch 1845 die Anträge Cotta's und Wallishauser's wegen einer Gesammtausgabe seiner Werke zurück.[6]) Er war froh dem literarischen Markte fern zu bleiben. „Soll's nach meinem Tode gedruckt werden" so sagte er zu einem Bekannten.

Das Jahr 1845 sah auch zwei dramatische Dichter aus Deutschland in Wien, den einen zu kurzem Besuche, während der andere sich in Wien dauernd niederließ. Karl Gutzkow stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Er wurde nicht selten Lessing knapp

an die Seite gestellt und nur wenige begriffen, daß das Wissen des Mannes stärker sei, als sein Talent. Durch vier Wochen besah er sich im Frühjahre 1845 die Residenz, beobachtete genau und ließ dann zurückgekehrt seine „Wiener Eindrücke“ erscheinen, die weniger Lärm machten, aber wirksamer waren, als Dingelstedt's Briefe in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“. Sie widerlegten am Besten das Gerücht, daß es Gutzkow um die Directorstelle am Burgtheater zu thun gewesen sei. Scharf und schneidig gegen das herrschende System, von wohlthuender Wärme gegen die Wiener Literaten, ist die kleine Schrift in mannigfacher Hinsicht lehrreich; besonders gilt dies von der Schilderung der Verhältnisse des Burgtheaters, welche Bühne nach Gutzkow trotz des ihr zugeschriebenen Verfalles die übrigen deutschen Theater bei weitem überragte. Mit Grillparzer kam Gutzkow damals nicht zusammen. Wenn letzterer später meinte, Grillparzer habe es ihm nachgetragen, daß er ihm keinen Besuch abgestattet, so hat er den Wiener Dichter verkannt.

Im Spätherbste 1845 langte Friedrich Hebbel auf der Rückreise von Rom in Wien an. Seine „Judith“ war in Hamburg und Berlin aufgeführt worden, doch ohne Erfolg. Die „Genoveva“ und „Maria Magdalena“ harrten noch eines solchen Versuches. Er kam mit ziemlich viel Ansprüchen nach Wien und wunderte sich, als man denselben nicht gerecht ward, während er seinerseits wenig Willen zeigte, die Verdienste Anderer anzuerkennen. Hebbel's trotziges Wesen empfand fast Mitleid mit einem Charakter wie Grillparzer und diesem wieder war das Dithmarsische Kraftgenie durchaus antipathisch. Hören wir, wie die beiden Schriftsteller kurz nach der ersten Begegnung über einander urtheilen. Hebbel sagt:[7] „Grillparzer ist ein Mann, der tief leidet und der einen Theil seines Leidens der beklemmenden Atmosphäre, in welcher er athmet, zuschreiben darf, der aber aus dieser Atmosphäre selbst auch wieder seinen Trost ziehen mag, indem er, wie es so mancher thut, innere Unzulänglichkeit auf äußere Umstände schieben und sich einbilden kann, daß sein Hollunderstrauch im besseren Boden eine Palme geworden wäre.“ Offenbar hat Hebbel nach der Gepflogenheit der damaligen norddeutschen Schriftsteller von Grillparzer nichts

gelesen, denn kurze Zeit nachher, als er sich an den „Ottokar" machte, schreibt er:[8]) „Die Freude gibt mir in diesem Augenblicke die Feder in die Hand. Es ist Abend und ich lese ein Stück von Grillparzer, „König Ottokar's Glück und Ende". Eben schließe ich den zweiten Act und wenn die übrigen sind, wie die beiden ersten waren, so ist dies das vortrefflichste historische Trauerspiel, das in unserer Literatur existirt. Bis jetzt ist es meisterhaft in jeder Beziehung, es setzt mich in Wallung und ich schäme mich, es nicht gekannt zu haben." Die letzten drei Acte entsprachen dem Eindrucke der ersten nicht. Er schreibt: „Sie bringen auch noch einzelne höchst bedeutende Züge, stehen aber im Ganzen weit hinter jenen zurück. Ich begreife Geister dieser Art nicht; bei mir tritt am Schlusse erst die ganze Kraft in die Blume."

Zu gleicher Zeit äußert sich Grillparzer über Hebbel:[9]) „Vor Kurzem war ein recht interessanter junger Mann bei mir, der Dichter Hebbel. So weit ich sein Trauerspiel „Judith und Holofernes" bereits gelesen, ist es der Idee nach das Geistvollste, aber der Ausführung nach Fratzenhafteste, was man sich denken kann; dieser Mensch ahnt nicht, was möglich und wirklich ist im Leben. Ja, wenn das Poesie heißt —! Es ist traurig, daß man in einer solchen Zeit wirken soll."

Jahrzehnte lang lebten die beiden Dichter in Wien neben einander und immer standen sie sich ferne. Grillparzer vermied es geradezu, Gesellschaften zu besuchen, in denen er Hebbeln wußte.

Während Grillparzer um die Mitte der Vierzigerjahre als Dichter und Politiker im Schmollwinkel stand, bereiteten sich in seinem Vaterlande Ereignisse von größter Tragweite vor. Wir stehen an der Schwelle der Bewegung des Jahres 1848.

In seinen nachgelassenen Papieren hat Metternich als Mitursache der 1848er Revolution in Oesterreich die laue Stellung der obersten Regierungsorgane gegenüber dem durch die Männer des Lehrfaches, der Literatenkaste und durch die ständische Opposition aufgeregten Parteigetriebe bezeichnet. Er hat Recht; nur war die Regierung nicht lau, sondern ohnmächtig und bis zur Lächerlichkeit kleinlich. Der Druck der Censur war in jenen Tagen unerträglich

geworden, nicht zum wenigsten deßhalb, weil der schwerfällige bureaukratische Apparat allmälig in's Stocken gerieth, die untergeordneten Organe noch immer den Buchstaben eines Gesetzes handhabten, welches von der Regierung selbst als unvernünftig erkannt, aus Scheu vor jeder Neuerung gleichwohl nicht abgeändert wurde. Wunderliche Geschichten trugen sich damals zu. Der Dichter Josef Rank wurde 1844 vierzehn Tage in Prag eingesperrt, weil er ohne Paß nach Leipzig reiste; wenig später der Professor der Chemie am Wiener Polytechnikum, Meissner, mitten im Semester pensionirt, weil er es gewagt, eine wissenschaftliche Broschüre ohne das Imprimatur der Censur im Auslande erscheinen zu lassen. „Schwert und Kelch" von Moritz Hartmann confiscirte man in den Buchhandlungen Wiens und gegen Alfred Meissner leitete die Polizei eine Untersuchung ein, weil einzelne seiner bei Reclam in Leipzig erschienenen Gedichte die österreichische Censur nicht passirt hatten. Von der Art, wie die Zeitungen behandelt wurden, wollen wir gar nicht sprechen; der Geschäftsgang der Censur hiebei ist geradezu anekdotenhaft. [10])

Angesichts dieser Zustände, welche Oesterreich zum Gespötte der gebildeten Welt machten, traten die Schriftsteller Wiens auf Anregung Bauernfeld's zusammen und unterzeichneten bei Hofrath Hammer eine Bittschrift an die Regierung um Regelung der Censurverhältnisse. Neunundneunzig Literaten Wiens unterschrieben das Actenstück. Grillparzer's Name eröffnet den Reigen, Ludwig Löhner, der Führer der Linken im 1848er Reichstage, beschließt denselben. Die Petition war sehr bescheiden. Sie wünschte die Herstellung eines geregelten Recursweges nach dem Muster des preußischen Obercensurgerichtes und die Erneuerung des Preßgesetzes vom Jahre 1808. Und was ward ihr für ein Bescheid? Metternich sagte zum Sprecher der Literaten, Professor Endlicher: „Seit 28 Jahren beschäftige ich mich mit dem Fortschritte in Oesterreich (!!) und — sehen Sie — hier liegen die Karlsbader Beschlüsse zu einer Revision vorbereitet. Da kommen Sie mit Ihrer Petition dazwischen und verderben mir alles. Abzwingen läßt sich die Regierung nichts." Einstweilen blieb es bei der Ablehnung; drei Jahre später hatte indeß der Fürst den letzten Satz seiner Rede vergessen. Auch die

Wiener Redacteure brachten ein Memorandum bei der Regierung ein. Es war am 13. März 1848 noch nicht erledigt.

Metternich haßte die Literatenkaste, insoweit er überhaupt hassen konnte; er bedurfte aber derselben auch seinerseits, um die Vorwürfe, mit denen die Presse ganz Europa's Oesterreich überhäufte, wenigstens theilweise zu widerlegen. Die feinen Federn der Staatskanzlei waren zumeist schon in der Ewigkeit, und so berief der Fürst zur Ergänzung seines Schreiberpersonales den Convertiten Friedrich Hurter nach Wien. Der vormalige reformirte Kirchenoberste des Cantons Schaffhausen war 1844 zu St. Ignazio in Rom zur katholischen Kirche übergetreten, darauf in den österreichischen Adelsstand erhoben und zum kaiserlichen Hofrathe und Reichshistoriographen ernannt worden. Preußenhaß und glühende Bewunderung der Jesuiten empfahlen den Mann. Die Berufung Hurter's war eine ganz verfehlte Maßregel. Sie machte die Protestanten in Deutschland mißtrauisch gegen Oesterreich und gab den einheimischen Gelehrten neuerdings Grund zur Klage ob der Begünstigung der Ausländer. Und dieselbe Regierung, die Hurtern gegen alle gesunde Vernunft hereingerufen hatte, sie fürchtete doch wieder derart die öffentliche Meinung, daß sie den Reichshistoriographen nicht zum Mitgliede der neu gegründeten Wiener Akademie der Wissenschaften zu ernennen sich getraute.

Die Errichtung der Akademie, mit kaiserlichem Handschreiben vom 30. Mai 1846 anbefohlen und durch Patent vom 17. Mai 1847 näher ausgeführt, fand damals nicht in allen Kreisen Beifall; war man ja in Oesterreich auch vernünftigen Einrichtungen gegenüber skeptisch, wenn sie von der Regierung ausgiengen. Man schalt die Akademie einen Luxusartikel gleich den „Jahrbüchern", und betonte, daß man früher mit der oft geplanten, aber gerade 1845 wieder zu den Todten geworfenen Reform des Gymnasialwesens hätte beginnen sollen. Man sah in der Gründung nichts als einen Act vornehmer Herablassung zu den Bestrebungen der Gegenwart, der sich durch die Ausschließung der Philosophie aus der Reihe der akademischen Wissenschaften und durch den Widerwillen, mit dem man den Schriften der gelehrten Gesellschaft endlich die Censurfreiheit gewährte, am besten kennzeichne. Auch Grillparzer war

dieser Ansicht. Er sah sich zu seinem Erstaunen in der Reihe der vierzig Unsterblichen, obwohl er auf wissenschaftlichem Gebiete so gut als nichts veröffentlicht hatte. Er meinte, man hätte ihn nur aufgenommen, um das Protectionswesen zu beschönigen; er lasse sich mit auslachen, werde nicht austreten (was ursprünglich seine Absicht war), [11]) aber den Sitzungen nicht beiwohnen.

Durch nichts wurde die Situation vor 1848 besser gekennzeichnet, als durch die Worte, welche Grillparzer, mit Metternich und Radetzky der bedeutendste Mann, den Oesterreich damals besaß, im Herbste 1847 fallen ließ: „Ich bin froh," sagte er, „daß ich schon alt bin, denn ich verlebte meine Jugend doch in einer besseren Zeit, als die jetzige ist. Wer bei den heutigen Zuständen noch schreiben mag, den muß ich wirklich bewundern." [12]) Und er schrieb auch nichts mehr, höchstens Epigramme, in denen er seiner üblen Laune Luft machte, oder Aphorismen über allerlei Dinge, welche natürlich nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. Sie hatten meist nur den Zweck, seinem schwachen Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen und die Eindrücke der jeweiligen Lectüre und seines Gedankenganges überhaupt festzuhalten.

Im September 1847 machte Grillparzer eine Reise nach Berlin und Hamburg. [13]) Er benützte dazu die Kaiser Ferdinands-Nordbahn, die soeben den ersten Schienenstrang nach Deutschland über Oderberg fertig gestellt hatte. In Berlin lernte er Alexander von Humboldt kennen und verkehrte mit Meyerbeer. Den Rückweg nahm er über München und wurde daselbst von allen Seiten auf das ehrenvollste empfangen. Begleiter auf der Reise war ihm sein Pathenkind Wilhelm Bogner, der Neffe Kathy Fröhlich's. Leider starb der hoffnungsvolle Jüngling, dem Grillparzer reiche Liebe zuwendete, schon im Winter des nächsten Jahres.

Seit 1841 war Grillparzer's Pult bis auf einzelne lyrische Gedichte, die ihren Weg in die Oeffentlichkeit fanden, verschlossen geblieben; da erschien im Herbste 1847 zu nicht geringer Ueberraschung der Zeitgenossen in Mailáth's „Iris": „Der arme Spielmann". Der Dichter war immerdar ein Feind des Romans und der prosaischen Kunstform überhaupt, und jetzt brachte er zum zweiten Male im zierlichen Almanach eine Novelle! Das Poem

wurde damals in Wien nicht in seinem Werthe erkannt; besser verstand man sich darauf in Deutschland und in Frankreich. Die Wogen der Revolution schlugen natürlich bald erbarmungslos über dem kleinen Dinge zusammen und man vergaß schier, daß es existirte. Eine spätere Zeit hat gefunden, daß es ruhig den Vergleich mit den besten Producten Prosper Merimée's und Turgenieff's aushalten könne.

Woher nahm der Dichter den Stoff zum „armen Spielmann“? [14]) Grillparzer speiste viele Jahre hindurch im Gasthause zum „Jägerhorn“ in der Spiegelgasse. Daselbst erschien auch häufig ein armer Geiger und spielte auf. Er zeichnete sich durch auffällige Sauberkeit seines ärmlichen Anzuges aus und wirkte durch seine unbeholfenen Bewegungen rührend komisch. Wenn man ihn beschenkte, dankte er jedesmal mit irgend einer kurzen lateinischen Phrase, was auf eine gewisse Schulbildung und einstige bessere Verhältnisse schließen ließ. Plötzlich kam er nicht mehr. Es war inzwischen die große Ueberschwemmung des Jahres 1830 hereingebrochen; am meisten litt darunter die Brigittenau, wo im Sommer der berühmte Kirchtag, ein Volksfest des alten Wien, gefeiert ward. Grillparzer wußte, daß der arme Geiger dort wohnte, und da er nicht mehr aufspielen kam, so lag die Vermuthung nahe, er habe seinen Tod in den Wellen gefunden. Als nun Grillparzer von Mailáth ersucht wurde, eine Novelle für seinen Almanach zu schreiben, so versuchte er sich an einer solchen, in welcher der arme Geiger als Held figurirte.

So viel oder, wenn man will, so wenig gab die Wirklichkeit. Wie unbedeutend ist die Figur des Spielmannes vom „Jägerhorn“ und wie bewunderungswürdig ist diese Gestalt, nachdem sie durch den Zauberkasten des Genius ihren Weg genommen. Die wirkliche Natur ist eben zur wahren Natur, dem Gegenstande jeder echten naiven Dichtung geworden.

Der Held der Erzählung ist ein Armer im Geiste, an welchem das Schicksal viel gesündigt hat. Er gehört durch seine Geburt den höheren Gesellschaftskreisen an und seine beschränkten Fähigkeiten verweisen ihn in eine inferiore Stellung. Er ist gerade deßwegen der elterlichen Liebe so recht bedürftig, doch man schämt sich seiner, man dreht und drechselt an dem schwach begabten Jüngling eine

Zeit lang herum und wirft ihn dann weg, ohne sich die Mühe zu nehmen, die guten Eigenschaften seines Charakters auch nur kennen zu lernen. Vom Vater verachtet, von der Gesellschaft bespöttelt, gewinnt er die Neigung einer treuen und starken Mädchenseele, die sich von dem schamhaften Gemüthe und dem bescheidenen, selbstlosen Wesen des jungen Mannes angezogen fühlt. Nach dem Tode seines Vaters Herr eines nicht unbeträchtlichen Vermögens, verliert er dieses durch Arglosigkeit und Mangel an Weltkenntniß und verscherzt damit auch die Hand derjenigen, die ihn allein versteht und die ihn sicher durch's Leben geleitet hätte. Er ist namenlos elend! Und doch erliegt er nicht. Die Begeisterung für die Kunst hebt ihn über den Jammer des Erdenlebens hinweg und die Beschränktheit seiner Fähigkeiten, sie gereicht ihm jetzt zum Glücke und läßt ihn der Unzulänglichkeit seines Könnens sich nicht bewußt werden. Treu der Kunst und seiner Liebe verdient er sich sein kärglich Brod und die Menschen achten und ehren den braven Mann, der mit dem Pfennige, so ihm statt des Pfundes zu Theil geworden, nicht wuchern kann, sich aber durch's Leben bringt. Und da er alt ist, gewährt ihm das Glück seltene Gunst. Er opfert sein überflüssig Leben, um das der Nebenmenschen zu retten. Der arme Narr! pflegt der Wiener in solchem Falle, eine Thräne im Auge, zu sagen und sperrt natürlich derlei Narren nicht in ein Irrenhaus ein.

Das Rührendste bei der Sache ist aber, daß leise und tief verborgen hinter dem armen Spielmann Grillparzer steckt. Die Behauptung erscheint auf den ersten Blick bis zur Lächerlichkeit widersinnig. Der große Dichter und der blöde Geiger! Und doch ist sie es nicht. Grillparzer hat dem Geiger so manches aus seiner Jugendgeschichte geliehen und ihn mit Eigenschaften ausgestattet, die einen Theil, freilich nur einen Theil, seines eigensten Wesens ausmachten. Unwillkürlich denke ich an den Vergleich, den Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung zwischen dem Kinde — das ist ja der Spielmann — und dem Genie durchführt. Und dann lese ich aus der wunderbaren Dichtung heraus, daß über Grillparzer manchmal böse Tage kamen, in denen ihm alles, was er in der Kunst geleistet, klein und nichtig vorkam gegenüber dem Ideale in seiner Brust und gegenüber den

Werken der großen Meister; böse Tage, in denen man ihn wie den armen Spielmann stehen ließ, ihm nicht Beifall noch eine Gabe schenkte, ja fast geneigt war, seine altfränkische Kunst zu bespötteln. Selbst der stärkste Geist erträgt dauernde Mißachtung nicht ungestraft. Grillparzer mochte sich manchmal die Stirne reiben, wenn er die Welt die Götzen des Tages umtanzen, sich selbst verschmäht und vergessen sah. Er mochte sich fragen: „Ist nicht am Ende die Welt in deinem Inneren nur eine eingebildete, geträumte? Und haben nicht etwa die draußen Recht, wenn sie dich verschmähen? Vielleicht bedeutest du doch nichts; was dich ein Bild dünkt, ist nur ein Zerrbild, und du selbst bist ein armer, armer Narr!“ In solchen Stunden, denke ich mir, arbeitete der große Dichter an dem „armen Spielmann“, und deßwegen ist die Novelle ein Kleinod in unserer Literatur geworden.

Grillparzer gieng immer seinen eigenen Weg, und ließ sich von den Strömungen des Tages nie beeinflußen. Der beste Beleg hiefür ist, daß er den „armen Spielmann“, diese poetische Darstellung unschuldiger, in ihrer größten Beschränkung glücklichen Menschheit, zu einer Zeit erscheinen ließ, in der die Welt mit stürmischer Hast nach vorwärts drängte und das alte Oesterreich durch die Leidenschaft seiner Völker bis in seine Grundvesten erschüttert wurde. Ein seltsamer Neujahrsgruß, welchen der Dichter seinem Vaterlande im Jahre 1848 darbrachte!

XI.

Es kam der März 1848 und vor seinem stürmischen Hauche zergieng das Eis, das so lange auf Oesterreich lastete. Ein ungeahnter, herrlicher Frühling schien über dem Lande hereingebrochen. Das Metternich'sche Regiment war wie ein Kartenhaus weggeblasen und die Freiheit, noch vor Kurzem so schüchtern begehrt, sie wurde jetzt von den Völkern in vollen Zügen genossen. Wie alle Vaterlandsfreunde, freute sich auch Grillparzer der Märzbewegung, jedoch nicht ganz aus vollem Herzen. Damals schrieb er in sein

Tagebuch: „Ich war immer stolz, ein Oesterreicher zu sein und sieh da, die Zeit ist gekommen, wo sich mein Stolz rechtfertigt. Ihr habt euch in diesen letzten Tagen als Oesterreicher benommen, als ein Volk, das Kopf und Herz im rechten Gleichgewichte hat, keines das andere unterdrückend und beide einander dienend. Und doch möchte ich ein Wort der Warnung sprechen." Der Schwarzseher war eben in den langen Jahren des Polizeiregimentes in seinem Glauben an das Besserwerden einigermaßen erschüttert worden. Als er am Nachmittage des 15. März auf dem Burgplatze stand, und neben ihm ein Franzose in Bewunderung der wenige Stunden zuvor noch stürmisch erregten und jetzt dem Kaiser dankbar zujubelnden Menge ausrief: „Welch' ein Volk!", da antwortete der Dichter: „Ja, unser Volk ist gut." Und für sich brummte er: „Ja ja: aber Ludwig XVI. hat man auch die Pferde ausgespannt und nach wenigen Jahren haben dieselben Pariser ihn guillotinirt."

Es galt nun für's erste, der überhand nehmenden radikalen Presse das Handwerk zu legen und auf die öffentliche Meinung durch ein neu zu gründendes großes Organ, an dem sich die besten Kräfte der Residenz, die Liberalen des Vormärz, betheiligten, im Sinne einer ruhigen Fortentwickelung der Märzerrungenschaften und der Erhaltung des Gesammtstaates einzuwirken. Andreas Baumgartner, Feuchtersleben, Grillparzer, Adalbert Stifter, Kaltenbaeck u. a. versprachen dem Unternehmen ihre Mitwirkung.[1] Die „constitutionelle Donauzeitung", herausgegeben vom Buchhändler Klang und redigirt vom Regierungsrath Hock erschien vom 1. April und Grillparzer eröffnete die erste Nummer mit dem Hymnus an sein Vaterland. Die warmen Worte verhallten und all' der Liebe Müh' war umsonst. Die bangen Ahnungen des Dichters schienen sich erfüllen zu wollen. Es kam der 15. Mai mit seiner Sturmpetition, dem Zusammenbruche der Regierung und der Flucht des Hofes nach Innsbruck. Da schalt Grillparzer das Volk und schalt seinen Pillersdorf, auf den er einst so große Stücke gehalten und der auch das Ideal eines Staatsmannes war, so lange sich die Sache in dem Bureau abthun ließ. Der gröbste Fehler Pillersdorf's schien ihm der Anschluß an Deutschland und die Beschickung des Frankfurter Parlamentes. Der deutsche Poet stand

in dieser Frage hart an der Seite Palacky's und doch wurde ihm bange, wenn er sich sagte, daß die Slaven auf dem Wiener Reichstage die Majorität haben würden. Er galt schon allgemein in Wien als ein Schwarzgelber und er meinte: Ich bin es auch, aber ein Schwarzgelber nach dem 15. Mai, nicht vor dem 13. März." Rührend ist die Klage des Patrioten: „Ich habe mein Vaterland und meine Landsleute so lieb, darum schmerzt es mich so sehr, zu sehen, wie das Reich schmählich zerfällt." [2])

Die „Donauzeitung" hatte keinen Erfolg, wozu das Ministerium selbst redlich das seinige beitrug. Pillersdorf machte das Blatt durch eine Subvention von der Regierung abhängig, und da es unter solchen Umständen seinem Programme, der Regierung stets um einige Schritte voraus zu sein, bald untreu wurde, auch sich nicht einer Schreibart befliß, die ihm gestattet hätte, mit Häfner's „Constitution" und Mahler's „Freimüthigen" den Kampf aufzunehmen, so trat Hock bald von der Redaction zurück und das Blatt gieng Ende Juni ein. Allein nicht ruhmlos wurde die „Donauzeitung" eingesargt. Die Nummer 68 vom 8. Juni erlangte geschichtliche Bedeutung. Sie enthielt Grillparzer's Gedicht „Feldmarschall Radetzky" und die erste Strophe:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer."

sie wurde das Feldgeschrei der conservativen Partei in Oesterreich und hat in der späteren Zeit eine Auslegung erfahren, mit welcher der Dichter wohl selbst nicht einverstanden war.

Klang ließ das Gedicht in Tausenden von Exemplaren abdrucken und verbreiten. Es wirkte zündend auf die österreichische Armee in Italien und fand auch in den Provinzen hie und da Widerhall; in Wien erregte es Unwillen und Spott. Der Prophet galt nichts mehr in seiner Vaterstadt. Grillparzer verließ denn auch, wie die meisten seiner politischen Richtung Angehörigen, Wien, um in dem nahen Baden die Ereignisse abzuwarten, die sich bald in so erschütternder Weise abspielten.

Die Octoberrevolution, der Fall Wiens, die Verlegung des

Reichstages nach Kremsier, die Einsetzung des Ministeriums Schwarzenberg, die Thronentsagung Ferdinand's und der Einmarsch Windischgrätz's in Ungarn reihten sich an einander in rascher Folge. Graf Franz Stadion, der Sohn des ehemaligen Finanzministers und väterlichen Freundes unseres Dichters, übernahm das Ministerium des Innern. Sein Programm, Herstellung einer starken Regierung auf Grund einer vernünftigen, die Bedürfnisse der Zeit berücksichtigenden Administration, war auch das politische Credo Grillparzer's. Beide Männer waren auch Gegner des Anschlußes an Deutschland und der demokratischen Bestrebungen jener Tage. Deßhalb hatte Grillparzer nur Worte der Entrüstung und des Spottes über die Verhandlungen in Kremsier, zumal aus Anlaß der Debatte über die Grundrechte, und wenn er sein Gedicht „An den Reichstag" nicht veröffentlichte, so geschah das wohl nur deßhalb, weil er eine zu vornehme Natur war, um mit Leuten wie Ebersberg, dem Redacteur des „Zuschauer", an einem Strange zu ziehen. Mit der Auflösung des Reichstages und mit der octroyirten Verfassung vom 4. März war Grillparzer vollständig einverstanden. Wenige Jahre später war er freilich zu einer anderen Anschauung gelangt.

Die Märztage des Jahres 1849, für Oesterreich so ereignißschwer, brachten Grillparzern hohe Ehren. Kaiser Franz Josef verlieh ihm das Ritterkreuz des Leopoldordens und in dem Schreiben vom 15. März 1849, mit welchem ihm der Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg das Ordenszeichen überschickte, heißt es: „Seine Majestät wollten dem ebenso begabten als anspruchslosen Dichter, auf welchen Oesterreich und Deutschland stolz sind, ein Merkmal der allerhöchsten Anerkennung ertheilen; Seine Majestät wollten insbesondere hiezu die Veranlassung nehmen von Ihrem Gedichte: „Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!" denn diese herrlichen Verse, gedichtet in einer düstern und drangvollen Zeit, wirkten begeisternd auf die damals in Italien kämpfende Armee; sie hoben das sinkende Nationalgefühl der Gutgesinnten und führten die Hoffnung und Liebe für das gemeinsame Vaterland in manche österreichische Brust zurück. Sie ehren gleichmäßig den Dichter, Vaterlandsfreund und Staatsbürger." [3])

Wie man sieht, hat vor Allem das Gedicht „Feldmarschall Radetzky“ Anlaß zur Auszeichnung Grillparzer's gegeben. Dieser begrüßte das Ehrenzeichen mit dem Epigramme:

„Gern mißte den Orden der Barde;
Ich trag' ihn in eigenem Sinn:
Mich mahnt er als eine Kokarde,
Daß ich des Kaisers bin.“

Die Auszeichnung hat ihm offenbar wohl gethan. Nach der ewig langen Zeit, während welcher die Staatsgewalt den Dichter ignorirt hatte, ein Augenblick der Befriedigung. Von dem Rechte, sich nobilisiren zu lassen, machte Grillparzer natürlich keinen Gebrauch. Er war eine viel zu stolze Natur, als daß er geglaubt hätte, er sei erst jetzt adelig geworden. Vier Jahre später verlieh ihm der König von Bayern das Ritterkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael und den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft.

Andere Ehren folgten nach. Als im September 1849 Radetzky nach Wien kam und die Wiener Bürgerschaft dem Feldmarschall ein großes Bankett gab, da wurde auch Grillparzer zu dem Feste geladen und dem greisen Kriegsmanne vorgestellt, der ihm in seiner schlichten Art herzlichen Dank sagte. Das war ein erhebender Moment für Grillparzer, er wog manche trübe Stunde auf. Die Armee in Italien hat übrigens ihren Dank noch in anderer Weise abgestattet; Minister Schwarzenberg und General Heß überreichten Grillparzern in dessen bescheidener Wohnung am 5. Mai 1850 im Namen ihrer Kriegsgefährten einen sinnvoll geschmückten Ehrenbecher und ein Handschreiben des Marschalls. Kurz darauf übersandte der junge Erzherzog Ferdinand Max dem Dichter einen blühenden Lorbeerzweig mit einigen warm empfundenen Versen. Und nachdem ihm die Großen gehuldigt hatten, stellten sich auch die Kleinen ein und in Prosa und Versen und auf Medaillen feierte man ihn als den Propheten der neuen Aera. Der Gefeierte fand aber nach seiner Gewohnheit wie an jedem Ding, so auch an den Huldigungen eine Kehrseite. Er bemerkte nicht ohne Bitterkeit, der Fürst Schwarzenberg habe sich zwar bis in den vierten Stock zu ihm herauf bemüht, ihm aber nicht die Möglichkeit verschafft, im ersten Stocke zu wohnen.

Und im vierten Stocke des Hauses 1097 (jetzt 17) der Spiegelgasse, also hoch oben, wohnte Grillparzer seit Beginne des Jahres 1849 und zwar in Miethe bei den Schwestern Fröhlich. Dort verbrachte er die letzten 23 Jahre seines Lebens.

Ein Menschenalter lag dazwischen, seit er mit der Familie in so innigem Verkehre gestanden. Rath Fröhlich hatte durch unglückliche Speculationen sein Vermögen eingebüßt und die Töchter dachten klug genug, durch ihre Bildung, die sie früher zu Schooßkindern der Wiener Gesellschaft gemacht, sich jetzt ihr Brod zu verdienen.[1]) Sie errichteten ein Pensionat für Mädchen aus den besseren Ständen und leiteten an demselben den Unterricht in den modernen Sprachen und in der Musik. Kathy Fröhlich besorgte das Hauswesen, Anna und Josefine die Schule. Anna wirkte außerdem noch als Gesangslehrerin am Conservatorium. Das Institut war gut besucht und die Familie gelangte nach und nach wieder zu einigem Wohlstande. Die Eltern starben zwischen 1841 und 1843 rasch nach einander und die Fräulein nahmen sich zum Ersatze ihren Neffen Wilhelm Bogner in's Haus, das Pathenkind Grillparzer's, der diesen, wie wir sahen, auf der Reise nach Deutschland im Jahre 1847 begleitete. Im Winter 1848 erlag Wilhelm einem Lungenleiden und jetzt, wo der Schmerz um den hoffnungsvollen Jüngling die Trauernden einander wieder näher brachte, bezog Grillparzer inmitten des Belagerungszustandes seine neue Wohnung bei Fröhlich's, die aus einem Zimmer und einem Cabinete bestand. Die Leidenschaft war längst von dem Dichter und von Kathy gewichen; Grillparzer stand an der Schwelle des Greisenalters und jedermann in Wien fand es begreiflich, daß der einsame Junggeselle ein Heim sich suchte bei der, die ihm einst die nächste war zur Zeit seines Ruhmes und die nach Jahrzehnten, da sie dem Manne ihres Herzens die müden Augen zugedrückt hatte, nochmals das Aufflammen der Begeisterung für die Werke des Meisters erleben sollte.

Und wie bescheiden war das neue Heim![5]) Man trat, im vierten Stocke angelangt, in eine ziemlich dunkle Küche, deren Thüre dem Ankömmling in der Regel eine Magd öffnete. Links gieng's dann in die Behausung Grillparzer's. Das längliche Vorzimmer, welches durch ein Fenster aus dem Hofraume Licht erhielt, wurde

durch gefüllte Bücherschränke, aus denen hinter Glas die großen Schriftsteller aller Zeiten hervorlugten, zu einem schmalen Gange eingeengt und auf den Schränken standen verschiedene kleine Erinnerungszeichen Grillparzer's, eine Büste Radetzky's, eine Alabastervase, offenbar ein Geschenk von zarter Hand, und ein Aquarellbild der Sappho, von Frau Bogner gemalt. Das zweite, ziemlich große Gemach war zugleich Arbeits-, Empfangs- und Schlafzimmer. An der Längswand rechts der Thüre stand ein Sopha mit Tisch und Stühlen, der Thüre gegenüber, nahe dem einen Fenster, befand sich der Schreibtisch, davor ein bequemer, niedriger Armstuhl. An der Wand zur Linken stand das weiß überhangene Bett, an der Wand zur Rechten, am zweiten Fenster, der Flügel. Bücher und Bilder und mancherlei Andenken füllten den übrigen Raum aus. Das Mobiliar war altmodisch, fast ärmlich und damit harmonirte die grauviolette Wandtapete. Lange Jahre wohnte der Dichter hier als völlig getrennte Miethspartei, erst nach dem unglücklichen Sturze in Römerbad im Jahre 1863 änderte sich das. Im Sommer besuchte er, ebenso aus Gewohnheit wie aus Bedürfniß, in der Regel ein Bad. Rohitsch, Römerbad, Tüffer und Neuhaus in Untersteiermark und Baden bei Wien waren seine Sommerfrischen.

In diese Klause zog sich Grillparzer, wenn seine Amtsstunden vorüber waren, zurück. Es waren nicht gerade viele Besucher, denen sich die Thüre des Poetenwinkels öffnete; wer aber dahin kam und nicht bloß Neugierde, sondern Interesse für den Dichter und die Kunst, für die Wissenschaft und den Staat mitbrachte, der verließ das bescheidene Stübchen nicht ohne Befriedigung und Belehrung und gewiß immer mit dem Gefühle der Ehrerbietung für den greisen Inhaber. So viele junge Poeten auch schüchtern und beklommen dem Meister unter die Augen traten, er entließ Zeit seines Lebens keinen ohne wohlwollenden Rath und aufrichtigen Antheil. Mittelmäßigen Versemachern hat er wohl auch hie und da unverblümt bedeutet, ihre Gottesgaben zu einem erbaulicheren Zwecke zu verwenden, als im Dienste der Musen. Wo er aber Talent fand, griff er nicht bloß dem Dichter, sondern auch dem Menschen unter die Arme und die Zahl der Schriftsteller, denen Grillparzer in mannigfachen Nöthen hilfreich beistand, ist keine geringe. Otto

Prechtler z. B. war früher Novize eines österreichischen Klosters gewesen. Unzufrieden mit seinem Stande zog er die Mönchskutte aus und begab sich nach Wien, um dort juristische Studien zu betreiben. Ohne Freunde in der großen Stadt, nur die Liebe zur Poesie im Herzen, die ihn aus den Klostermauern getrieben, wandte er sich, seine Dichtungen als Bittschrift in der Hand, an Grillparzer und sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Grillparzer nahm sich des begabten jungen Mannes an, gab ihm weise Rathschläge für die Kunst und das Leben und erleichterte ihm nach Vollendung seiner Studien den Eintritt in den Staatsdienst. Er nahm ihn zu sich in's Archiv und förderte ihn in solcher Weise, daß Prechtler nach Grillparzer's Pensionirung zu dessen Nachfolger ernannt wurde. Sein Lebenlang hing denn auch Prechtler mit rührender Verehrung an seinem Wohlthäter und in seinem Nachlasse haben sich zahlreiche Gedichte gefunden, welche davon Zeugniß geben. Ein anderer Schriftsteller, dem Grillparzer nach Kräften forthalf, ist Adolf Foglar, der uns die interessanten Gespräche des Meisters treu überliefert hat.

Da Grillparzer auch nach den Ehren des Jahres 1849 keine Aussicht hatte, eine höhere Stufe auf der Beamtenleiter zu erklimmen, so erfüllte er nach wie vor seine Pflicht, ohne gerade in seinem Berufe aufzugehen. Höhere Aufgaben stellte sich Grillparzer, wie leicht zu begreifen ist, in seiner amtlichen Eigenschaft nicht. Selten klagte er, daß er es nicht weiter gebracht hatte; so ist es zu verstehen, wenn man uns versichert, daß sich der Dichter in seiner Stellung als Archivdirector nicht unbehaglich gefühlt habe. Das Amt nährte, so zu sagen, den Mann, die Last der Geschäfte war nicht zu groß, die Zahl der Gelehrten, welche das Archiv ihrer Studien wegen besuchten, verschwindend klein und das Personale zahlreich genug, um die Ordnung und Instandhaltung der überreichen Urkundensammlung zu besorgen. Den Subalternbeamten war er stets ein wohlwollender Chef und, da sie ihrem Dienste nachkamen und mit Achtung und Liebe an ihrem berühmten Vorstande hingen, so war das Zusammenleben nicht ohne Gemüthlichkeit. An Anregung fehlte es nicht. Otto Prechtler hatte als Dichter sehr häufig Grund, mit der Kritik unzufrieden zu sein und sein Chef war nie ein Freund

derselben gewesen; daher fanden sich im Archive verwandte Seelen. Manch beißendes Epigramm Grillparzer's ist auf dem Schreibtische in der Amtsstube entstanden, gar manches mag dort verstreut worden sein.

Dieses Stillleben wurde in den fünfziger Jahren durch nichts gestört. Die Zeit der Production war für Grillparzer im Großen und Ganzen vorüber und die Aufhebung der Censur änderte daran nichts. Einzelne lyrische Gedichte, die früher derselben zum Opfer gefallen waren, wie die „Ruinen des Campo Vaccino", die „Klosterscenen" und andere, erhielt jetzt auch der österreichische Leser zu Gesicht und staunte, daß man sie verbieten konnte. Eine durch und durch loyale Natur, hatte Grillparzer bis 1859 wiederholt Gelegenheit, seine Feder zur Verherrlichung der Herrscherfamilie zu gebrauchen, denn die zahlreichen Herausgeber patriotischer Dichteralbums wandten sich in der Regel an ihn, daß er sie mit einem poetischen Beitrage unterstütze. Wenn ein oder das andere Gedicht dieser Art matt ausfiel, so war doch jedes gut gemeint. Die Zeit des Absolutismus ist immer auch die classische Zeit des Epigrammes gewesen und Grillparzer machte sich die unwillkommene Gelegenheit zu Nutze; so mancher seiner Stachelverse wurde zum geflügelten Worte in jenen Tagen. Er unterschied eben scharf die Herrscherfamilie und das politische System.

Auch mit der dramatischen Production Grillparzer's war es vorüber. Die Schwingen des Aar's waren gelähmt; er vermochte nicht mehr in die reinen Höhen des Lichtes zu dringen. Dafür feierten seine halbvergessenen Werke wenigstens in Wien eine herrliche Auferstehung. Das hieng mit der neuen Aera des Burgtheaters zusammen. Das Jahr 1848 kam der Reform des im Niedergange begriffenen Institutes zu Gute. Ferdinand Kürnberger hatte in den „Sonntagsblättern" mit scharfer Feder auf die Schwächen der Anstalt hingewiesen,[6]) die jedermann in der Residenz geläufig waren. Schon damals wurde mit dem energischen und bühnenkundigen Heinrich Laube wegen der Leitung des Theaters unterhandelt, doch es kam vorerst nichts dabei heraus. Im Februar 1849 wurde vom Kaiser eine Commission zur Berathung der Reformen im Burgtheater eingesetzt, welcher neben einigen höheren Beamten Grill-

parzer, Holbein und der Hofsecretär Raymond angehörten. Die Sitzungen verliefen ohne Resultat. Eine zweite Commission trat zusammen, diesmal ohne Grillparzer. Ihre wichtigsten Anträge bezogen sich auf die Einsetzung eines Dramaturgen. Interessant sind die Vorschläge in betreff der Personalfrage. Im Berichte heißt es: „Gegen Grillparzer spreche sein Wunsch nach Ruhe; gegen Bauernfeld, Gutzkow, Prechtler andere, zum Theile politische Gründe; Deinhardstein habe seine Unzulänglichkeit schon früher erwiesen, Baron Münch und Zedlitz hätten erklärt, nur eine höhere Stelle zu acceptiren; für Laube spreche seine unzweifelhafte Eignung." Grillparzer hatte für die Stelle, wie er selbst gesteht, niemals das rechte Zeug, vielleicht auch niemals rechte Lust. Heinrich Laube war der gesuchte Mann und er wurde denn auch im Herbste 1849 zum Director des Theaters mit erweitertem Wirkungskreise ernannt und leitete die Bühne unter den Oberstkämmerern Lanzkoronsky und Fürst Vincenz Auersperg bis 1867. Sie war in dieser Zeit unbestritten die erste in ganz Deutschland und ist es seither geblieben.

Laube gieng sogleich mit allem Eifer an seine schwere Aufgabe und er hat seine besten Kräfte an die Lösung derselben gesetzt.[1]) Die Bildung eines Repertoirs aus den vorzüglichen Stücken der deutschen, englischen und französischen Bühne und die Heranziehung junger Kräfte zur Ausfüllung der Lücken des Personales war seine Hauptsorge. Er setzte nach und nach alle Stücke Grillparzer's bis auf „Weh' dem, der lügt" neu in Scene und er konnte hiebei ebenso auf die öffentliche Meinung Wien's, wie auf die Unterstützung des Hofes rechnen, denn Grillparzer war jetzt in den höchsten Kreisen eine persona grata. Laube hat den Dichter eigentlich erst damals kennen gelernt. Er erzählt uns selbst, er habe die „Hero" 1849 zum ersten Male gelesen und einen außerordentlichen Eindruck empfangen. Die warme Verehrung, die Schreyvogel, welchen Laube im Verlaufe seiner Geschäftsführung immer mehr schätzen lernte, für Grillparzer gezeigt, war ebenfalls kein unbedeutender Beweggrund für den neuen Director, wenn es überhaupt noch eines solchen Motives bedurft hätte, dem Wiener Dichter die vollste Aufmerksamkeit zu schenken. Die Werke Grillparzer's erwiesen sich bald als eine

kräftige Stütze des Repertoirs, machten sie doch auf das jüngere Geschlecht den Eindruck ganz neuer Werke. So sehr war der Dichter in seiner Vaterstadt vergessen worden! Im Jahre 1850 wurde die „Medea" und „der Traum ein Leben", 1851 der „treue Diener" und die „Hero" auf die Bühne gebracht. Als Hero glänzte Frau Bayer-Bürk, die Jahr für Jahr von Dresden nach Wien zu Gaste kam. 1853 folgte die „Sappho" und wurde im nächsten Jahre neu einstudirt. 1856 und 1857 erschienen der „Ottokar" und die Trilogie des „goldenen Vließes". Schon machten sich die jüngeren Kräfte geltend. Wagner gefiel als Ottokar, namentlich in der zweiten Hälfte. Wie sehr der Erfolg eines Stückes von dem Schauspieler abhängt, das zeigte sich wieder bei der „Sappho". Das Drama hatte bei der Wiederaufnahme nicht sonderlich gefallen; anders wurde es, als 1866 statt Frau Rettich die Wolter in der Titelrolle erschien. Da fiel der Haupteinwand, den man dem Stücke machte, daß eine übertragene Frau, die liebt, immer einen halb unangenehmen, halb lächerlichen Eindruck macht, weg. Die schöne Wolter feierte Triumphe mit dieser Rolle. Die „Ahnfrau" war niemals vom Repertoire des Burgtheaters abgesetzt worden. Sie erwies sich auch unter der Laube'schen Direction als ein Volksstück im schönsten Sinne des Wortes.

Mit Stolz konnte Laube sagen, daß er den Wienern ihren großen Dichter wieder zu Ehren gebracht. Ueber die Residenz hinaus erstreckte sich nun freilich die Rettung nicht. Die Fremden aus dem Reiche bewunderten wohl in der Burg die Schöpfungen eines Autors, den sie bis dahin nur vom Hörensagen kannten; zu Hause angekommen fanden sie mit ihren Lobeserhebungen keinen rechten Glauben. Man hielt dafür, sie seien dem Capuanischen Hauche erlegen und der Satz stand an der Pleisse und Spree fest, daß Grillparzer für den Wiener, höchstens für die Süddeutschen überhaupt, als Dichter hervorragende Geltung beanspruchen könne, daß seine Poesie aber den kalten Probirstein weder der Kritik noch des Publicums im Norden auszuhalten vermöge. Immerhin nannte man jetzt seinen Namen auch dort mit mehr Achtung, denn früher.

Und wie verhielt sich der Dichter selbst zu der Auferweckung seiner Dramen? Er wäre kein Mensch gewesen, hätte ihm nicht die

glänzende Vorführung und die dankbare Aufnahme seiner Werke in der Burg, für die er ja sein Leben lang geschrieben, Genugthuung bereitet. Eine rechte Herzensfreude gewährten ihm die späten Huldigungen nicht mehr. „Was sich die Jugend wünscht, das hat das Alter in Fülle"; den Spruch mochte er wohl gar oft mit bitterem Lächeln vor sich hersagen, wenn derselbe auch in seiner zweiten Hälfte nicht gerade eine übermäßig passende Anwendung auf ihn fand. Mit der Gegenwart hatte er als Dichter abgeschlossen, ganz abgeschlossen. Seines Nachruhmes, des Bestandes seiner Werke auch der strengen Nachwelt gegenüber war er in seinem Selbstgefühle sicher. So nahm er denn die neuen Ehren hin; die alten vergilbten Lorbeerkränze seiner Jugend waren ihm doch noch lieber. An denen hing sein Herz und das war das alte geblieben. Die Fähigkeit des Genusses im Alter, ein Geschenk der Götter an ihre Lieblinge, war ihm nur im beschränkten Maße zu Theil geworden. Was er aus der Erbschaft der Vergangenheit gerettet hatte und wie einen Schatz bewahrte, zu dem er Zins auf Zins häufte, das war der Groll unendlichen Verkanntseins, und der ist nicht mehr wegzubringen, wenn er sich einmal eingenistet hat. Man kann übrigens dabei durch und durch Menschenfreund sein, aber scheu und einsam macht dies Gefühl und treibt aus dem Gewühle des Lebens.

Einen Vortheil ergaben übrigens die häufigen Aufführungen seiner Werke für den Dichter. Der Ehrensold, welchen er Quartal für Quartal von der Casse des Burgtheaters erhielt, war nicht darnach angethan, den Eigner übermüthig zu machen, doch reichte er mehr als hin, die Kosten des jeweiligen Landaufenthaltes in Untersteier oder in Baden zu decken. Das war der einzige Comfort, den sich der Greis gönnte, und er hat sich ihn redlich verdient.

Das Greisenalter ist die Zeit des Rückblickes über ein abgeschlossenes Leben. An diese Selbstschau ging Grillparzer, als er, ein 62jähriger Mann, im Jahre 1853 seine Autobiographie schrieb. Veranlassung hiezu gab ihm zunächst die Wiener Akademie der Wissenschaften, die alle ihre Mitglieder verhält, eine Skizze ihres Lebens zu schreiben, damit, wenn bei der feierlichen Jahressitzung der seit Jahresfrist verstorbenen Mitglieder gedacht wird, das nöthige Materiale zu einer Schilderung ihres Lebens und Bildungsganges

nicht fehle. Die Autobiographie Grillparzer's reicht bekanntlich nur bis 1836 und sie wurde der Akademie nicht übergeben. Sie gehörte zu den Ueberraschungen, die ihr Verfasser nach dem Tode seinen Verehrern bereitete.

Ein jeder deutsche Schriftsteller, welcher nach Göthe an die Darstellung seines Lebens, zumal seiner Jugend geht, hat „Dichtung und Wahrheit“ vor sich und er muß an dieses Werk denken, mag er wollen oder nicht. Auch Grillparzer war in dieser nicht beneidenswerthen Lage. Ich halte es nun für keinen Vorzug einer Kritik, wenn sie, was Heine an A. W. Schlegel getadelt hat, den jüngeren Dichter mit dem Lobeerzweige des älteren geißelt, d. h. wenn sie mit dem Richtmaße, das sie sich aus „Dichtung und Wahrheit“ geholt hat, an ein Werk herantreten wollte, welches anders gedacht ist und anders aufgenommen werden muß als das Göthe'sche Buch. Die Selbstbiographie ist zwar auf Grund theilweise dunkler und im Detail nicht immer vollkommen correcter Erinnerungen niedergeschrieben und der Verfasser hat hiebei alles übergangen oder höchstens durch schonende Andeutungen berührt, was mit seinen Herzensangelegenheiten und den schmerzlichen Phasen seiner Vergangenheit im Zusammenhange stand; deßungeachtet wird jeder künftige Biograph Grillparzer's das Werk mit seiner Wahrheit und Lauterkeit, mit den reichen Aufschlüssen über die Jugend des Dichters und die Entstehung seiner Dramen, mit seinen scharfen Urtheilen über Zeitgeschichte und Literatur und der reizenden Einfachheit seiner Darstellung zu den wichtigsten Quellen zählen. Auch der Historiker wird an dem Buche nicht vorübergehen. Das größte Talent, welches Oesterreich in unserem Jahrhunderte gezeitigt, zeigt uns in seinem Leben im Kleinen ein Bild des gesammten, großen Vaterlandes. Der Mann hat viel erlebt und der richtige historische Blick hat ihm an keiner Stelle gefehlt. Damit ist der Werth des Buches noch nicht erschöpft. Grillparzer sagte einmal, er habe diese Erinnerungen nur für sich geschrieben, sich selbst mit dem Niederschreiben vergnügen wollen. Der Schalk! Ich denke, die Nation wird dem Dichter die Freude gönnen, aber sie wird mit den übrigen Werken auch die Autobiographie als ihr werthvolles, unveräußerliches Eigenthum reclamiren, schon aus dem Grunde, weil sie daraus

erfährt, wie einer ihrer edelsten und eigenthümlichsten Geister über sich und sein Leben gedacht hat.

Die Autobiographie gibt uns wichtige Aufschlüsse über den Dichter; sie wird in wirksamer Weise ergänzt durch seine Lyrik und durch die Epigramme. „Meine Gedichte", pflegte Grillparzer zu sagen, „sind meine Biographie." Und sie sind auch Gelegenheitsgedichte im besten Sinne des Wortes, „gelöste Theile sind's von seinem Leben". Alles was ihn freute, was ihn drückte, was ihn anregte, wurde ihm zum Gedichte und so ist seine Lyrik der Spiegel seines Lebens.

Mit diesen Poesien hielt aber Grillparzer gar sorgsam Haus. Während es ihn bis 1838 geradezu drängte, seine Tragödien von der Bühne herab auf das Volk wirken zu lassen, veröffentlichte er nur selten lyrische Gedichte in größerer Zahl und so oft auch, das erste Mal schon im Beginne der 20er Jahre, die Rede ging, daß er diese Poesien gesammelt erscheinen lassen werde, jedesmal fanden sich die Verehrer des Dichters in ihrer Erwartung getäuscht. Es brachten wohl fast alle Zeitschriften, Almanache und Wohlthätigkeits-Albums in Oesterreich zu gewissen Zeiten einzelne Gedichte von Grillparzer, die um so begehrter waren, je seltener der Born floß; hie und da verirrte sich, wie wir hörten, auch eines sogar nach Deutschland, und so lange die Sitte der Albums bestand, mußte auch die Grillparzer'sche Muse sich derselben anbequemen; aber dabei blieb es. Nur eine kleine Gemeinde in Wien, die durch enge Familienbande dem Meister nahe stand und mit Andacht zu ihm aufblickte, war so glücklich, seit dem Jahre 1846 eine handschriftliche Sammlung seiner Gedichte zu besitzen, in der sich auch solche befanden, die bis dahin noch nicht an die Oeffentlichkeit gelangt waren. Wie läßt sich diese Zurückhaltung des Dichters erklären? Die Gründe sind in äußeren, zufälligen Ereignissen, im Charakter seiner Poesie und im Wesen des Mannes selbst zu suchen. Wenn z. B. das Taschenbuch „Aglaja" in den Jahrgängen 1819 bis einschließlich 1822 zahlreiche Gedichte Grillparzer's enthält, in den zwei nächsten Jahrgängen gar nichts von ihm und später nur Kleinigkeiten brachte, so hängt das damit zusammen, daß Schreyvogel von 1819—22 das Taschenbuch redigirte. Dieser hat offenbar Grill-

parzern bewogen, in richtiger Erkenntniß dessen, was die Zeit von einem Dichter verlangte, Jahr für Jahr auch mit den leichter geschürzten Kindern seiner Muse herauszurücken. Als Schreyvogel im Herbste 1822 die Redaction und Herausgabe des Almanaches niederlegte, hörten der freundschaftliche Druck und mit ihm die Beiträge Grillparzer's auf. Auch der Charakter seiner Poesien brachte es mit sich, daß Grillparzer mit der Veröffentlichung derselben zögerte. Die schönsten derselben beziehen sich auf seine Liebesgeschichten, auf die Musik, oder sie sind politischen Inhaltes. Erstere vorzeitig dem Publicum zu übergeben, verbot schon der Anstand, und Grillparzer, eine überaus zarte und schamhafte Natur, war auch nicht der leisesten Indiscretion fähig. Wenn die Leidenschaft sich abgekühlt, wenn er selbst und die Wiener ein wenig darauf vergessen hatten, dann mochten die Blätter erscheinen. Darüber vergingen oft Jahre. Um 1827 sind die „Tristia ex Ponto“ entstanden, erst 1835 erschienen sie in der „Vesta“, einem Wiener Almanache. Die politischen Poesien aber hinter Schloß und Riegel zu halten, das war ein Gebot, nicht nur der Vorsicht, sondern geradezu der Selbsterhaltung. Welche Verdrießlichkeiten bereiteten der „Campo Vaccino“ und das Gedicht auf die Genesung Ferdinand's des Gütigen dem Verfasser! Und was wartete sein, wenn er es gewagt hätte, Gedichte wie: „Napoleon“, „Warschau“, „Rußland“, „der kranke Feldherr“, „Kaiser Josef's Denkmal“ u. a., die zu dem Stärksten gehören, was die politische Poesie aller Zeiten hervorgebracht hat, herauszugeben? Mochten sie auch außer Oesterreich gedruckt sein, ihrem Verfasser, dem k. k. Hofconcipisten oder Archivarius war Amtsentsetzung gewiß. Unter solchen Umständen halfen sich die österreichischen Schriftsteller Auersperg, Niembsch, Draxler u. a., indem sie ihre Geisteskinder jenseits der Grenze unter einem Pseudonym erscheinen ließen. Zu einem solchen Mittel zu greifen, dachte Grillparzer von sich viel zu hoch, auch widerstrebte es seinem geraden, offenen Wesen. So waren viele seiner besten Gedichte, die zündend in der erregten Zeit gewirkt hätten, von vorneherein für den Schreibtisch bestimmt. Eine traurige Prädestination! Daran zweifle ich keinen Augenblick, daß, wenn Grillparzer 1826 in Deutschland geblieben wäre, wir an ihm einen hochgefeierten politischen Lyriker besäßen.

Er kehrte zurück in sein Vaterland und mußte sich von Wolfgang Menzel des Servilismus beschuldigen lassen, und doch barg er Poesien, vor denen sich der Redacteur des „Morgenblattes" nicht minder bekreuzt hätte, als vor den Schriften des jungen Deutschlands. In Wien freilich zertrug sich bald das Gerücht von dem großen Raisonneur im Archive. Daher auch die Abneigung Metternichs.

Der Umstand, daß Grillparzer seine Gedichte zerstreut und vereinzelt in die Welt schickte, hatte zunächst zur Folge, daß die Rückwirkung des Publicums auf den Dichter nahezu ganz ausfiel und daß er nur selten eine rechte Kritik darüber zu hören bekam. Den Erstlingen zollte übrigens Müllner Beifall,[6]) schon aus dem Grunde, weil er auf diesem Gebiete nichts producirte und demnach auch keinen Rivalen zu fürchten hatte. Die Wiener Kritik lobte durchgängig, wies immer auf die verborgenen Schätze hin und erweckte so übertriebene Vorstellungen von der Classicität derselben, welchen die Gesammtausgabe nicht gerecht werden konnte. Noch andere Nachtheile für die Production selbst stellten sich ein. Da Grillparzer viele Gedichte, statt sie rasch zu veröffentlichen, zurücklegte, so gewöhnte er sich daran, immer wieder auf dieselben Gedanken zurück zu kommen und sich in dieselben schier hineinzubohren. Deßhalb ist der Kreis, den er mit seiner Poesie beherrscht, ein verhältnißmäßig enger, einzelne Gedichte dagegen leiden an übermäßiger Breite. Der ursprünglich unklare Gedanke gewinnt nicht, wenn er aber und wieder von einer neuen Seite beleuchtet wird. Darunter leiden z. B. die „Jugenderinnerungen im Grünen." Grillparzern fehlte auch die Uebersicht und die Controlle über seine Gedichte, daher finden sich in manchen derselben stereotype Wendungen. In den poetischen Nachrufen begegnet fünfmal dieselbe einleitende Phrase: „So bist du endlich hingegangen" mit verschwindender Variation, und wirkt störend. Einzelne Gedichte, dem Freundeskreise unfertig mitgetheilt, weil eben nur für diesen bestimmt, wurden durch Indiscretion veröffentlicht und machten dem Dichter in dieser Gestalt keine Ehre, z. B. das Gedicht: „An die Ueberdeutschen", welches recht holprige und schlotterige Verse aufweist; andere legte der Dichter zurück in der Absicht, ihnen später die letzte Feile zu geben; doch er kam nicht dazu, weil er inzwischen das Interesse verloren.

Nicht die Begrenztheit des Inhaltes, noch die der Form — die vierzeilige Strophe herrscht vor — sondern, um es in aufrichtigem Deutsch zu sagen, die Vernachlässigung der Form, eine Folge des mangelhaften Unterrichtes in der Muttersprache, an der Grillparzer, wie die ganze ältere Generation bei uns laborirte, und die er Zeit seines Lebens nicht zu verwischen vermochte, erklärt uns, warum Grillparzer's Lyrik nicht auf gleicher Stufe mit seinen Dramen steht. Auch letztere sind in sprachlicher Hinsicht nicht ganz tadellos, doch macht sich hier der Fehler weitaus weniger bemerkbar. Grillparzer las seine Tragödien nach ihrer Vollendung regelmäßig einem Freundeskreise, einer Art literarischen Beirathes, vor, zu welchem Schreyvogel und später Bauernfeld und Feuchtersleben gehörten. Ich konnte die Original-Manuscripte nicht einsehen, aber ich vermuthe, daß die genannten Herren und in zweiter Linie die Schauspieler der Burg, die an ein classisches Deutsch gewöhnt waren, manche österreichische Erbsünde tilgten. Die großen Meister der deutschen Literatur, Lessing und Göthe voran, haben sich einer solchen Nachbesserung ohne Beschämung unterzogen und Ramler und Campe, echte Schulmeisternaturen und nichts weiter, besaßen als Correctoren unbestrittene Autorität, die sie sogar nicht selten mißbrauchten. Eine solche wohlthuende Hand, die oft mit leichter Mühe Unsterblichkeit verleiht, fehlte der Grillparzer'schen Lyrik. So begegnen uns in derselben, die an und für sich gedankenschwer ist, nicht selten Unebenheiten, Härten und Unklarheiten des Ausdruckes, manchmal auch Idiotismen, wobei übrigens die Vermuthung ausgesprochen werden kann, daß einzelne Verstöße dem Herausgeber zur Last fallen, denn ein oder das andere Mal findet sich der Fehler im ersten Drucke nicht. Auffallend genug zeigen gerade manche Gedichte aus der ersten Zeit diese Schwächen am wenigsten, so z. B. die Hymne an die Musik, die durch Bilderfülle und berauschende Sprache als ein Werk der Jugend sich darstellt und dem Jahre 1812 angehört, zugleich das erste Gedicht, welches Grillparzer vier Jahre später in einer Wiener Zeitschrift, dem „Sammler“, veröffentlichte. [9]) Es erschien anonym und fand Beifall.

Grillparzer hielt sich niemals für einen echten Lyriker, weil

er zur Lyrik stets nur als einem Mittel der Selbsterleichterung Zuflucht genommen habe, und er findet in Platen's Gedichten etwas Trockenes und Dürres, nicht als ob diesem die Empfindung abgienge, aber er empfinde nicht, während er schreibe, sondern schreibe, wenn er schon empfunden habe. Diese beiden Urtheile geben uns, wie mir scheint, eine treffende Charakteristik der Grillparzer'schen Lyrik. Grillparzer war der Antipode Platen's, er war noch, während er dichtete, von der Empfindung überwältigt, wurde ihrer darum im künstlerischen Sinne nie ganz Herr. Göthe steht in der Mitte zwischen beiden. Er ist ja die Krone der deutschen Lyrik. Grillparzer ist trotz seines Sträubens ein echter Lyriker; seine Kunst ist gekennzeichnet durch Wahrheit der Empfindung, Tiefe der Gedanken, nicht immer durch Reinheit der Form.

Bedeutend ist Grillparzer auch im Sinngedichte. Hieher gehören einmal zahlreiche Albumblätter, die er unter seine Bekannten und Freunde nach damaliger Sitte verstreut hat. Sie zeugen ebenso von dem Geist, als dem Gemüth ihres Verfassers. Eine zweite Serie gehört dem Gebiete der Musik und Literatur an. Lob und Tadel wechselt hier in bunter Reihenfolge; natürlich überwiegt der letztere, zumal wo es sich um das moderne deutsche Geistesleben handelt, welches dem Zögling der Weimarer Schule unverständlich bleibt. Die schärfsten Epigramme sind politischen Inhaltes; sie gehen den Erdengrößen mit großer Schärfe zu Leibe. Das concordatliche Oesterreich in den fünfziger Jahren mit seinen Ministern Bach und Thun war für den alten Josefiner ein geradezu herausforderndes Angriffsobject. Viele dieser Richtung angehörige Epigramme faßten mit überraschendem Griff oftmals die ganze Situation in einem Bilde zusammen und sind deßwegen in Oesterreich populär geworden.

Grillparzer's Epigramme gehören durch geschickte Wahl des Stoffes, glückliche Spannung und Lösung, sinnreiche, plötzliche Wendung und schneidende Spitze zu den besten dieser Gattung. Eine Fülle von Weisheit und Geist, von fröhlichem Witz und tödtlicher Ironie ist in diesen Kleinigkeiten enthalten; der Humor dagegen ist ein seltener Gast. Da saß der Ferntreffer auf seiner hohen Warte und besah die Schwächen der Menschen. Er spannte wie der Gott

den silbernen Bogen, die Sehne schwirrte und, wohin er zielen mochte, der Pfeil saß. Unbarmherzig verfuhr er mit Männern, die er Grund hatte, zu hassen. Saphir wurde, ein zweiter Marsyas, nach classischem Muster geschunden.

Die Zahl der Sinngedichte, welche Grillparzer, zumal im Alter, nach Laune und Lust auf das nächstliegende Blatt hinwarf, ist außerordentlich groß; doch wurden nur verhältnißmäßig wenige von ihm veröffentlicht. Einzelne erschienen in den Jahrgängen 1820 und 1821 der „Aglaja" und 1827 in der „Wiener Zeitschrift." [10]) Im Jahre 1835 schmuggelte Zedlitz ein prächtiges Epigramm Grillparzer's, welches seine Spitze gegen das neue Regiment in der Burg kehrte, in eine Biographie Schreyvogel's ein [11]) und seitdem haschte man förmlich in Wien nach derlei Gedichten des Meisters. Eine größere Zahl Epigramme brachten 1838 das Witthauer'sche Album, darunter das boshafte gegen Zedlitz, und 1854 der Nordmann'sche „Salon". Daß nach dem Tode des Dichters auch manches Epigramm hervorgezogen wurde, welches der Autor selbst unterdrückt hätte, und daß auf diese Art unter die Weizenkörner auch Spreu sich mischte, kann nicht befremden.

Im Jahre 1856 trat Grillparzer als Staatsbeamter in den Ruhestand. Am 26. März dieses Jahres überreichte er ein an den Kaiser gerichtetes Gesuch um Pensionirung und Einrechnung der Personalzulage von 300 Gulden und des Quartiergeldes von 300 Gulden in den Ruhegehalt. Die Begründung des Gesuches läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. [12]) Er habe im Staatsdienste nach einer 43jährigen Beamtenlaufbahn nicht mehr erreicht, als jeder Registraturs-Praktikant erreichen könne, während alle seine Schulkameraden, Neben- und Nachmänner mitunter in den höchsten Aemtern und Gehalten stünden. Alle seine Gesuche um Uebersetzung und Beförderung seien unberücksichtigt geblieben, so daß, wenn er jetzt normalmäßig pensionirt würde, er, der nicht wisse, welche Hilfeleistungen und häusliche Erleichterungen ihm die Schwäche seines Augenlichtes noch nöthig mache, leicht in seinem Alter einem nicht beneidenswerthen Lose anheimfallen könnte. Grillparzer nahm eine Audienz bei dem Monarchen und die Bitte wurde vom Kaiser am 15. April gewährt. Der Archivarius nahm seine bisherigen

Bezüge, im Ganzen 2400 Gulden C. M., in die Pension mit. Außerdem wurde ihm unter Anerkennung seiner schriftstellerischen Leistungen der Hofrathstitel verliehen. Damals schrieb er das Epigramm:

> Die Titel meiner Stücke
> Hat man mir redlich bezahlt:
> Man gibt mir Titel für Titel,
> Als hätten sie keinen Gehalt.

Und ein zweites lautet:

> Dichter zu belohnen,
> Sind Orden und Titel
> Die besten Mittel
> Für Fictionen:
> Illusionen!

XII. [1]

So war Grillparzer am Abende seines Lebens Würdenträger geworden. Muße hatte er jetzt genug. Er benützte dieselbe, um Musik und Lectüre zu treiben. Göthe, Lope, Kant, Shakespeare und Voltaire waren im Alter seine Lieblingsschriftsteller. Seine Tagesordnung stand unverrückbar fest. Um 8 Uhr Morgens nahm er zu Hause den Kaffee, den ihm in der Regel eine der Schwestern Fröhlich credenzte; dann rauchte er seine Cigarre, die einzige des Tages, und las die Zeitung, denn an den Weltereignissen nahm er den lebhaftesten Antheil. Darauf gieng es an die Lectüre oder an das Clavier. Mittags machte er bei schönem Wetter einen Rundgang um die Bastei und dinirte um 2 Uhr im Matschakerhofe oder im Hotel zur „Stadt Frankfurt“. In den letzten Jahren vor seinem Tode speiste er oft bei Fröhlich's. Des Nachmittags las ihm Kathy Fröhlich französische oder italienische Autoren im Originale vor und Abends spielte er mit den Schwestern und einem der Freunde des Hauses seine Whistpartie. Selten empfing er, noch seltener machte er Besuche und war überhaupt seinem Charakter

gemäß vertraulicher Mittheilung abgeneigt. Ebenso wenig war er jetzt, wie während seines ganzen Lebens, zu einer fortgesetzten und eingehenden Correspondenz zu bringen, ja er gieng einer solchen sorgfältig aus dem Wege. Auf einzelne an ihn gelangte Briefe antwortete er, nur um gegen die Gesetze der Höflichkeit nicht zu verstoßen, aber nothdürftig und spät. Da er auch nicht mehr das Theater besuchte, so wurde er unter diesen Umständen dem Leben bald ganz entfremdet. Er ähnelte in den letzten Jahren in vielen Stücken dem großen Frankfurter Grübler Schopenhauer. Das Alter lezte ihm jetzt eine neue Art der Arbeit auf; um sein rasch schwindendes Gedächtniß zu unterstützen, schrieb er die Eindrücke der jeweiligen Lectüre in Form von Aphorismen nieder. So machte er sich auch Auszüge aus seinem geliebten Lope und 129 Skizzen dieser Art haben sich in seinem Nachlasse gefunden, ein Zeugniß ebenso der Geistesfrische wie des Fleißes des alten Herrn. Er wollte damit auch den immer zunehmenden Widerwillen gegen das Schreiben überwinden. Diese kritischen Auszüge aus Lope haben einen hohen Werth. Originales zu schaffen, war ihm schon versagt, nur für das kurze Epigramm reichte noch die dichterische Kraft. Die Schwäche des Augenlichtes zwang ihn, an neue Bücher in erster Linie die Anforderung großen Druckes zu stellen. Trotzdem beschäftigte er sich bis zum Ende seines Lebens ununterbrochen mit Lectüre. Das erhielt ihn frisch. Lebhaft beklagte er es, als von 1857 an im Gefolge der Stadterweiterung nach und nach die Wiener Basteien fielen. Seine Lieblings-Promenade war ihm, wie vielen alten Wienern, damit genommen und von der herrlichen Stadt der Zukunft kriegte er sehr wenig zu Gesichte. Der gewaltige Umbildungs-Proceß seiner Vaterstadt störte ihn nur. Auch die Dinge in Oesterreich und in der Welt draußen entwickelten sich ganz anders, als sich Grillparzer dieselben dachte. Er glich einer mächtigen Säule aus alter Zeit, herrlich zu schauen; nur daß es für sie nichts mehr zu tragen gab.

Es kam der italienische Krieg mit den Niederlagen in der Lombardei, und die politischen Systeme wechselten bald nach der Mode des Tages. Die Jubelfeier Schiller's im November 1859 wurde überall in Deutschland glänzend begangen, am freudigsten gewiß

von den Deutschen in Oesterreich. Wie ein Mann standen sie ein für den Lieblingsdichter ihrer Nation und der große Fackelzug in der Residenz und das darauf folgende Schillerbankett im Sophiensaale mit der Rede Schmerling's inaugurirte den Beginn einer neuen Zeit, das Erwachen des nationalen Gedankens unter den Deutschösterreichern. Nur Einer zog sich vor der Begeisterung, die bei jenem Festmahle stürmischen Ausdruck fand, vorzeitig in seine Klause zurück, weil es ihn ärgerte, daß man das Fest zu politischen Zwecken ausgenützt: es war der mürrische Grillparzer.[2]) So lange die Deutschen bloß die Nation der Denker und Dichter waren, däuchten sie ihn gut; so wie sie nur in der bescheidensten Weise ihrem Volksthume Ausdruck gaben, hatten sie seine Gunst verwirkt. Die nationale Bewegung in Oesterreich war ihm ein Gräuel. In seiner Naivetät hielt er dafür, die armen Deutschen hätten 1848 den Anstoß hiezu gegeben; in den sechziger Jahren schob er den Magyaren alle Schuld in die Schuhe.

Mit dem Ministerium Schmerling trat Oesterreich in die Reihe der constitutionellen Staaten. Am 18. April 1861 wurden vom Kaiser die Mitglieder des Herrenhauses ernannt. Unter den 39 lebenslänglichen Mitgliedern befanden sich auch Grillparzer, Halm und Anastasius Grün. Während der ersten Session des Reichsrathes fehlte Grillparzer selten in einer Sitzung der Pairs. Die Neuheit der Sache weckte sein Interesse, die Tragweite der Verhandlungen sein Pflichtgefühl und als guter Patriot wollte er auch seinen bescheidenen Pfennig zum Aufbau des modernen Staatsgebäudes beitragen. Er machte sich übrigens weder in den Ausschüssen noch im Plenum besonders bemerkbar, und als Redner ist er niemals aufgetreten. In der letzten Session vor dem Rücktritte Schmerling's wurde ihm einmal der Auftrag zu Theil, als Berichterstatter eines Ausschusses über ungarische Angelegenheiten eine Adresse an die Krone zu entwerfen. Als das Elaborat im Hause durchberathen wurde, wies der Erzbischof von Olmütz mit großer Befriedigung auf einige stilistische Mängel hin, deren sich der gefeierte Dichter schuldig gemacht. Sie wurden denn auch unter stiller Heiterkeit der erlauchten Versammlung corrigirt.

Damals war übrigens Grillparzer schon ein gebrochener

Mann, eine Folge des Unfalles, welcher ihn im Sommer 1863 in Römerbad traf. Schon früher hatte er einmal das schön gelegene untersteirische Bad besucht und der Aufenthalt ihm so behagt, daß er neuerdings dahin gieng. Am 16. Juni 1863 machte er einen Spaziergang nach einer nahe gelegenen Felswand, um eine dort angebrachte römische Inschrift zu besichtigen, in deren Nähe eine hölzerne Stiege in einen Bierkeller führte, welche der Dichter bei seinem schwachen Gesichte übersah. Er stürzte über die Stiege, erlitt erhebliche Verletzungen und verlor das Bewußtsein. Zum Glück war rasche Hilfe bei der Hand. Luise Neumann, verehelichte Gräfin Schönfeld, nahm sich des Schwerverletzten, dem sie von Wien aus befreundet war, in der sorgsamsten Weise an, die Aerzte thaten ihr Möglichstes und durch Eisumschläge und sorgfältige Pflege erholte er sich nach und nach; die Contusionen heilten und nach drei Wochen machte er, auf den Stock gestützt, schon kleine Spaziergänge. Nach Wien zurückgekehrt, genas er langsam, doch das verlorene Gehör erlangte er nicht wieder und alle Versuche, durch Badekuren in Teplitz und Hall das Uebel zu lindern, erwiesen sich als fruchtlos; er blieb in hohem Grade schwerhörig. Auch die Kopfnerven waren in Folge des Sturzes völlig zerrüttet. Ein fortwährendes Rauschen im Ohr belästigte ihn und die Gewohnheit zu hören und die Begierde Alles zu verstehen, veranlaßten ihn, in Gesellschaft oder bei Besuchen sich anzustrengen, und die Folge davon war Ermattung und anhaltender Kopfschmerz. Oft wurde ihm das Leben schon zur Qual und mit Klagen über die lange Dauer desselben oder der Warnung, ja nicht so alt zu werden, als er, begann er jetzt, wenn ihn Jemand besuchte, die Unterredung. Die Musik, bisher ein Quell reinsten Vergnügens, ward ihm zu einem widrigen Geräusche, so daß er es aufgab, sich mit derselben noch weiter zu beschäftigen. Es gereichte ihm zum Troste, wenn er sich jetzt in die Lage Beethovens versetzte, dem das Reich des Klanges ganz verschlossen war und der keinen Ersatz dafür hätte. Grillparzer besaß wenigstens noch die Schwesterkunst, die Poesie. Noch mehr als früher zog er sich nun von der Gesellschaft zurück, und außer den Schwestern Fröhlich waren es nur noch wenige Freunde des Hauses, wie Josef Weilen, Medicinalrath Preyß, Frau von Littrow und

Andere, welche den Verkehr des Dichters mit der Außenwelt vermittelten.

Wir haben aus dem Jahre 1860 eine Photographie Grillparzer's, die uns ein Bild des greisen Mannes giebt, wie er vor der Katastrophe in Römerbad war. Welch ein gewaltiger Kopf! Die mächtige Stirne, das dichte volle Haar, das schöne Auge und der bittere weltverachtende Zug um den Mund sind die charakteristischen Züge desselben. Nase, Mund und Kinn sind gröber gerathen. Und weil der Photographie die Farbe fehlt, so mag die schöne Schilderung hier aushelfen, welche Hans Hopfen von dem greisen Dichter giebt.[3]) „Grillparzer hatte eines von den Gesichtern, deren Züge nie stille stehen. Alles war rastlose Bewegung an ihm und die zitternde Beweglichkeit des Alters erhöhte noch diesen Eindruck. Da waren vor allen die wunderbaren lichten Augen, welche die wärmste Theilnahme und im nächsten Momente sarkastischen Spott ausstrahlen konnten und mit ihrem gewaltigen seelischen Ausdruck das ganze übrige Antlitz hätten vergessen machen können, wäre das mächtige Untertheil desselben mit seinem außergewöhnlich mächtigen Vorsprung nicht gewesen. Der große, aber keineswegs unschöne Mund drückte starkes sinnliches Begehren aus. Der Unterkiefer ragte weit über den oberen Theil des Mundes vor und der eifrig Sprechende zeigte eine unversehrte Reihe gelber Zähne, aus welchen sich rechts und links je ein Backenzahn wie ein kleiner Hauer erhob, was dem ganzen Gesichte einen eigenthümlichen, leidenschaftlichen Ausdruck gab, ohne, wie es aus der Beschreibung durch Worte leicht scheinen möchte, irgend komisch zu wirken. So saß er vor den Besuchenden, bald weise belehrend, bald heiter spottend, bald bittere Klage, bald milde Resignation auf den Lippen, des richtigen Promethiden Urbild, an welchem Himmelsfeuer und Erde gleichen Antheil haben, jeder Zoll ein Dichter."

Aus dem Stillleben dieser letzten Jahre schreckten ihn die großen Weltereignisse und Demonstrationen mitunter geräuschvoller Art, die seiner Person galten, auf. Er wäre gerne im schattigen Waldesgrün ruhig und allein seinen Weg gegangen, doch man zwang ihn förmlich, durch eine großartig geschmückte Via triumphalis im hellen Sonnenbrande zu wandeln. Von dem Jahre 1864 an begannen die

Huldigungsadressen und Ehrendiplome sich einzustellen, mit denen man nach österreichischer Sitte die Jubelgreise und sich selbst feiert. Die akademische Jugend ging auch hier voran. Als nach den Ereignissen des Jahres 1866, die Grillparzern so viel Schmerz bereiteten, Oesterreich aus dem tausendjährigen Verbande mit Deutschland schied, da wies man in unserem Lande mit einer gewissen Absicht auf den großen deutschen Dichter hin, und was ursprünglich nur kleinere Kreise der Residenz interessirt hatte, das entwickelte sich bald zu einer politischen Demonstration des gesammten Deutsch-Oesterreichs.

Schon im Frühjahre 1868 gelegentlich der Concordatsdebatte im Herrenhause wurde der Name Grillparzer von dem Wiener Volke mit Begeisterung genannt. Von Anastasius Grün geleitet erschien der siebenundsiebzigjährige Greis nach langer Zeit wieder einmal im Oberhause und froh des Triumphes, daß seine Grundsätze religiöser Freiheit zu Ende seines Lebens nochmals zur Anerkennung gelangt waren, legte der alte Josefiner auch seine Stimme im Dienste der Humanität in die Wagschale. Und als am Abende des 21. März nach der entscheidenden Abstimmung ganz Wien ohne Verabredung wie ein Feuermeer erglänzte, das Volk in maßlosem Jubel die Straßen durchzog, da vergaß es auch des alten Grillparzer nicht und die hohen Häuser der sonst so stillen Spiegelgasse widerhallten von dem donnernden Hoch, das die Menge dem Dichter brachte. Das war ein schöner Tag für Oesterreich, ein schöner Abend für Wien.

Das Jahr 1870 brachte den Krieg mit Frankreich. Die Deutschen in Oesterreich sangen mit Begeisterung die Wacht am Rhein, den sie nicht mitvertheidigen durften und freuten sich neidlos der ungeheueren Erfolge der Heere ihrer Stammesgenossen. Die Ereignisse von 1866 waren verziehen, wenn auch nicht vergessen. Nur Grillparzer konnte sich in die Zeit nicht mehr schicken. Die philosophischen Weltbürger das erste Kriegsvolk der Zeit, das uralte Recht der Einigung auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Frankreichs erstritten! Es gab zwar eine kleine Stelle in dem Herzen des Dichters, die ob der Nachricht über die Niederlagen des Franzmannes höher schlug, aber er fürchtete, Bismarck werde nun nach allen

Ländern, wo man noch ein deutsches Wort spräche, seine Hand ausstrecken. Dem Kaiser Wilhelm blieb er bis zum Sarge gram.[4]) Zu all' dem kam seine Unzufriedenheit mit den neuen politischen Schwankungen in Oesterreich. Damals, im November 1870, machte er die bezeichnende Aeußerung: „Ich bin froh, daß ich 80 Jahre alt bin und von den Weltereignissen wenig mehr berührt werde. Wie es heute bei uns aussieht, muß ich sagen, ich bin kein Deutscher, sondern ein Oesterreicher, ja ein Niederösterreicher und vor allem ein Wiener." [5]) Von wo der Mensch ausgeht, dahin kömmt er in der Regel zurück.

Der 15. Januar 1871 war der achtzigste Geburtstag unseres Dichters. Die Stadt Wien, ganz Deutsch-Oesterreich feierte den Tag und auch Deutschland gedachte inmitten des gewaltigen Krieges des Jubilars in der fernen Ostmark. Die Feier ist ja noch in unser aller Gedächtnisse. Kaiser Franz Joseph stellte sich am 13. Januar mit einem Handschreiben an Grillparzer ein. Er beglückwünscht darin „den gefeierten Dichter, den echten Patrioten, den Greis mit dem treuesten Herzen für das österreichische Vaterland und seinen Fürsten" und verleiht ihm als Zeichen seiner Anerkennung und Dankbarkeit das Großkreuz des Franz Josefs-Ordens und einen außerordentlichen Jahresgehalt von 3000 Gulden aus seiner Privatkasse. Auch der junge Kronprinz sandte einen freundlichen Brief.

Schon am 12. Januar erschienen die ersten Gratulanten. Der Morgen des 15. Januar brachte ihrer die Fülle. Es erschienen der Reihe nach die Deputationen und eine reichte der andern die Hand. Der Gemeinderath von Wien, der niederösterreichische Landesausschuß, das Herrenhaus, die Akademie der Wissenschaften, ihre beiden Vorstände Rokitansky und Arneth an der Spitze, der Schriftstellerverein „Concordia", die Hofschauspieler brachten ihre Glückwünsche dar. Ein Frauencomité, bestehend aus den Damen Christine Hebbel, Iduna Laube, Mathilde Lipitt, Gabriele von Neuwall, Sophie von Todesco, Josephine von Wertheimstein und der Gräfin Wickenburg-Almásy überreichte Grillparzern eine Adresse mit 6000 Unterschriften und 100 Stück Prioritäten der österreichischen Nordwestbahn im Nominalwerthe von 20.000 Gulden zur Verwendung für künstlerische und humanitäre Zwecke und fügte den

Wunsch bei, daß ein Theil dieser Summe einer den Namen Grillparzer führenden Stiftung gewidmet werden möge. Noch viele andere Persönlichkeiten und Corporationen Wiens und Oesterreichs erschienen mit Wünschen und Diplomen. Grillparzer empfing alle Gratulanten mit großer Liebenswürdigkeit und zeigte an dem Tage eine seltene Geistesfrische. Für Jeden hatte er ein freundliches, oft ein treffendes Wort. Zu den Wiener Gemeinderäthen sagte er: Wien sei ihm die liebste Stadt, weil es die wahrste sei; ein Gedanke, den er in Prosa und Vers schon öfter ausgesprochen. Den Akademikern gegenüber entschuldigte er seine spärliche Theilnahme an den Sitzungen mit seinem Gehörleiden. Seine körperliche und geistige Kraft, fuhr er fort, nehme fühlbar ab, deßhalb wolle er auch nicht mehr an die Veranstaltung einer Gesammtausgabe gehen, denn er könnte nur noch verschlechtern. Er sei immer mehr ein Mann der Inspiration, als des langen Nachgrübelns gewesen. Zu Rokitansky sagte er: „Wenn ich sterbe, müssen Sie meinen Kopf seciren, um die Ursache der merkwürdigen Abnahme meiner Geisteskräfte zu ergründen.“ Der achtzigjährige Mann klagte über die Abnahme der Geisteskräfte! Er blieb eben bis in das späteste Alter eine durchaus naive Natur.

Auch an Festlichkeiten fehlte es nicht. Eine von Schriftstellern, Musikern und Schauspielern veranstaltete Grillparzerfeier fand am 14. Januar um 12 Uhr Mittag im großen Musikvereinssaale statt. Die Büste des Dichters, von Schrödel modellirt und mit Lorbeer geschmückt, war auf der Tribüne aufgestellt. Beethoven's Fest-Ouvertüre leitete die Feier ein. Darauf sprach der Hofschauspieler Kraftel ein Gedicht Bauernfeld's zu Ehren des Jubilars. Heinrich Laube hielt die Festrede, in der er Grillparzern als den ersten deutschen Dramatiker nach Schiller und Göthe preist. Mit einem Chore Schubert's schloß das schöne Fest. Das Theater an der Wien, die Wiege seines Ruhmes, brachte die „Ahnfrau“, von Hofschauspielern dargestellt. Die Aufführung eröffnete ein Prolog von L. A. Frankl. Im Burgtheater wurde die „Sappho“ gespielt. Dem Stücke gieng ein von Halm verfaßter, von Sonnenthal gesprochener Prolog voraus. Am Schlusse des Prologes krönte Sonnenthal unter stürmischem Beifall die Büste des Meisters.

Aus Deutschland kamen viele Grüße. Die Königin Augusta von Preußen unterzeichnete sich in einem artigen Briefe an Grillparzer als Tochter von Weimar. Das hat den Dichter tief gerührt [6]) und er war geneigt, die Aufmerksamkeit ihr selbst zuzuschreiben, da er, wie er sagte, nicht wüßte, wer in ihrer Umgebung auf ihn hätte verfallen können. Das ist auch begreiflich, denn drei Tage nach der Grillparzerfeier wurde König Wilhelm von Preußen im Schlosse zu Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen. Mittelst Draht oder in Form von Adressen gratulirten endlich die namhaftesten deutschen Schriftsteller.

Der 15. Januar 1871 war ein Ehrentag für Grillparzer. Selten wurde noch ein deutscher Dichter so gefeiert. Aber wann erst? Nachdem er achtzig Jahre alt geworden. Das gab der Sache einen bittern Beigeschmack, namentlich für den Dichter. Er sagte darüber: [7]) „Die Huldigungen, die mir dargebracht werden, betäuben mich. Mir ist, als ob ein Wolkenbruch auf mich niedergienge. Es ist viel zu spät. Nicht als ob ich's jemals erwartet hätte, aber meine physische Kraft reicht nicht mehr aus, um all den gut gemeinten Lärm und Andrang zu ertragen. Die Menschen sind nicht klug. Der hundertste Theil von dem, was sie mir jetzt wohlwollend anthun, hätte mich in meinen jungen Jahren vollauf erquickt und mich zu neuer dichterischer Arbeit aufgemuntert, die mir zur Ehre, dem österreichischen Volke zur Freude gereicht hätte. Es sind jetzt doch nur die letzten Gnadenstöße, die man mir versetzt." Das war der Grundton der Stimmung, Grillparzer's in dem letzten Jahre seines Lebens.

Noch im Januar gieng er an die Durchführung der seinen Namen führenden Stiftung. Er bestimmte ein Capital von 10.000 Gulden ö. W. für eine Stiftung zur Hebung der deutschen dramatischen Production und beauftragte Laube, Halm, Dumba und Baron Rizy, die Satzungen zu berathen und der Behörde vorzulegen. Sein Standpunkt in dieser Frage war der, welchen die praktischen Engländer schon längst eingenommen haben: Belohnung hervorragender, schon veröffentlichter Leistungen. Die Sache verzog sich und Grillparzer starb darüber.

Schon im Frühjahre klagte er, daß auf seinem Kopfe ein be-

ständiger Druck laste; er fürchte, blödsinnig zu werden wie Lenau und wollte, es wäre schon alles vorüber.[8]) Im Sommer verweilte er drei Monate in Baden. Der Aufenthalt wurde ihm aber durch fast ununterbrochenen Regen verleidet. Es war die letzte Sommerfrische, welche Grillparzer genoß. Im Winter versagten die Augen mehr und mehr den Dienst. Er konnte nur noch mit Anstrengung lesen und meinte, das Wetter sei trübe, während die Sonne am heitern Himmel stand. Ben Jonson's „Every man in his humour" war das letzte Buch, das er las.

Am 16. Januar 1872, am Tage nach seinem 81. Geburtsfeste, verbreitete sich durch die Zeitungen die Nachricht, Grillparzer sei erkrankt. Die Freunde des Hauses wußten um die Gefahr, die ferner Stehenden glaubten, der Dichter wolle damit nur seine Thüre allen Gratulanten verschließen und in den Blättern hieß es, im Befinden des Patienten sei eine Besserung eingetreten. Sonnabend am 20. Januar trat das Unwohlsein stärker auf, doch verbrachte er die Nacht allein in seinem Zimmer, da er sich jede Wartung verbeten hatte. Am Sonntage früh Morgens um vier Uhr wurde der in der Nachbarschaft wohnende Hausarzt Dr. Breuning schleunigst herbeigerufen; das Befinden des Kranken hatte sich plötzlich verschlechtert. Der Arzt kam rasch und verblieb bis acht Uhr am Bette des Dichters, und als er das Haus verließ, gab er den Damen die Weisung, daß der Patient nicht aufstehen dürfe und unbedingt Ruhe brauche. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so stand Grillparzer zur gewöhnlichen Stunde auf und kleidete sich recht mühsam an. Weder der Kaffee, noch die Cigarre, noch die Zeitung wollten mehr verfangen. Er legte sich in seinen alten Lehnstuhl, der vor dem Schreibtische stand, und murmelte von Zeit zu Zeit unverständliche Worte. Medicinalrath Preyß, seit Jahrzehnten mit Grillparzer befreundet, besuchte ihn gegen Mittag und sah deutlich, daß der alte Mann zu sterben gedenke. Kurz vor ein Uhr Mittags bat der Kranke die Schwestern Fröhlich und seinen Neffen Dr. Sonnleithner, sie möchten ihn allein lassen, er wolle schlafen. Um ½3 Uhr hörten die im Nebenzimmer Weilenden ein kurzes Röcheln; als sie herzu kamen, da war Grillparzer schon verschieden. Ein sanfter schöner Tod!

Das Leichenceremoniell trat in sein Recht. Bildhauer Banni nahm die Todtenmaske ab und Abends bahrte man den Verstorbenen auf. Die Dichterstube verwandelte sich in ein schwarzes, goldbordirtes Zelt und hoch auf dem Paradebette, von düster leuchtenden Kerzen matt bestrahlt, lag der stille Mann. Ehren- und Erinnerungszeichen und Blumen und Kränze umgaben ihn und die Menschen kamen und giengen und nicht Neugierde, sondern Theilnahme und stille Trauer war in den Mienen Aller zu lesen. Auch die Romantik fehlte nicht am Sarge des greisen Dichters. Am Abende vor der Bestattung erschien eine schwarz gekleidete, tief verschleierte Dame im Trauergemache und legte einen frischen Palmzweig auf den Sarg. Dieselbe Dame hatte dem Dichter zu seinem achtzigsten Geburtstage einen prachtvollen Kamelienstock gespendet und damals wie jetzt wußte sie ihr Incognito zu bewahren. Nur Grillparzer mochte wissen, von wem seine Lieblingsblume herrühre und er freute sich herzlich des Geschenkes und pflegte die Blume mit eigener Hand. Jetzt stand sie wieder in voller Blüthe, aber der Pfleger war todt. Ich denke mir, die unbekannte Dame war Frau D.. Sie hatte nach dem Tode ihres Gemahles wieder geheirathet und kam nun als Matrone zur Bahre des Mannes, dem sie vor langen, langen Jahren so süße und so bittere Stunden bereitet.

Mit fast königlichen Ehren wurde der bescheidene Archivarius, der im Leben so manches entbehrt hatte, bestattet. Der Kaiser zahlte die Kosten des Leichenbegängnisses. Durch Hunderttausende von Zuschauern, welche die würdigste Haltung beobachteten, bewegte sich der Zug um zwei Uhr Nachmittag in die Augustinerkirche, wo sich der Vertreter des Kaisers, die Erzherzoge, die Minister und Hofwürdenträger und Alles, was Wien an Berühmtheiten in seinen Mauern barg, versammelt hatten. Der Leichnam wurde eingesegnet und der Wiener Männergesangverein sang seinem Ehrenmitgliede das Libera. Dann gieng es wieder durch Hunderttausende über den Ring nach dem Währinger Ortsfriedhofe. Es war ½6 Uhr Abends, als Laube dem Dahingeschiedenen die letzten, tief ergreifenden Abschiedsworte sprach. Dort in der nächsten Nähe der Gräber Beethoven's und Franz Schubert's nahm die Erde die sterblichen Reste des großen Mannes auf. Im Jahre 1879 wurden die Gebeine auf dem neuen

Hietzinger Ortsfriedhofe neben dem Grabe Kathy Fröhlich's endgiltig beigesetzt.

Im Nachlasse Grillparzer's fand sich ein Testament vor, vom 26. Mai 1866. Darin ernannte der Dichter Fräulein Kathy Fröhlich zur alleinigen Erbin seines gesammten Nachlasses mit Einschluß seiner schriftstellerischen Arbeiten, sowohl der bereits gedruckten, als der noch nicht veröffentlichten. In dem Schriftstücke heißt es: „In ihrer (Kathy Fröhlich's) treuen Anhänglichkeit, ihren vortrefflichen Charaktereigenschaften habe ich, besonders in der letzten Zeit, meinen einzigen Rückhalt in all dem Kummer gefunden, den mir meine Anverwandten von Brudersseite so reichlich und unablässig bereitet haben. Zugleich bin ich überzeugt, daß sie — ohne daß ich sie verpflichte — bloß nach ihrem eigenen Ermessen und Gutdünken auch meine Stelle bei denjenigen meiner Verwandten vertreten wird, die einer Unterstützung würdig und bedürftig sind." Letzteres hat denn auch Kathy Fröhlich in reichlichem Maße gethan. Sie hat das große Cotta'sche Honorar für das Verlagsrecht sämmtlicher Schriften Grillparzer's ungeschmälert den Anverwandten des Dichters überlassen.

Die Herstellung der Gesammtausgabe der Werke Grillparzer's übertrug die Erbin Lauben und Josef Weilen. Sie erschien in zehn Bänden im Jahre 1873 und wurde schon wieder aufgelegt. Die Redaction ließ manches zu wünschen übrig, doch hat die Nation von der Gelegenheit, einen ihrer großen Dichter kennen zu lernen, gerne Gebrauch gemacht.

Auch die Grillparzer-Stiftung führte Kathy Fröhlich durch. Laut Stiftsbrief vom 27. September 1872 wird das Capital von 10.000 Gulden ö. W. von der Akademie der Wissenschaften in Wien verwaltet und vom 15. Januar 1875 angefangen werden die jeweiligen Interessen im Betrage von 1500 Gulden ö. W. dem relativ besten deutschen Drama verliehen, welches im Verlaufe des letzten Trienniums auf einer deutschen Bühne aufgeführt worden ist. Nur solche Dramen sind zu berücksichtigen, welche durch eigenthümliche Erfindung und durch Gediegenheit in Gedanken und Form auf dauernden Werth Anspruch machen.

Die Schwestern Fröhlich starben hoch betagt rasch hinter

einander. Josefine am 7. Mai 1878, Kathy am 3. März 1879, Betty Bogner am 30. Juni 1879 und Anna Fröhlich, die älteste, am 11. März 1880 im Alter von 86 Jahren. Kathy Fröhlich vermachte bei ihrem Tode das Mobilar des Grillparzerzimmers der Gemeinde Wien und im neuen Rathhause kann die Nachwelt betrachten, wie bescheiden der Poet gewohnt hat. Ihre Papiere, die sich auf Grillparzer beziehen, übergab sie versiegelt der Wiener Hofbibliothek, mit der Klausel, daß dieselben erst nach fünfzig Jahren eröffnet werden sollten.

Anna Fröhlich, die alle ihre Schwestern überlebt hatte, widmete ihr beträchtliches Vermögen einer Stiftung. Die Erträgnisse sollten zu Stipendien und Pensionen an hervorragende künstlerische und literarische Talente verwendet werden. Die Gemeinde Wien übernahm zu diesem Behufe im November 1881 aus der Verlassenschaft eine Summe von über 100.000 Gulden ö. W. und die Stiftung ist zur Zeit schon in Wirksamkeit getreten. So sicherten sich die hochsinnigen Schwestern den Dank der Nachwelt.

An verschiedenen Stellen seiner Schriften hat Grillparzer für sich, ganz ohne Scheu, den ersten Platz unter den dramatischen Dichtern Deutschlands aus der Zeit nach Göthe und Schiller in Anspruch genommen. Das Urtheil erfuhr, seit es bekannt geworden, in Norddeutschland manche Anfechtung, aber der Widerspruch nahm im Laufe der Jahre merklich ab. Die endgiltige Sentenz darüber, was an den Werken unseres Dichters unsterblich, werden die Jahrhunderte fällen.

Anmerkungen.

I.

[1]) Kaltenbäck, österreichische Zeitschrift, Jahrgang 1836, Nr. 23 f.

[2]) Die Dissertation Dr. Wenzel Grillparzer's aus dem Jahre 1785 handelt über die Appellation an den römischen Stuhl und ist dem Vicepräsidenten des Reichshofrathes Grafen Ueberacker gewidmet. Die Schrift wurde am 4. Juni 1787 auf den Index librorum prohibitorum in Rom gesetzt. (Index libr. proh. Gregoris XVI. p. m. iussu ed. Romae 1841. Modoetiae 1850 recusus, S. 157.)

[3]) Wurzbach, biogr. Lexikon 17. Band 242 nennt ihn Meberitsch.

[4]) Holtey, Vierzig Jahre, 6. Bd., S. 357, erzählt, daß Grillparzer seinen Namen von Parz, verkürzt aus Parzelle = Grundstück, abgetheiltes Feld herleitete. Die Ableitung scheint mir nicht ganz unanfechtbar. Die Silbe parsch oder parz = Gesträuch ist in süddeutschen Orts- und Personennamen nicht selten. Vgl. die Sammlung südostdeutscher Ortsnamen von Ziller in den Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, XVIII. 248 und XX. 130.

[5]) Springer, Geschichte Oesterreichs seit 1809, I. 50.

[6]) Beer, Zehn Jahre österr. Politik, 209 f.

[7]) I. 55 f. Die Staël schrieb dieses Capitel im Jahre 1808.

[8]) Briefe Stein's an die Prinzessin Louise von Preußen aus Brünn vom 25. Juni 1809 und an Scheffner aus Troppau vom 6. August 1809; in Pertz's Leben des Ministers Freiherrn von Stein, II. 366 u. 400.

[9]) Grillparzer's sämmtliche Werke in 10 Bänden, 2. Ausgabe, Stuttgart, Cotta 1874. — I. Einleitung 8.

[10]) Wiener Grillparzer-Album, für Freunde als Handschrift gedruckt. Stuttgart, Cotta 1877, S. 426. (Herausgegeben von Theobald Freih. v. Rizy).

[11]) Im Jahre 1807 erschienen zwei Bände, 1808 drei Bände, 1809 ein Band. Nachdem Schreyvogel die Redaction am 11. December 1808 an Hilarius Frank (Dr. Lindner) abgegeben, ergreift er nur noch einmal im „Sonntagsblatte“ das Wort, und zwar anonym (Nr. 109 f.), um eine Lebensskizze seines Freundes Fernow, des verstorbenen Professors der Philosophie

und Bibliothekars in Jena zu geben und einige Briefe desselben mitzutheilen. — Ueber Schreyvogel die Aufsätze Zedlitz's (Kaltenbäck's „österr. Zeitschrift" 1835, Nr. 34), Bauernfeld's („die schöne Literatur in Oesterreich", Kaltenbäck's Zeitschrift 1835, Nr. 76) und Schönbach's (Beilage zur „Wiener Abendpost" 1879, Nr. 52 f.). Letzterer beschäftigt sich ausführlich mit dem „Sonntagsblatte". — Ueber Schreyvogel als Dramaturg s. Heinrich Anschütz, Erinnerungen 231 f., Laube's Burgtheater 96 f., und Wurzbach, biogr. Lexikon XXXI. 292 f.

II.

1) Verläßlichere chronologische Daten über die Beamtenlaufbahn Grillparzer's gibt die biographische Skizze in Nr. 11 der „Wiener Abendpost" vom Jahre 1871 und G. Wolf's kleine Schrift: „Grillparzer als Archivdirector", Wien 1874; doch finden sich in beiden einzelne kleinere Versehen.

2) In Nr. 23 der „Wiener Moden-Zeitung" vom 5. Juni 1816, S. 229 f. unter dem Titel: „Probe einer Uebersetzung aus dem Schauspiele „Das Leben ist ein Traum (la vida es suenno)" von Grillparzer. — Das Bruchstück enthält die erste Scene aus dem ersten Acte.

3) Nr. 24 (8. Juni 1816) der „Wiener Moden-Zeitung".

4) Caroline Pichler entnahm den Stoff zu ihrer Novelle „Der schwarze Fritz" der „Ahnfrau" Grillparzer's, nicht umgekehrt, wie Julius Seidlitz („Die Poesie und die Poeten in Oesterreich im Jahre 1836", Grimma 1837 I. 87) annimmt.

5) Nachwort zur „Ahnfrau", von Laube (Grillparzer's S. W. II. 138 f.)

6) „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das J. 1822", herausgegeben von Lembert, Wien, Tendler und Mannstein, S. 1 u. 2.

7) Noch im späten Alter, z. B. in dem Briefe an Goedeke vom 19. November 1868 („Allg. Zeit." Beilage Nr. 63 vom J. 1872.).

8) „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" III. 106.

9) „Neue Fr. Presse" 6. Januar 1877.

10) Aus den ungedruckten Briefen Schreyvogel's an Böttiger, aus der Dresdener Bibliothek mitgetheilt von G. A. Lier in Nr. 6787 der „Neuen Fr. Presse" vom 20. Juli 1883.

11) Briefwechsel zwischen Zelter und Göthe III. 56.

12) Einen photographischen Abdruck enthält das „Grillparzer-Album".

13) Ueber die Zeit der Entstehung des ersten Actes des „Traum ein Leben" s. Bauernfeld's Mittheilungen aus Wien in den „Blättern für Literatur" rc. (Beilage zu Kaltenbäck's „Zeitschrift") 1835, Nr. 11. Bauernfeld schrieb diesen Artikel im Auftrage Grillparzer's; er enthält daher autentische Daten.

[14]) Vgl. Nr. 43 des „Sammlers" vom Jahre 1818.

[15]) S. 2—16.

[16]) „Neue Fr. Presse" Nr. 6787 vom 20. Juli 1883.

[17]) „Sammler" 1818 Nr. 51 f.

[18]) Vgl. Wlassack „Chronik des k. k. Hofburgtheaters" (Wien 1876) und Schreyvogel's Brief an Böttiger vom 13. Mai 1818 in Nr. 6788 der „Neuen Fr. Presse vom 21. Juli 1883.

[19]) Schreyvogel schreibt unterm 13. Mai 1818 (a. a. O.) an Böttiger: „Die Großen und die Weiber beeifern sich um die Wette, den bescheidenen Dichter aus seiner Dunkelheit hervorzuziehen."

[20]) Daß die Mäcenaten zumeist dem Handelsstande angehörten, meldet eine, offenbar von Schreyvogel ausgehende, Notiz in Nr. 59 der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur ꝛc." — Der 1819 gegründete Wiener kaufmännische Verein ernannte Grillparzer in demselben Jahre zum Ehrenmitgliede.

[21]) Briefe und Tagebücher des Lord Byron, von Thomas Moore, aus dem Englischen (Braunschweig 1832) IV. 46 f.

[22]) Nr. 8 und 9 des „Wiener Conversationsblattes" vom Jahre 1821.

[23]) Ueber diese Polemik vergleiche Nr. 11, 24, 27 f., 37; 45 der „Wiener Moden-Zeitung", Nr. 20 des „Sammlers", Nr. 35 der „Theaterzeitung, Nr. 40, 69 und 78 des Cotta'schen „Morgenblattes" und Nr. 186 der „Jenaer Literaturzeitung" aus dem Jahre 1817. — Die pöbelhafte Kritik der „Ahnfrau" in dem letztgenannten Blatte schrieb man allerorts Wähner zu, der vergeblich gegen dieses Ansinnen protestirte. Die Kritik sieht ihm übrigens gleich.

[24]) Vgl. darüber die Nr. 105—108 der „Zeitung für die elegante Welt", Nr. 53, 54, 79, 86 der „Wiener Zeitschrift" und Nr. 115, 116, 126 und 127 des „Sammlers" vom Jahre 1817.

[25]) Die Aufsätze Carl August West's befinden sich in Nr. 152 des „Sammlers" vom Jahre 1816, in Nr. 11, 15, 17, 18, 23—25, 27, 29 u. 30 des „Sammlers" vom Jahre 1818. — Die „Wiener Zeitschrift" vom J. 1818 bringt in Nr. 59 und 61: „Sappho, eine dramaturgische Unterhaltung von C. A. West". — In Nr. 84 derselben Zeitschrift polemisirt West gegen Müllner's Recensionen der „Sappho", die sich Nr. 117, 132 des „Morgenblattes", Nr. 88 des „Berliner Gesellschafters" und in Nr. 121 der „Zeitung für die elegante Welt" befinden. — Die „Wiener Zeitschrift" bringt 1818 außer den Grillparzer betreffenden Artikeln noch einige andere aus der Feder West's z. B. in Nr. 81 und 83. Einzelne darunter sind anonym. Die kritische Thätigkeit Schreyvogel's in dieser Zeit ist bisher noch nicht gewürdigt worden.

[26]) Nr. 117 des „Morgenblattes".

[27]) In Frankl's „Sonntagsblättern" 1843, Nr. 34, erklärt Castelli in einem Eingesendet, daß er die erste Hälfte des ersten und die letzte Hälfte des zweiten, Dr. Alois Jeitteles die zweite Hälfte des ersten und die erste Hälfte des zweiten Actes des „Schicksalstrumpfes" geschrieben.

[28]) Vgl. „Wiener Zeitschrift" Nr. 130. — In Nr. 130 des „Sammlers" wird der Verfasser H...irsch (Halirsch?) genannt.

[29]) Briefwechsel zwischen Gentz und Müller 246.

[30]) Tagebücher von Friedrich von Gentz II. 225 und 226.

[31]) 35. Band, 4 f.

[32]) 48. Band, 170 f.

[33]) Malsburg's Recension im „Hermes" 1819 III. 32 f. — Die Recension war bei der großen Verbreitung der Brockhaus'schen Vierteljahresschrift in Oesterreich von Bedeutung.

[34]) Nr. 6788 der „Neuen Fr. Presse" vom 21. Juli 1883.

[35]) So hatte das „leichte Köpfchen" Deinhardstein doch Recht und das Dementi Schreyvogel's in dem Briefe an Böttiger vom 3. Juni 1818 war ungegründet.

[36]) Caroline Pichler erwähnt (Frankl's „Sonntagsblätter" 1842, Nr. 33 und Denkwürdigkeiten III. 135), daß Grillparzer im Sommer 1819 über Gastein von seiner italienischen Reise zurückkehrend im Schlosse Zay-Ugrocz in Ungarn eintraf und der Gesellschaft den „Abschied von Gastein" vortrug. Baron Rizy setzt darnach die Entstehung des Gedichtes, beziehungsweise die Abreise Grillparzer's von Gastein, auf den 26. Juli 1819. Das ist unmöglich, schon aus dem Grunde, weil der kaiserliche Hof erst am 7. Juli 1819 in Florenz und am 2. August in Wien eintraf, Grillparzer, der mit demselben zum mindesten bis nach Kärnten reiste, daher am 26. Juli 1819 seine Badecur in Gastein nicht beendet haben konnte. (Das Itinerar des Hofes auf der italienischen Reise gibt der „Beobachter" 1819 Nr. 177 und 215). Auch paßt die Stimmung des Gedichtes mehr in die Zeit vor 1818, als in die des Jahres 1819. Es wird daher nichts übrig bleiben, als dem Gedichte das Datum 1818 zu belassen, welches dasselbe bei der Veröffentlichung in der „Aglaja" trug.

[37]) Ueber den damaligen Stand der Arbeit am „goldenen Vließe" die Correspondenz der gut unterrichteten Pichler in Nr. 63 des „Morgenblattes" 1819 und Castelli's in Nr. 58 der „Dresdener Abendzeitung" 1819.

[38]) Das Itinerar der italienischen Reise Grillparzer's bringt, freilich unvollständig, das „Conversationsblatt" 1819 I. Nr. 31 und 39 unter der Chiffre P (Paumgarten?) offenbar auf Grund von Briefen Grillparzer's.

III.

[1]) Der Aufsatz Friedrich Schlegel's über die deutsche Kunstausstellung in Rom 1819 (VIII. [2] 155 f.) zeigt diese Gegnerschaft deutlich.

[2]) „Oesterr. Beobachter" 1819 Nr. 95.

[3]) Das Originalmanuscript zeigt nach Laube das Datum des 29. September 1818 auf dem ersten, das des 27. Januar 1820 auf dem letzten Blatte.

Die Einreichung beim Burgtheater erfolgte erst im Herbste 1820. Vgl. die November-Correspondenz im „Morgenblatte" 1820 Nr. 294 und die Notiz im „Wiener Conversationsblatte" vom 14. December 1820 in Nr. 149.

[4]) Wähner's kalte und strenge Kritik in Nr. 45 der „Wiener Zeitschrift" von 1821, Hohler in Nr. 39 f. des „Sammlers" von 1821. — Die gediegene Recension in der 4. Beilage zu Nr. 28 des „Wiener Conversationsblattes" von 1821, ohne Namen und Chiffre, scheint der Feder West's zu entstammen. — Eine Correspondenz in Nr. 118 des „Morgenblattes" von 1821 sagt, daß die dritte Vorstellung des „goldenen Vließes" schon schwach besucht war. — Dem Erscheinen des Werkes im Buchhandel folgten die Recensionen Saphir's im „literarischen Anzeiger" 1822 Nr. 61, Müllner's im Literaturblatte Nr. 68 des „Morgenblattes" von 1822 u. a. m. Der „Gesellschafter" und die „Abendzeitung" bringen keine directe Kritik des „goldenen Vließes". Nach Jahren erscheinen Bemerkungen in Correspondenzen.

[5]) Doch meint auch Schiller, daß die „Medea" als Cyklus für den tragischen Dichter der herrlichste Stoff sei; Göthe fand wieder darin herrliche Motive für ein Epos (Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe II.[3] Nr. 503 und 504.)

[6]) Auguste von Littrow: aus dem persönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer 115.

[7]) M. Enk in den „Wiener Jahrbücher" 92. Bd. 116 und Goedeke, Grundriß III. 389.

[8]) Scherer, Vorträge und Aufsätze 239.

[9]) Auch bei Scherer a. a. O. 294.

[10]) III. 127 und 144.

[11]) Grillparzer-Album 459.

[12]) a. a. O. 481.

[13]) In Nr. 5696 der „Neue Fr. Presse" vom 7. Juli 1880 veröffentlicht.

[14]) Bauernfeld's Schilderung in der „Deutschen Zeitung" vom 17. Januar 1877 und der Aufsatz „die Schwestern Fröhlich" im IX. Jahrg. der „Wiener Illustr. Zeitung" I. 263 f.

[15]) Zuerst a. a. O. 266 veröffentlicht.

[16]) Tomaschek, Friedrich Halm und Franz Grillparzer 21 in der Anmerkung.

[17]) Die Correspondenz findet sich bei Brockhaus, F. A. Brockhaus. Sein Leben und Wirken. I. 288 f.

[18]) Der Antrag findet sich in Müllner's Briefe an Schreyvogel vom 11. Juli 1818. (In Frankl's „Sonntagsblätter" 1847 Nr. 12.)

[19]) Schreyvogel's Brief an Böttiger vom 7. August 1818 (Neue Fr. Presse Nr. 6788 vom 21. Juli 1883.)

IV.

[1]) Daß Schreyvogel den Jahrgang 1823 nicht mehr redigirt, erhellt aus seinem Eingesendet vom 16. November 1822 in Nr. 134 der „Wiener Zeitschrift".

[2]) Darüber Adolf Wiesner, Denkwürdigkeiten der österr. Censur 193 f., und Brockhaus, F. A. Brockhaus III. 353 f.

[3]) Wolf, Grillparzer als Archivdirector 15 f.

[4]) Der Wiener Märzbrief in Nr. 114 der „Dresdener Abendzeitung" v. 1822.

[5]) Nicolai Vernulaei, Professoris Lovanii Tragoediae ed. II. 1656. — Tom. I. 496—544 enthält die lateinische Tragödie „Ottocarus Bohemiae rex." Der zweite Band enthält S. 1—79 die lateinische Tragödie „Fritlandus".

[6]) Ueber die erste Arbeit Grillparzer's am „Ottokar" berichtete Caroline Pichler in Nr. 64 des „Morgenblattes" 1819 und der Reisebericht aus Wien in Nr. 237 f. von 1819 der „Abendzeitung."

[7]) Die Correspondenz Castelli's vom 1. und 2 October 1823 in der Beilage zu Nr. 302 der „Abendzeitung": „Grillparzer hat sein dramatisches Gedicht „König Ottokar" vollendet und wird es allsogleich der Direction des Hoftheaters übergeben." An der Richtigkeit der Nachricht zu zweifeln haben wir keinen Grund. Die zweijährige Gefangenschaft des „Ottokar" bei der Censur mußte daher etwas abgekürzt werden.

[8]) Gentz, Tagebücher III. 264 und 268.

[9]) M. v. Collin starb 23. November 1824 am Nervenfieber.

[10]) Bericht Castelli's in Nr. 62 u. 103 f. der „Abendzeitung" v. 1825 und die Recension im „Sammler" Nr. 26 f. aus demselben Jahre.

[11]) Tagebücher IV. 17.

[12]) Erschien auch in den dramaturgischen Skizzen von Ludwig Halirsch, (Leipzig 1829) — Die Recension Paul Thorn's in Nr. 27 f. der „Theaterzeitung" vom Jahre 1825.

[13]) Archiv 1825, 114 f. Die lyrischen Ergüsse finden sich S. 122, 166 und 195 desselben Jahrganges. Vgl. auch ebendaselbst den Aufsatz: „Blicke auf die Nationalität der Kunst" 170 f.

[14]) C. Pichler Denkwürdigkeiten IV. 22.

[15]) Nr. 26 f.

[16]) Nr. 35 und 36.

[17]) In einem Eingesendet, das in Nr. 40 des „Sammlers" v. 1825 erschien.

[18]) Der Wiener Brief in Nr. 139 des „Berliner Gesellschafters v. 1825.

[19]) Vgl. das Urtheil Hebbel's bei Kuh (Biographie Friedrich Hebbel's II. 219.

[20]) W. Scherer, Vorträge und Aufsätze 246.

[21]) Zedlitz, Wiener Jahrb. 48. Bd. 193.

[22]) Castelli, Memoiren II. 180 f. handelt sehr ausführlich über diese Dinge.

V.

[1]) Vgl. seine Briefe an Schreyvogel in Kuh's Zwei Dichter Oesterreichs, Beilagen 257 f.

[2]) Studien über Göthe, als Nachtrag zur deutschen Poetik aus Göthe. Wien 1822. Der Brief wurde mit acht andern Briefen Göthe's an Stanislaus Zauper nochmals abgedruckt in der „Wiener Zeitschrift" 1834, Nr. 66 und 67.

[3]) Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland, 141.

[4]) Die Darstellung der Autobiographie wird bestätigt und namentlich in chronologischer Beziehung ergänzt durch den Brief Peucer's an Böttiger vom 3. October 1826. (Aus Böttiger's Nachlaß veröffentlicht im 1. Bande des „Göthe-Jahrbuches", Frankfurt a. M. 1880, S. 347.

[5]) A. a. O.

[6]) Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, IV. 225.

[7]) Z. B. Wolfgang Menzel, Reise nach Oesterreich im Sommer 1831, S. 166 f. — Ein oberflächliches, an verkehrten Urtheilen überreiches und durch Mangel an Inhalt ausgezeichnetes Buch.

[8]) Mailáth's Recension des Stückes im „Archiv" v. 1828, 165 f.

[9]) Scherer, Vorträge 252.,

[10]) Das „Wiener Conversationsblatt" 1821 Nr. 27 bringt im allgemeinen theatralischen Anzeiger vom 4. April diese Nachricht und in Nr. 57. der „Wiener Zeitschrift" erzählt ein Münchener Correspondent, welcher der Schröder und dem Minister Schenk nahe steht, daß Grillparzer sich seit 1822 mit diesem Stoffe getragen. — Im Theater an der Wien wurde 1818 ein Melodram „Hero" von C. Herklots, componirt von Schneider, aufgeführt und wenig später erschien das Trauerspiel „Hero und Leander" von Büssel in 5 Acten. („Wiener Zeitschrift" 1818, Nr. 86 und „Abendzeitung" 1824.)

[11]) Laube im Nachworte zur „Hero" (Grillparzer's sämmtl. Werke 5. Bd., S. 125.)

[12]) Bauernfeld in den Mittheilungen aus Wien (Blätter für Literatur und Kunst 1835. Nr. 11., S. 43.)

[13]) Bauernfeld a. a. O. 43. — Der interessante, von Grillparzer inspirirte und gegen Pietznigg gerichtete Aufsatz gibt uns autentische Daten über „Traum ein Leben."

[14]) Vgl. den unter Deinhardstein's Auspicien geschriebenen Bericht über die Thätigkeit des Burgtheaters im J. 1834 in Pietznigg's Monatschrift „Mittheilungen aus Wien", Jahrg. 1835, Februarheft S. 75 f.

[15]) Nr. 55, 56 und 57.

[16]) Kaltenbäck's Blätter für Literatur Nr. 32, S. 126 vom J. 1836.

[17]) Nr. 122 vom J. 1834.

[18]) „Sammler" 1828, Nr. 41—45.

[19]) Nr. 122, S. 488 f.

[20]) S. 55 vom J. 1834.

[21]) In dem schon öfter angeführten Aufsatze „Mittheilungen aus Wien" in Kaltenbäck's Zeitschrift 1838 (Blätter für Literatur, 43 f.)

VI.

[1]) Das charakteristische Gesuch vom 13. November 1831 bei Wolf, Grillparzer als Archivdirector 20 f.

[2]) A. a. O, 30 f.

[3]) Nr. 34.

[4]) „Grillparzer-Album", 482 f.

[5]) Nr. 97.

[6]) Darüber die Schilderung Bauernfeld's in der „Neuen Fr. Presse" vom 6. Januar 1877 und L. A. Frankl, Zur Biographie Grillparzer's 7 f.

[7]) 3. Bd. 13. Capitel. S. 135—147.

[8]) Ende 1837 gieng das Blatt ein.

[9]) Nr. 1 der „Blätter für Literatur und Kunst" vom Jahre 1835.

[10]) Nr. 25 f. vom 5. Februar.

[11]) Nr. 37.

VII.

[1]) Frankl's „Sonntagsblätter" Nr. 43 des Jahrg. 1842 und Nr. 21 des Jahrg. 1847.

[2]) In den Anmerkungen zu der Gesammtausgabe seiner Schriften erwähnt Bauernfeld öfter des Einflußes Grillparzer's.

[3]) „Sammler" 1838, Nr. 34 und 35.

[4]) „Wiener Zeitschrift" 1838, Nr. 32 und „Theaterzeitung" 1838, Nr. 49. — Mit wahrer Ehrerbietung besprach seltsamer Weise das Organ Ebersberg's, der „österr. Zuschauer" das Stück. (Nr. 35 v. J. 1838.)

[5]) „Humorist" 1838, 2. Jahrgang, Nr. 40 enthält dramatische Didaskalien über „Weh' dem, der lügt" von M. G. Saphir.

[6]) „Wiener Zeitschrift" 1838, Nr. 31.

VIII.

[1]) Im neuen Reich, 1872. S. 200.

[2]) Rodenberg's Rundschau, III. Jahrg., 2. Heft.

[3]) Nachlaß I., 663. — Die Roheit der Kritik Solger's wird nur noch etwa von Zelter (Briefwechsel mit Göthe, herausg. von Riemer, 6 Bde.

1833 und 1834) erreicht. Seine Briefe v. 24. März 1818 über die Aufführung der „Ahnfrau", und v. 6. November 1830 über die Aufführung der „Medea" in Berlin gehören zu dem Unartigsten und Verkehrtesten, was jemals in dieser Richtung geschrieben wurde. (II. 460 und VI. 52.)

[4]) Der Vater der deutschen Literaturhistorie Gervinus, wird der „Medea" ebenso wenig gerecht, als der „Sappho" (V [3] 687) und dem „Ottokar" (V [3] 695). Dafür geißelt Grillparzer in Prosa und Vers die Schwächen dieses Historikers und man wird bei aller Anerkennung der großen Verdienste des letzteren gestehen müssen, daß der Tadel Grillparzer's im Großen und Ganzen ein gegründeter ist.

[5]) In den Portraits und Silhouetten Gustav Kühne's (2 Bde. 1843) wird Grillparzer übergangen; nur bei Besprechung der Laube'schen Reisenovellen und der Schilderung der Wiener Zustände, die darin vorkommen, bemerkt Kühne: „Wo Laube geistige Ueberlegenheit wittert, wird er kleinlaut und mißgestimmt. Caroline Pichler, Kurländer, Grillparzer sind Menschen, die er übersieht: die schildert er gut."

[6]) Nr. 6703 der „Neuen Fr. Presse" bringt drei Briefe Grillparzer's an Böttiger vom 2. Februar 1818, 6. April 1318 und 16. Mai 1818 aus dem Nachlasse Böttiger's auf der Dresdener Bibliothek von Lier veröffentlicht.

[7]) Nr. 75: „Kritische Tagesworte von X über deutsche Schriftsteller." Der Aufsatz enthält auch eine kurze, ziemlich zutreffende Charakteristik Grillparzer's.

[8]) Sie wurden im 1. Bande der „Grenzboten" vom J. 1844, S. 787 f. zuerst veröffentlicht. Das Gedicht „an die Ueberdeutschen" hatte übrigens merkwürdige Schicksale. Castelli's Taschenbuch „Huldigung den Frauen" 1845 enthält S. 320 f. dieses Gedicht und dazu folgende Redactionsnote: „Dieses Gedicht ist mir und nur mir allein von dem Dichter zum Drucke in diesem Taschenbuche übergeben und Grillparzer und ich waren nicht wenig erstaunt, dasselbe in den „Grenzboten" früher abgedruckt zu sehen." — Nicht genug daran. Stubenrauch's „österr. Kalender für 1845" enthält dasselbe Gedicht unter dem Titel „Deutsche Poesie" mit folgender Anmerkung: „Der hochgefeierte Verfasser hatte das Gedicht zur Aufnahme in unseren Kalender bestimmt, bevor der unbefugte Abdruck in den „Grenzboten" und dann aus diesem in die „Pannonia" erschien." Ein Parisapfel, aber von keiner besonderen Schönheit!

[9]) Auf S. 287 und 317.

[10]) Auf S. 370. Das Gedicht ist seitdem vergessen und nicht wieder gedruckt worden.

[11]) Diese Gedichtsammlung war mir nicht zugänglich; aber in den Frankl'schen „Sonntagsblättern" 1847 (Nr. 15 des „Wiener Boten") wurden die „Wintergedanken" abgedruckt und ausdrücklich als Nachdruck aus den 1847 in Ulm erschienenen „lyrischen Blättern" von Justinus Kerner erklärt.

[12]) Zum ersten Male taucht diese Nachricht in ganz bestimmter Form auf im „Berliner Gesellschafter" 1822, Nr. 22, in einer Correspondenz aus Wien.

[13]) Der Aufsatz befindet sich in Nr. 45 des Jahrg. 1846 der „Oesterreichischen Blätter für Literatur und Kunst", die von 1844 an unter Adolf Schmidl's Redaction erschienen und von der Studienhofcommission subventionirt wurden. Sie dienten auch pädagogischen Zwecken.

[14]) Denkwürdiges von Franz Grillparzer. Nach mündlichen Mittheilungen Otto Prechtler's veröffentlicht von Adam Müller aus Guttenbrunn in der Beilage der „Allgem. Zeitung" Nr. 217 vom Jahre 1882.

[15]) So Carl Frenzl: „Berliner Dramaturgie" II., 377 f.

IX.

[1]) „Album zum Besten der Verunglückten in Pesth-Ofen." Herausgegeben von Fr. Witthauer. Wien 1838, S. 46 f.

[2]) Jahrg. 1838 Nr. 144, 145.

[3]) Nr. 169.

[4]) Vgl. die Recension in Nr. 194 der „Wiener Zeitschrift".

[5]) „Streitfragen und Erinnerungen" S. 63.

[6]) Jahrg. 1844, Nr. 24 und Jahrg. 1847, Nr. 37 des „Wiener Boten" (Beilage der „Sonntagsblätter").

[7]) Foglar, Grillparzer's Ansichten, 11.

[8]) „Wiener Zeitschrift" 1843, Nr. 17.

[9]) Ueber Grillparzer's Production in jener Zeit Foglar 15, 18.

[10]) Die Quellen fließen hier schon recht spärlich, kurze Notizen in den „Sonntagsblättern" 1843, Nr. 36, 39, 46; der Wiener Brief in den „Grenzboten" 1843, S. 1413 f. und eine Aeußerung des Dichters bei Foglar 27 ist das Ganze, was wir haben.

[11]) „Wiener Zeitschrift" 1844, Nr. 16, und die „Sonntagsblätter" 1844, Nr. 3.

[12]) „Wiener Zeitschrift" 1844, Nr. 141.

[13]) G. Wolf, Grillparzer als Archivdirector, 30.

[14]) Die Notiz in den „Grenzboten" 1844, S. 665.

X.

[1]) Jahrgang 1846, 1. Band, S. 309 f.

[2]) Einleitung zu Grillparzer's sämmtlichen Werken, S. XI.

[3]) Grillparzer gibt eine Andeutung, in welche Zeit die Entstehung des Drama's fällt. Frau v. Littrow: „Aus dem persönlichen Verkehre mit Grillparzer", 159.

[4]) A. a. O., 159 f.

[5]) Im Nachlasse Grillparzer's befindet sich dem Vernehmen nach eine Fortsetzung des Estherfragmentes, enthaltend eine Scene.

[6]) Foglar, 41.

[7]) Bei Kuh II., 215.

[8]) A. a. O., 219.

[9]) Foglar, 42.

[10]) Ueber die Hantirung der Censur in der Zeit von 1845—48 die Darstellung in Schmidl's „Oesterr. Blättern" 1848, Nr. 72, 133 f. Was da aus autentischer Quelle berichtet wird, klingt ganz unglaublich.

[11]) „Grillparzer-Album", 507.

[12]) Foglar, 53.

[13]) Wir wissen über diese Reise fast gar nichts. Notizen in den „Sonntagsblättern" 1847 („Wiener Bote" Nr. 35 u. 39) und in Nr. 11 der „Wiener Abendpost" vom 14. Jänner 1871.

[14]) L. A. Frankl: „Zur Biographie Grillparzer's", 47.

XI.

[1]) Helfert, „Die Wiener Journalistik im Jahre 1848", S. 40.

[2]) Foglar, 56 f.

[3]) „Grillparzer-Album", 496.

[4]) Vgl. den Aufsatz: „Die Schwestern Fröhlich" („Wiener Illustrirte Zeitung" IX. Jahrg., 1. Bd., 263 f.

[5]) Die Schilderung bei Hopfen, Streitfragen, 32 f. und 73 f. und Frankl, Biographie Grillparzer's 11 f.

[6]) Nr. 7 des „Literaturblattes" (Beilage der „Sonntagsblätter").

[7]) Laube's Burgtheater 191 f.

[8]) Nr. 68 des „Literaturblattes" (Beilage des Cotta'schen „Morgenblattes") vom Jahre 1820.

[9]) Es erschien in Nr. 43 vom 9. April 1816, ohne Namen und Chiffre.

[10]) Nr. 35.

[11]) Kaltenbäck's Zeitsch. 1835, Nr. 34, S. 135.

[12]) Wolf, Grillparzer als Archivdirector, 77.

XII.

[1]) Für dieses Capitel wurden außer den angeführten Werken noch benützt die Wiener Tagesblätter, die „Augsburger allgemeine Zeitung" und die Brockhaus'sche Revue „Unsere Zeit".

[2]) Denkwürdiges u. s. w. in der Beilage Nr. 217 der „Allg. Zeitung" vom J. 1882.

[3]) In den schon öfter citirten „Streitfragen".

[4]) Fr. v. Littrow, 213.

[5]) Foglar, 61.

[6]) Fr. v. Littrow, 204.

[7]) Frankl, Zur Biographie Grillparzer's, 52.

[8]) Foglar, 63.



